Wilhelm und Caroline von Humboldt

in ihren Briefen.

1808 – 1810.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen

Früher erschienen
die beiden Bände:

Aus der Brautzeit

1787—1791

Fünfte Auflage. Geheftet ℳ 9.—
In geschmackvollem Geschenkeinband ℳ 10.—

Wir sind ganz von Bewunderung erfüllt über den schier unerschöpflichen Reichtum, über die Tiefe und Wärme der Empfindung, von der die süße Herzenszwiesprache dieser zwei seltenen Menschen beseelt ist. „Deutsche Zeitung."

Aus der jungen Ehe

1791—1808

Dritte Auflage. Geheftet ℳ 6.50
In geschmackvollem Geschenkeinband ℳ 8.—

Was diese beiden an Gemüt und Geist so hochgebildeten Menschen vor hundert Jahren sich zu sagen hatten, das ist niemals veraltet. Ein weises, schönes, stilles und tiefes Buch, wohl zum Allerbesten der deutschen Briefliteratur gehörig.
„Leipziger Neueste Nachrichten."

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen

Herausgegeben von Anna von Sydow

Dritter Band

Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst

Briefe aus Rom und Berlin-Königsberg 1808—1810

Berlin 1909
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

-G.
H9196

Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst

Briefe aus Rom und Berlin-Königsberg 1808—1810

Herausgegeben von Anna von Sydow

Mit zwei Abbildungen

Berlin 1909
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

133681
24/8/14

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901 sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

Seite

Überblick . . . . . IX—XV

Erster Abschnitt: Von Humboldts Abreise aus Rom bis zur Ankunft in Berlin. 14. Oktober 1808 bis 14. Januar 1809 . . 1—68

Zweiter Abschnitt: In Berlin. 14. Januar bis 8. April 1809 . 69—133

Dritter Abschnitt: Aufenthalt in Königsberg bis zur Urlaubsreise auf die Dacherödenschen Güter. 14. April bis 5. Dezember 1809 . . . . . 134—289

Vierter Abschnitt: Humboldt auf Urlaubsreise und wieder in Berlin als Leiter des Unterrichtswesens. 8. Dezember 1809 bis 12. Juni 1810. . . . . 290—417

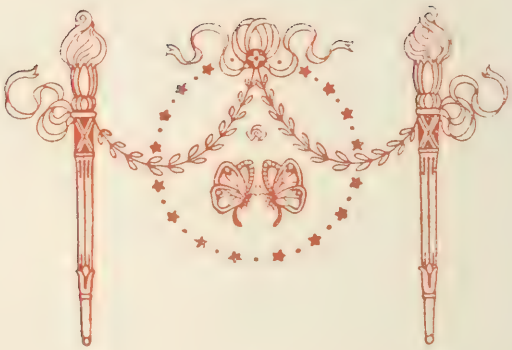
Fünfter Abschnitt: Von Humboldts Ernennung zum Staatsminister und Gesandten bis zur Wiedervereinigung mit den Seinen in Wien. 14. Juni bis 21. Oktober 1810 . . . . 418—487

Namenverzeichnis . . . . . 488—496

Abbildungen

Caroline v. Humboldt. Nach dem Gemälde von Gottlieb Schick vor S. 1

Der Pozzo. Nach einer photographischen Aufnahme zwischen S. 68 u. 69



Überblick

Der ununterbrochene Briefwechsel zweier Jahre liegt vor uns. Zwei Jahre schmerzlicher Trennung standen unvorhergesehen Wilhelm und Caroline von Humboldt bevor, als sie in Rom in der Nacht des 14. Oktober 1808 voneinander schieden.

Humboldt ging seiner Privatgeschäfte wegen auf Urlaub nach Deutschland und nahm den elfjährigen Theodor mit, um ihn in der Heimat erziehen zu lassen. Er selbst gedachte nach wenig Monaten bei den Seinen in Rom wieder einzutreffen.

Aber mit seiner Rückkehr nach Deutschland betritt Humboldt schon die Schwelle seiner staatsmännischen Laufbahn. Noch ehe er Berlin erreicht, erfährt er Steins Absicht, ihm die Sektion für Kultus und Unterricht zu übergeben. Humboldt war sich sofort klar, daß in der tiefen Erniedrigung der Gegenwart hier der Punkt sei, an dem die Arbeit für die Wiedergeburt Preußens anheben müsse, daß dem Verlust materiellen Guts nur ein Erstarken der idealen Kräfte entgegengesetzt werden könne. Er hatte selbst gewünscht, dem Vaterland zu nützen, und doch sehen wir ihn zaudern.

Wir blicken in einen Konflikt, in den Kampf, in den das vielgestaltige Leben den Künstler führt, der es als seine erste Pflicht, als sein heiliges Recht empfindet, seine Begabung auszubilden.

Wilhelm von Humboldt war ein Künstler, und sein Kunstwerk ist er selbst. Dieser grandiose Egoismus verlangte ein ganzes

Leben in seinen verschiedensten Formen auszunützen, um das eigene Wesen zur höchsten Stufe der ihm erreichbaren Vollkommenheit zu führen. Nun forderte das Vaterland die Hingabe in äußerer Tätigkeit von einem, dem von Jugend auf „die Nichtigkeit des Wirkens, das Bleibende des Seins" ein unumstößlicher Satz gewesen, verlangte von ihm eine schöpferische Tat und versagte ihm doch die notwendige Freiheit zu gedeihlichem Wirken.

Mit der objektiven Klarheit, die Humboldt charakterisiert, beurteilt er sich selbst wie einen anderen, beleuchtet scharf die Vorzüge und Mängel seiner Natur, weiß genau, daß er mehr zum betrachtenden Leben geeignet ist, daß ihm zum Staatsmann der glühende Ehrgeiz, der Durst nach Ruhm, die Freude am Erfolg fehlt, daß man — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — „nicht gleichzeitig Zuschauer und Schauspieler sein kann". Aus diesem Bewußtsein sind zunächst die Zweifel geboren, die ihn fragen lassen, ob das, was er leisten wird, das Aufgeben seiner eigentlichen Existenz wert ist.

Um Humboldt hierin gerecht zu werden, müssen wir uns vergegenwärtigen, was ihm und Caroline Rom, was beiden in ihrer idealen Ehe das Zusammensein, die fortgesetzte Arbeit am eigenen Selbst war, was endlich eine Trennung in damaliger Zeit bedeutete. Wir haben heute dafür keinen Maßstab mehr. Es war schließlich doch Vaterlandsliebe, die Humboldt zum Annehmen des angebotenen Postens bewog, einem anderen Lande als Preußen würde er dies Opfer niemals gebracht haben.

Dabei erkannte er von vornherein die unglückselige Gebundenheit seiner Zwitterstellung: als Geheimer Staatsrat war er zwar nicht dem Minister untergeordnet, aber auch nicht selbständig wie jener. Die Unabhängigkeit dieser Beamten beruhte hauptsächlich auf ihrer Stellung im Staatsrat, in dem sie die entscheidende Stimme haben sollten. Durch ihn hatten sie nach Steins Plan gleiche Rechte wie die Minister. Mit der Halbheit und Unent-

ſchloſſenheit aber, die nach Steins erzwungener Entlaſſung die damalige Regierung bezeichnet, wurde die Einführung dieſes Staatsrats unterlaſſen und damit die Selbſtändigkeit der Geheimen Staatsräte zur Phraſe gemacht.

Wir ſind in den vorliegenden Briefen Zeugen von den Schwierigkeiten, die ſich Humboldts Wirkſamkeit entgegenſtellten, wir ſehen ihn inmitten von Hof- und Staatsintrigen, ſeiner vornehmen Natur getreu, mit überraſchender Offenheit und mit der Unparteilichkeit handeln, die nur der haben kann, dem die Sache jeder Anſtrengung wert iſt, der aber für ſich ſelbſt nichts fordert und nichts erwartet. Sein hoher Idealismus, ſeine Menſchenkenntnis, verbunden mit vollendeter Grazie der Formen, eine gewiſſe unvertilgbare Heiterkeit bei eiſernem Fleiß machten es ihm möglich, trotz aller Hemmniſſe Bewunderungswürdiges in anderthalbjähriger Wirkſamkeit zu leiſten und dem preußiſchen Unterrichtsweſen ſeinen idealiſtiſchen Charakter für alle Zeit aufzuprägen. Die Gründung der Berliner Univerſität hat Preußen Humboldt allein zu danken.

Schon der kühne Gedanke, in dieſer Zeit bitterer Not Opfer zu fordern für Bildung und Wiſſenſchaft, entſprang einem Idealismus, den auf dieſem Gebiet damals nur wenige haben konnten, und es iſt ein herrliches Zeugnis für die ſittlichen Kräfte, die das erniedrigte Preußen noch beſaß, daß Humboldt nicht vergeblich dieſem Idealismus vertraute. Humboldt folgte auch hier durchaus ſeiner Überzeugung, daß die univerſelle Bildung des Individuums die Grundlage alles kulturellen und politiſchen Fortſchritts ſein müſſe. Nach dieſem großen Geſichtspunkt hatte er einen Plan entworfen, der ſeinen eigenen Worten zufolge „von der kleinſten Schule an bis zur Univerſität alles umfaßte, und in dem alles ineinandergriff“. Wäre es ihm vergönnt geweſen, dieſen Plan ganz auszuführen! Allein Neid und Mißtrauen einerſeits, kurzſichtige Ängſt-

lichkeit anderseits bewirkten, daß Humboldt der Posten als Minister des Innern, als welcher allein er ungehemmt seine Ideen hätte verwirklichen können, vorenthalten wurde. Beim König, der Humboldt persönlich schätzte und liebte, war es wohl hauptsächlich die Sorge, daß Humboldt, um dem Kultus, damals eine Sektion im Ministerium des Innern, vorzustehen, nicht religiös genug sei. Jetzt kennen wir Humboldt aus der tiefsten Seelenzwiesprache mit Caroline anders als seine Zeitgenossen, denen oft die Übermacht seines alles beherrschenden Verstandes in eisiger Kälte entgegentrat und sein tiefes Empfinden verhüllte. Wer könnte heute Wilhelm von Humboldt Religion absprechen? Ist nicht beständiges ernstes Arbeiten am eignen Selbst Frömmigkeit? Ist nicht diese stete Richtung des ganzen Seins auf das Ewige und Höchste Religion? Liegt nicht hier die Quelle der Milde, der Treue, der Geduld und des heitren Muts, wie Humboldt sie in jeder Lage des Lebens bewies? Nur freilich kirchlich war Humboldt nicht, aber er hatte die zarteste Duldung für alles, was anderen Individualitäten heilig war, er besaß das tiefste Verständnis für den Zweck und den Segen des Gottesdienstes, er würde auch dafür auf das beste gesorgt haben, sehen wir ihn doch zum Beispiel eingehend und erfolgreich mit der Pflege der Musik beschäftigt, obgleich ihm gerade hierfür der Sinn ganz verschlossen war.

Das größte Opfer, das seine neue Stellung von ihm verlangte, war die Trennung von Caroline. Ihre Übersiedelung nach Berlin war zunächst unausführbar, da Humboldts Bleiben dort ganz ungewiß schien.

Mitte April 1809 war er durch die Geschäfte genötigt, auf unbestimmte Zeit nach Königsberg zu gehen, wo der Hof und die Minister weilten. Hier ward ihm die Unhaltbarkeit des Altensteinschen Ministeriums, der nur halb ausgeführten Verfassung und damit auch die Unsicherheit seiner eigenen Lage völlig klar.

Er konnte nicht daran denken, Frau und Kinder in diese Ungewißheit zu verwickeln, und behielt die Möglichkeit einer Rückkehr nach Rom immer noch im Auge.

Im Oktober 1809 fühlt Humboldt sich gedrungen, dem König offen seine Meinung über die Mängel der Verfassung und zugleich den Wunsch auszusprechen, in seine diplomatische Stellung zurückzutreten. Zwar waren die Verhältnisse in Rom von Grund aus gewandelt, seit Napoleon den Kirchenstaat zur französischen Provinz erklärt hatte. Im Juli 1809 war der Papst im Quirinal gefangen genommen und nach Savona gebracht worden. Aber dennoch schien es nicht unmöglich, daß in Rom oder Neapel von neuem eine Gesandtschaft errichtet würde. Humboldts waren in Italien so heimisch geworden, daß sie immer die dereinstige Rückkehr dorthin, sei es in offizieller Stellung, sei es in bescheidenen Privatverhältnissen, als festen Pol in ihren schwankenden Zukunftsplänen sahen.

Noch war indessen trotz der offenen Aussprache dem König gegenüber nichts in Humboldts Lage geändert, als der am 20. November erfolgte Tod seines Schwiegervaters ihn zwang, mit Urlaub nach Erfurt und den Dacherödenschen Gütern zu eilen, um die Erbschaft zu regeln.

Als er Ende Januar 1810 nach Berlin zurückkehrte, fand er seine dienstliche Lage in keiner Weise verbessert, aber gerade da die Erbschaft seiner Frau ihn pekuniär unabhängig gemacht hatte, sprach er ihr die Absicht aus, weiter zu dienen, und nur, wenn ein Bleiben mit seiner Ehre nicht mehr vereinbar sei, „leise herauszutreten".

Da läßt Caroline den Reisewagen instand setzen, bereitet die Auflösung ihrer römischen Häuslichkeit vor und macht Anfang März einen längst geplanten Ausflug nach Neapel, an den sich unmittelbar die Heimreise anschließen sollte. Humboldt mietet in Berlin ein Haus und lebt ganz im Gedanken der Wiedervereinigung mit den Seinen.

Inzwiſchen nehmen die Schwierigkeiten ſeiner Lage immer mehr zu. Der König hatte in einer Kabinettsorder vom Dezember 1809 die Miniſter Altenſtein, Dohna und Beyme beauftragt, ihm Vorſchläge für eine neue Organiſation der inneren Verwaltung zu machen. In einem Immediatbericht vom 17. März 1810 verwerfen die Miniſter den von Stein vorgeſchlagenen Staatsrat gänzlich und veranlaſſen den König zur Unterzeichnung einer Kabinettsorder — vom 31. März —, durch die ein interimiſtiſcher Staatsrat eingeſetzt wird, in dem den Geheimen Staatsräten an Stelle der ausſchlaggebenden nur eine beratende Stimme gewährt und ſomit ihre Stellung zu der der Staatsräte herabgedrückt wurde. Es iſt bezeichnend, daß Humboldt zunächſt nur unter der Hand davon erfährt, daß man es nicht wagt, die Kabinettsorder bekanntzugeben. Als es endlich — am 24. April — geſchieht, bleibt ihm nichts übrig, als den König um ſeine Entlaſſung zu bitten. „Ein mannhaftes Schriftſtück“ nennt Bruno Gebhard*) dieſes Entlaſſungsgeſuch Humboldts, „ein freimütiges, den König und ſeinen Beamten gleich ehrendes Schreiben in ſeiner wundervollen Vereinigung von Ehrerbietung in der Form und energiſcher Schärfe in der Sache.“ Es blieb zunächſt unbeantwortet, und ſomit dauerte die peinliche Ungewißheit der Gatten in Berlin und Rom fort. Entſchied ſich auch Caroline mit ihrem geſunden Gefühl für eine Rückkehr nach Deutſchland in jedem Falle, ſo konnte ſie doch nicht abreiſen, ehe der künftige Wohnort beſtimmt war.

Auf ein erneutes Schreiben Humboldts folgte am 29. Mai die Ankündigung des Königs, er habe ſeinen Entſchluß noch „ausgeſetzt“.

Nun aber trat die Miniſterkriſis ein, die Hardenberg zum Staatskanzler machte. Dieſer, mit der Bildung eines neuen Miniſteriums betraut, beantragte am 3. Juni beim König, Humboldt

*) Bruno Gebhard, „Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann.“ Dieſem Werk ſind auch die Daten der Akten entnommen.

zum Miniſter des Innern zu ernennen. Welche Intrigen da geſpielt haben, ob wirklich des Königs Bedenken, Humboldt den Kultus anzuvertrauen, ausſchlaggebend war, darüber verſagen ſowohl die Akten als auch Hardenbergs Tagebuch, und ſelbſt Humboldts Briefe klären uns nicht ganz auf, da er nicht mit Unrecht vermutete, daß ſeine Briefe von Unberufenen geleſen würden, ehe ſie unregelmäßig und verſpätet in die Hände ſeiner Frau gelangten. Jedenfalls wurde Hardenbergs Vorſchlag nicht angenommen, und am 14. Juni erhielt Humboldt als Antwort auf ſein Entlaſſungsgeſuch vom 29. April durch Kabinettsorder die Ernennung zum Geſandten in Wien und den Charakter als Staatsminiſter.

Humboldt ſollte ſeinen neuen Poſten in Wien am 1. September antreten und wollte auf dem Wege dorthin noch die Güter ſeiner Frau beſuchen. Seine Abreiſe verzögerte ſich durch die erſchütternde Nachricht vom Tode der Königin Luiſe. In Humboldts Briefen klingt der tiefe Schmerz wieder, der Stadt und Land erfüllt, wir erleben die Beiſetzung, wir ſehen den erſten Plan zum Charlottenburger Mauſoleum entſtehen, und Rauch durch Humboldts Vermittelung den Auftrag zum Sarkophag für die Königin erhalten.

Am 15. Auguſt 1810 endlich verläßt Humboldt Berlin, geht auf die Güter, dann zur Fürſtin von Rudolſtadt nach Schwarzburg und über Eger und Karlsbad nach Wien, wo er am 22. September eintrifft.

Am 24. September ſchied Caroline aus Rom und langte am 21. Oktober, wenige Stunden nach ihrem Sohn Theodor, der aus Berlin kam, in Wien an.

Caroline v. Humboldt
geborne v. Dacheroeden

Erſter Abſchnitt.

Von Humboldts Abreiſe aus Rom bis zur Ankunft in Berlin

14. Oktober 1808 bis 14. Januar 1809

1. Humboldt an Caroline

Foligno, den 15. Oktober 1808, abends 10 Uhr

Wir ſind erſt in dieſem Augenblicke hier angekommen, liebe Li, und da ich höre, daß die Poſt eben abgeht, ſo ſchreibe ich Dir gleich dieſe Zeilen. Wir ſind wohl und haben auch die Nacht nicht ſonderlich von der Kälte gelitten. Eng nur ging es freilich, beſonders anfangs, zu, aber mit der Zeit finden dann doch alle Glieder ihren Platz. Nur die Bewegungen muß man immer gleichzeitig vornehmen, damit wo ein Arm oder Fuß ausfährt, der andere einklappt. Eine Hauptaktion und wirkliche Bataille, bei der man immer etwas Kleidung läßt, iſt das Aus- und Einſteigen.

Wir ſind hier ſpäter angekommen als ich meinte, und doch unaufhörlich gefahren. Wir ſind aber auch ſchon hundert Miglien weit. Gott! ſo oft iſt mir heute im ſchnellen Fahren eingefallen, was man für ein unſeliges Treiben hat, das Liebſte, was man

besitzt, zu verlassen! Die Entfernung von Dir und den lieben Kleinen und Rom ist mir äußerst schmerzlich. Theodor ist recht gut, still und aufmerksam gewesen. Er hat sehr viel von Dir gesprochen und liebt Dich unendlich. Ich wollte Du hättest ihn in den Reisekleidern, von der Luft rot, gesehen. Er sieht wie ein Glückskind aus, das auf Abenteuer in die Welt zieht. Lebe innigst wohl, liebe Li, küsse die beiden holden Mädchen und die gute Li und grüße Kohlrausch*) und alle übrigen. Ewig Dein H.

2. Caroline an Humboldt

Rom, den 19. Oktober 1808

Ach mein Lieber, Deine Abreise hat uns in einer tiefen, tiefen Stille zurückgelassen, die wir alle mehr oder weniger empfinden. Es hat eigentlich etwas Schreckliches, so das Teuerste, was man besitzt, die Nacht abreisen zu sehen. Den dunkeln Mächten vertraut man nur mit Schaudern. Mir war in der Stille meines Gemüts ordentlich wohl wie es Sonnabendabend wurde, und ich mich Euch in oder um Foligno denken konnte, und meinen armen, guten Jungen schlafend. Gestern nachmittag habe ich Deinen Brief aus Foligno empfangen und danke Dir herzlich dafür.

Khevenhüller**) ist Sonntag abend angekommen und ist trostlos, Dich nicht noch getroffen zu haben. Er hat der Krönung der Kaiserin als Königin von Ungarn beigewohnt und diese Feierlichkeit hat viele Gedanken in ihm entwickelt. Er reist schon den 26. wieder ab und wünscht, daß Lebzeltern***) hier in dem Posten bis zum endlichen Arrangement aller Dinge bleiben möge.

*) Arzt.

**) Österreichischer Gesandter.

***) Österreichischer Geschäftsträger.

Mit dem Monsignor Nicolai*) habe ich gestern Vormittag die erste Unterredung gehabt, und Du würdest recht gelacht haben, wenn Du mich mit ihm einen Brief des Bischofs von Breslau und Deine Antwort hättest übersetzen sehen. Der Monsignore kam mir nicht sehr pfiffig vor. Er scheint zweimal die Woche, Dienstag und Freitag, Konferenzen mit mir haben zu wollen. Veras**) schöne Augen würden dabei mehr Effekt gemacht haben. Ich finde gar nicht, daß der Monsignore eine Antinous- oder Herkulesbrust hat, und ich glaube beinah, Du hast ihn aus Jalousie gewählt. Ich muß Dich schon ein wenig plagen!

Die Mädchen sind alle lieb, wohl und gut. Zoëga***) hat bis jetzt mehr Stunden gegeben, als er wollte denn selbst den Sonntag hat er Caroline kommen lassen. Zu Rauch hat Zoëga gesagt, es sei für ihn eine musikalische Stunde, so schön lese Caroline. Er könne sich nicht satt hören. Die Kleinen weinten so bitterlich, wie Du fort warst, daß ich wirklich in Angst geriet, es möchte ihnen schaden. Seitdem sprechen sie mit innigster Liebe von Dir und dem Theodor und Gabrielle meinte gestern: „se ci fosse adesso il diavoletto, sarebbe per noi un angelo".†) Kohlrausch grüßt tausendmal und war sehr tief von Deiner Abreise bewegt. Ich muß hier abbrechen. Tausendmal Adieu!

*) Generalkommissar der apostolischen Kammer, den Humboldt mit der Wahrnehmung der Geschäfte betraut hatte.

**) Italienischer Agent.

***) Berühmter Altertumsforscher und Koptolog, seit 1798 dänischer Generalkonsul im Kirchenstaat, gab der Tochter Caroline griechischen Unterricht.

†) „Wenn er jetzt hier wäre, der kleine Teufel, so wäre er für uns doch ein Engel."

3. Humboldt an Caroline Venedig, Sonnabend, 22. Oktober 1808

Du siehst, liebe Li, daß wir glücklich hier angekommen sind. Vor einer halben Stunde sind wir aus der Barke gestiegen und wohnen im Gran Parigi am großen Kanal. Unsre Reise ist sehr glücklich gewesen. Alexanders Wagen ist himmlisch, er ist halb leer, tausend kleine Bequemlichkeiten, warm, und so verschlossen, daß kein Regentropfen uns ankommen kann.

Venedig werde ich erst jetzt sehen, ich war noch nicht einmal auf dem Markusplatz. Darum muß ich aber auch jetzt schließen, denn die Post geht um 7 Uhr ab, und ich möchte noch ausgehen, solange es Tag ist. Ich denke mit jedem Moment, liebe Seele, an Dich und nur der wirklich wunderbare Einzug in Venedig hat mich heute ein wenig von der trüben Sehnsucht nach Dir, meine Liebe, den Kleinen und Rom zerstreut. Ewig Dein H.

4. Humboldt an Caroline Venedig, den 24. Oktober 1808

In Venedig, liebe Li, wird man erst recht inne, welch ein reizendes und liebliches Element das feste Land ist im Gegensatz mit dem Wasser. Du glaubst nicht, welch einen frostigen und unbarmherzigen Anblick die Häuser machen, die so überall von den Wellen der Kanäle, die doch weder etwas Großes noch Malerisches haben, umspült sind. Auch ist das Gondelfahren bei weitem nicht so unterhaltend, als im Wagen. Indes bleiben einige Orte in Venedig doch sehr groß und sehr reizend, und der Anblick der Vergangenheit, die halb orientalische Pracht und die Größe des Mittelalters sind sehr imponierend. Der Markusplatz und das, was ihn umgibt, ist einzig. Man macht sich übrigens eine ganz falsche Idee von Venedig, wenn man glaubt, daß es

eine bloße Waſſerſtadt ſei. Man kann, ein paar abgeſonderte Inſeln abgerechnet, überall zu Fuß hingehen, und einige Straßen und Kais ſind ſogar breit. Nur um den Markt herum ſind ſie ſo eng und dunkel, daß es wie ein Irrgarten iſt, in dem man ewig fehl geht. Vom Meer muß man hier gar keinen ſehr ſchönen Anblick erwarten. Selbſt vor dem Hafen, von dem man es am beſten ſieht, liegen Inſeln vor und immer ſind es nur die Lagunen, denen alles Große und Majeſtätiſche des Meeres, ſo wie man es um Cadix, Malaga und anderen Häfen ſieht, fehlt.

Ich habe hier unvermutet Cicognara*) gefunden. Er hat uns heute früh in eine Galerie im Palaſt Manfrin geführt, wo ich Dich wohl hingewünſcht hätte. Zehn Zimmer und äußerſt wenig mittelmäßige Stücke. Sehr ſchöne Gemälde von allen Schulen, aber von der Venetianiſchen, beſonders Giorgione, ſo, wie man ſie ſonſt vielleicht nirgends ſieht. Es gibt auch außerdem noch viel merkwürdige Bilder hier, die aber zerſtreut ſind und die ich bei weitem nicht Zeit haben werde, alle zu ſehen.

Morgen iſt wieder Poſttag, und da hoffe ich gewiß auf einen Brief von Dir. Schrecklich wäre es, wenn ich keinen bekäme. Dann müßte ich bis München warten. Denn übermorgen reiſe ich ſchlechterdings ab, ich muß jetzt machen, daß ich über den Brenner komme. Hier iſt ſchon eine ſchreckliche Kälte, doch bin ich ſehr heroiſch und ſchreibe bis um Mitternacht in einer Stube ohne Kamin. Da dieſe Reiſe einmal ein Märtyrertum iſt, ſo gehört die Kälte mit zu den leichteſten Plagen vielleicht. Ach! es wird mir unendlich ſchwer werden, Dich alle die langen, langen Monate zu entbehren. Du warſt immer ſo gut und ſo lieb und erheiterteſt mir jeden Augenblick. Wenn ich Dir amüſant ſchien, war es erſt, weil Du

*) Leopoldo Graf von Cicognara, italieniſcher Kunſtſchriftſteller, war ſeit 1808 Präſident der Akademie der ſchönen Künſte in Venedig.

mich froh machteſt. Aber die ſchöne Zeit wird ja wieder kommen, und mein liebſter Gedanke auf meiner ganzen bisherigen Reiſe iſt immer der geweſen, wie viel ſchneller ich reiſen werde, um Dich noch vor Deiner Niederkunft zu finden. Adieu! Ewig Dein H.

5. Humboldt an Caroline

München, den 1. November 1808

Ich ſchreibe Dir bei Jacobi,*) liebe Li, der mich mit alter, herzlicher Liebe aufgenommen hat, und bedauert, daß Du nicht mit uns biſt, und von dem ich mich ſeit geſtern morgen nur auf Augenblicke getrennt habe. Ich kam vorgeſtern hier an, alſo in fünf Tagen von Venedig hierher, 40 Poſten über das Gebirge. Du ſiehſt, daß ich nicht ſäumte. Wir wohnen im Wirtshaus, ich bin aber ſo gut als den ganzen Tag bei Jacobi.

2. November

Ich konnte geſtern nicht weiter ſchreiben, wie es überhaupt mit der Zeit ſchlimm ausſieht, da nach der Lebensart, die Du von Wandsbeck**) aus kennſt, der ganze Tag im Geſpräch verſtreicht. Jacobi iſt zwar, wie nicht zu leugnen iſt, ſeit den Jahren, wo wir ihn nicht ſahen, viel älter geworden und ſeinem ſonſt wirklich ſchönen Geſicht hat das mehr, als ich ſonſt gern dem Alter einräume, geſchadet. An Intereſſe des Geſprächs aber, ſelbſt an Lebhaftigkeit hat er nicht verloren. Höchſtens war er ſonſt anhaltender im Räſonnement. Die Schweſtern ſind durchaus ſtehengeblieben und die Zeit iſt ganz ſpurlos an ihnen vorübergegangen. Wie tief ich auf

*) Friedrich Heinrich Jacobi, 1743—1819, Philoſoph, ſeit 1805 an die Münchener Akademie der Wiſſenſchaften berufen, ſeit 1807 deren Präſident.

**) Humboldts hatten Jacobi 1796 in Wandsbeck beſucht.

einmal unter ihnen in Deutſchland hineingekommen bin, kannſt Du Dir nicht vorſtellen. Du kennſt Jacobis Treiben mit einer Schar von Menſchen und Büchern, und ſo ſind ſchon die meiſten alten und neuen Geſtalten wie eine Galerie an mir vorübergegangen. Das Geſpräch und die geiſtige Regſamkeit, obgleich ſie mir lange nicht die alte mehr ſcheint, haben unleugbar etwas ſehr Erhebendes und Schönbeſchäftigendes. Aber es ſind doch immer nur einzelne Punkte. Das Element, in dem man lebt, iſt, wie Du beſonders in dieſer Gegend und Jahreszeit denken kannſt, unangenehm, und wenn man es recht ſtoiſch nimmt, gleichgültig. In Rom iſt es immer, für mich wenigſtens, als brauche man nicht beſonderen Aufwand, um fruchtbar und reich geſtimmt zu werden. Die Stimmung geht von ſelbſt durch alle Sinne ein, aber führt vielleicht freilich auch minder zur Handlung und zu einzelnen Beſtrebungen. Die Liebe, und man muß ſagen der Enthuſiasmus, mit dem der Kronprinz*) an Rom hängt, ſind wirklich ordentlich rührend. Er findet hier alles ſchal und froſtig, und als ich nach der gewöhnlichen Weiſe, ihn auf den alten Troſtgrund, der hier intereſſanteren Menſchen bringen wollte, ſagte er etwas ſehr Hübſches. Jacobi nämlich fiel ein und meinte, Rom müſſe erſt ſchön ſein, wenn man dort mit Deutſchen lebte und ſagte im Scherz, man müſſe es noch, wie ehemals ſo oft, mit Deutſchen erobern. „Behüt der Himmel," ſagte gleich der Prinz, „immer nur als Fremder, nie als Herr möchte ich in Rom ſein."

Ich bin hier ſo eng mit Jacobi verbunden, daß ich eigentlich nur mit ihm andere ſehe. Beim Miniſter Mongelas waren wir zuſammen. Die Frau iſt ſehr artig, und das iſt nicht zu leugnen, daß, wenn einem etwas in Deutſchland wirklich neu iſt, es deutſche Frauen ſind. Schöne ſind mir übrigens bis jetzt nicht vorgekommen.

*) Der nachmalige König Ludwig I., geb. 1786, hatte ſeinen erſten Aufenthalt in Rom 1804 und 1805 genommen.

Sage aber nur Kohlrauſchen, daß ich darum gar nicht zweifle, daß es unendlich viele gibt, nur ſind ſie mir nicht begegnet, oder ich bin nicht in das rechte Deutſchland gekommen. Aber unendliche Male fällt mir mit recht tiefer Sehnſucht ein: „Das iſt keines Römers Schritt“. —

Ich wurde abermals unterbrochen, beſte Seele. — Du biſt und bleibſt immer die Einzige, und obgleich das das Beſte iſt, was ich über Deutſchland zu ſagen weiß, daß ich etwas Dir Ähnliches nur hier vielleicht ſehen könnte, ſo würde doch auch hier jede Erwartung unbefriedigt bleiben. Was den Menſchen zu etwas Großem und Tiefem macht, kehrt überhaupt nur ſelten und nie auf gleiche Weiſe zurück, und der Wert des Lebens, nach meiner Anſicht, liegt nur darin, das zu befördern und vorzubereiten, oder wenigſtens zu hegen, zu erkennen und mit unbedingter Liebe nur daran zu hängen. Lebe wohl! Ewig Dein H.

6. Humboldt an Caroline

München, den 4. November 1808

Eben, da ich bei Jacobi bin, liebe Li, bringt man Deinen Brief vom 22. Oktober. Nicht den erſten, wie es ſcheint, den Du ſchriebſt, aber den erſten, den ich empfing.

Wohl iſt die Entfernung ſehr weh, doch haſt Du noch St. Peter und Rom und einen Himmel im Geſicht! Wenn Du die Gegend aus dem Fenſter ſäheſt, die ich jetzt in einem großen Zimmer bei Jacobi, das zu beiden Seiten Fenſter hat, im Auge habe! Alles grau, und grauer als grau; dürre Rieſen von Bäumen, und ein Windsgeheul, daß einem angſt und bange wird. Ich ſchicke eben wieder hinaus, im Ofen nachlegen zu laſſen, denn wenn es auch zu arg wäre, den Ofen hier den einzigen wahren Freund zu nennen, ſo iſt er wenigſtens der, ohne den

man keine Freundſchaft genießen kann. Ich gehe morgen früh hier ab und denke am 11. in Erfurt zu ſein. Nur ſollen die Wege von Bamberg aus fürchterlich ſein.

Jacobis ſind von der äußerſten Liebenswürdigkeit. Eine junge Brentano, Bettina*), 23 Jahre alt, Carl Laroches Niece, hat mich hier in das größte Erſtaunen verſetzt. Solche Lebhaftigkeit, ſolche Gedanken- und Körperſprünge (denn ſie ſitzt bald auf der Erde, bald auf dem Ofen), ſo viel Geiſt und ſo viel Narrheit iſt unerhört. Das nach ſechs Jahren in Italien zu ſehen iſt mehr als einzig. Sie hat mir den Tod der Günderode**) erzählt. Man iſt wie in einer andern Welt. Ich ſchreibe Dir noch einmal ausführlich davon. Heute kann ich nicht. Dies Zimmer iſt voller Menſchen, die alle durcheinander reden.

Ich habe Dir geſchrieben aus Bologna, zweimal aus Venedig und zweimal aus München. Ach! wäre ich lieber bei Dir. Es iſt mir oft, als wenn ich's nicht genug geſchätzt hätte, was ich nun ſo ſchmerzlich entbehre. Und doch habe ich's wirklich empfunden; weißt Du es auch recht? Es iſt doch in der Welt das einzige wahrhaft Überbleibende das Gefühl, die Sicherheit, geliebt zu ſein. Ich habe Jacobi die Strophe, die ich mir von Deinem Lied aufgeſchrieben, gezeigt, ohne ihm zu ſagen, von wem ſie ſei. Er hat nicht davon wegkommen können, ſo ſchön und rührend hat er ſie gefunden. Laß Dich endlich erbitten und ſchicke mir das Ganze, ich beſchwöre Dich.

Schelling***) hat den Agamemnon†) geleſen, liebt aber wie Du

*) Bettina v. Arnim geb. Brentano, geb. 1785, † 1859.

**) Caroline v. Günderode, deutſche Dichterin, geb. 1730, ertränkte ſich im Rhein 1806.

***) Friedr. Wilh. Joh. v. Schelling, geb. 1775, † 1854, Philoſoph, 1798 Profeſſor in Jena, ſeit 1806 Generalſekretär der Akademie der bildenden Künſte in München.

†) Humboldts Überſetzung.

die alte Ausgabe mehr. Also soll die meist stehen bleiben. Ich habe wieder bewundert, wie richtig Dein Urteil ist.

Lebe wohl, liebe, teure Seele. Adieu! H.

7. Humboldt an Caroline

Nürnberg, den 7. November 1808

Ich habe Dir, liebe Seele, am 4. von München aus zuletzt geschrieben und bin seitdem gestern bald nach Tisch hier angekommen. Der Himmel hat bisher unsere Reise ungemein begünstigt. Gestern war es ein so schöner Wintertag als man wünschen kann. Wiesen und Felder von Reif weiß, auf dem die Sonne in schönen Sternchen blinkte. Theodor findet das wunderschön, die Felder hübsch bebaut, den Himmel nur um weniges heller blau als in Rom — was man am eigenen Blute erleben muß! Ich denke still an das Blinken der Sonne im Sommer auf dem Glimmer im Sande in Albano und L'Ariccia. Ich empfinde es recht lebendig, daß, wenn noch Deutschland etwas Anziehendes für mich hat, es durch die Erinnerung an unsere vorigen, hier verlebten Jahre ist. Ich denke mich bei den Gegenden, dem Himmel, den Sonnenauf- und untergängen, die ich in Göttingen, Burgörner und Auleben wie in Rom ungern versäumte, in jene Zeit zurück, und die Umgebung wird mir teuer mit ihr. Dann beschäftigt mich die Zukunft sehr ernstlich.*)

Ich weiß noch immer nicht, so unwissend ist man hier, ob Stein**) abgegangen ist. Macht man mir im einen oder anderen Fall noch Anträge, so gebe ich nur nach wenn ich muß, d. h. wenn

*) Es war Humboldt bereits in München zu Ohren gekommen, daß man ihm die Sektion für Kultus und Unterricht im Ministerium des Innern antragen würde.

**) Bekanntlich erzwang Napoleon im November 1808 den Abschied des Ministers Stein, der nach Prag flüchtete.

ich ſicher bin, wirklich etwas Eigenes leiſten zu können. Nötig, das fühle ich, wäre es wohl, denn wie viel auch z. B. in Bayern aufgewandt wird, ſo geſchieht doch blutwenig. Überhaupt fehlt, wenn ich von hier urteilen ſoll, die nötige Regſamkeit, und nicht aus Verzweiflung oder Not, ſondern eher aus Apathie, verbunden mit einem gewiſſen Wohlleben. Bei mehreren kommt auch das Alter hinzu. Jacobi iſt, was ich nie geglaubt hätte, 65 Jahre alt und viel weniger geiſtestätig, auch im Umgang, als ſonſt; er dreht ſich meiſtenteils nur in den paar alten, längſt und oft von ihm ausgeführten philoſophiſchen Ideen herum. Die Wirkung, die das Alter hierin, und ſelbſt in ſeinem gar nicht mehr ſchönen und wie ſonſt von Geiſt und Lebendigkeit ſtrahlenden Geſicht gemacht hat, iſt ordentlich ſchmerzhaft zu ſehen und ſpricht ſehr gegen meine Theorie. Doch denke ich, werden Du und ich, liebes Kind, eine Ausnahme machen; Du wirſt immer hübſch bleiben, und ich werde mich ſo erhalten, wie ich bin. Jacobi gibt und gab immer den kleinen Schwächlichkeiten zu ſehr nach, es kommt nur auf das Widerſtehen an. Du kennſt Jacobis Manier, alte Briefe aufzuheben und wieder zu leſen. So hat er einen von mir aus Paris über den franzöſiſchen Charakter, aus dem er unendlich viel macht, und der wirklich zum Beſten gehört, was ich je gemacht habe. Ich habe ihm erlaubt, ihn drucken zu laſſen, wenn es ohne meinen Namen geſchehen kann. Die franzöſiſche Sprache und Literatur (denn nur davon iſt die Rede darin) lieben, werden groß Ärgernis daran haben.

Ich habe Briefe von Reinhard*) an Jacobi über Friedrich Schlegels**) Katholiſchwerden geleſen, in der alten echt deutſchen

*) Franzöſiſcher Miniſter, auf deſſen Gut bei Köln Schlegel damals wohnte.

**) Friedrich v. Schlegel hatte 1804 Brendel Mendelsſohn, geſchiedene Veit, geheiratet, die kurz vorher proteſtantiſch geworden war. 1808 traten beide zum Katholizismus über.

Manier, wo ein armer Menſch ganz lebendig anatomiſiert wird, indes mit Scharfſinn und Billigkeit. Die Freunde Schlegels behaupten, daß er ſchon längſt katholiſch geweſen ſei, und jetzt nur, wie es jeder Katholik müſſe, zur Meſſe gegangen ſei. Er iſt nach Wien gereiſt, dort Collegia zu leſen, die Frau nach Dresden, wohin ihre beiden noch ſehr unkatholiſchen Veits-Kinder*) kommen ſollten, dann geht ſie nach Wien. Durch welche Kräfte ſich Jude und Chriſt ſo bewegen und ergehen, iſt unbegreiflich, wenn nicht der ſelige Necker**) das Geld hergibt. Der Staël habe ich noch immer nicht geſchrieben, tue es aber vielleicht noch heute. Sie iſt ſehr vertraut mit Jacobi, wie es ſcheint, und hat ihm geſchrieben, eigens nach München kommen und ihr Buch mit ihm durchgehen zu wollen, nämlich das über die Deutſchen, das aber doch ſchwerlich ganz gelingt. Sie iſt nicht innerlich, nicht natürlich und nicht idealiſch genug dazu. Man kann wohl mit Archimedes ſagen, daß es nur darauf ankommt, auf dem rechten Punkt zu ſtehen, um dieſe ganze Welt zu begreifen und darzuſtellen, aber dieſen Punkt erreicht ſie nicht, wie ſie es auch anfangen mag. Es iſt die Liebe an dem Gedanken und dem Gefühl um ſein ſelbſt willen, und womöglich in ſeiner nackten, einfachen Wahrheit. Sie, und alle wie ſie Gebildete, werden beide immer auf etwas anderes, wenngleich oft Hohes, beziehen, und durch Verſtand oder Einbildungskraft ſchmücken wollen. Sie werden ſich daher auch, trotz allem ſcheinbaren Hang zur Melancholie, ſelbſt von geliebtem und teurem Schmerz und von inniger Leidenſchaft nicht eigentlich durchdringen laſſen, ſich immer vor ihnen wie vor fremden Widerſachern fürchten, ſtatt ſich gleichſam ganz in ſie zu verwandeln. Hätte die Staël mehr

*) Einer dieſer beiden Söhne iſt der nachmals berühmte Maler Philipp Veit.

**) Vater der Frau v. Staël, in deren Haus Auguſt Wilhelm v. Schlegel ſeit 1802 lebte.

Sinn dafür, so müßte sie sich z. B. näher und enger mit Dir verbunden haben, und würde nicht gerade durch das in Dir angezogen worden sein, was, wie liebenswürdig es auch macht, und wie verdienstlich es ist, doch nur zufällig in Dir bleibt. Ich habe so oft und tief gefühlt, wie im edelsten Sinne des Wortes deutsch Du bist, und wie sich in Dir klar und bestimmt zeichnet, was die Grundlage des Besten und Höchsten in unserm Denken und Empfinden ist. Ich kann gewiß mit Unparteilichkeit behaupten, daß sich nie vielleicht eine allgemeine Form in einem Einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat, als deutsche Weiblichkeit in Dir. Wäre ich nur jetzt bei Dir, teure Seele, denn Dich zu mir kann ich nicht wünschen. Nein, bleibe ja unter jenem schönen Himmel und genieße ihn recht. Ich komme wieder zu Dir. Die Pferde machen keinen Schritt vorwärts, ohne daß ich ihn in Gedanken nicht schon wieder zurück mache, und dann reise ich viel schneller, und finde Dich Deiner Entbindung nah und wir freuen uns beide des Kleinen, mit dem ja der Himmel uns endlich einen bleibenden Segen verleihen wird. Ewig Dein H.

8. Caroline an Humboldt

Rom, den 10. November 1808

Ich habe Dir mit der gestrigen Post nicht geschrieben und Dir für Deinen zweiten, mir so unendlich teuren Brief aus Venedig gedankt, teuerster Bill, und eigentlich weiß ich keine Ursache dafür anzugeben, als daß ich mit den Kindern den ganzen Abend gespielt und gesprochen habe. Adelheid bat so rührend, daß ich es auch nicht anders konnte. Man kann der Adelheid nichts abschlagen, sie wird auf eine unbegreifliche Weise immer mehr der Liebling aller Hausgenossen und aller Menschen,

die sie kennen. Mich ergreift oft, ich kann wohl sagen eine unaussprechliche Rührung, wenn ich das Kind ansehe, das alle Tage lieber und inniger und geschickter wird. Werd ich sie wohl groß sehen? Verzeih, wenn ich einen so tief schmerzlichen Gedanken vor Deine Seele bringe, ich war alle diese Tage in einer unbeschreiblich gerührten Stimmung — es sind auch die Krankentage meines geliebten Gustav, und obgleich ich wohl sagen kann, daß das Bild der geliebten Geschöpfe, die nicht mehr um mich sind, mir nie aus den Augen weicht, so mahnt einen noch etwas eigeneres, wenn die Jahreszeiten wiederkommen, wo sie einem gegeben und durch ein unbegreiflich furchtbar Schicksal wieder genommen wurden. Ach, daß die einzige heilige Gewalt im Leben, die Gewalt der Liebe, nichts gegen die unwiderruflichen Gesetze der Natur kann! Im Zerreißendsten liegt freilich auch wieder das Beruhigendste und wehe dem, der den Schmerz scheut, er wird ihn nie besiegen lernen und nie die Blüten brechen, die auf jenem Boden blühen. Mein unaussprechliches Leiden vom vorigen Jahre gibt mir einen eigenen rührenden Genuß meines jetzigen Zustandes, einen solchen, wie ich ihn noch nie hatte. Das Schicksal wird erbarmend sein und mir alles Verlorene in diesem Kinde wiedergeben. Meine Gesundheit ist leidlich, die Unbequemlichkeiten vermindern sich, was bleibt, trägt man mit Geduld. Es ist nichts gegen die Belohnung, die am Ende kommt. Es gibt ja doch nichts Schöneres wie Kinder, und nichts Süßeres, als sie zu bekommen. Ach, wenn dieses nur lebt!

Ich kann mir denken, wie zärtlich Du heute und alle diese Tage an mich gedacht hast, ich weiß ja wie Du so gut bist. Ich muß mein armes Herz immer wieder berühren, obgleich es immer neu blutet.

Papa meine Ergebenheit und Ehrfurcht.

9. Humboldt an Caroline

Bamberg, den 9. November 1808

Ich benutze den Augenblick, der mir vor dem Ausgehen noch übrig bleibt, Dir, liebe Li, ein paar Worte zu sagen. Wir sind soeben wohl und gesund hier angekommen, bleiben heute hier und treten morgen die Irrfahrt über den Thüringer Wald an. Wir haben wirklich himmlisches Wetter seit München gehabt; Du verstehst was das heißt; Kälte, daß einem die Augen übergehen, aber trocken, und ein wärmeloses Sonnenbild in einem milchblauen Himmel.

In Erlangen grüßt Dich Gros*) herzlich. Es geht ihm, wie dem ganzen Baireuther Lande schlecht, doch trinkt man noch sehr guten Tee bei ihm. Überhaupt habe ich bisher in Deutschland von Not nur die Klagen gehört. Jeder Professor bittet mich zu Tisch, und man ißt und trinkt sehr reichlich, Meubles und anderen Luxus nicht zu rechnen. Jenseits des Thüringer Waldes soll es, sagt man, anders sein.

Lebe wohl, teure liebe Seele. Ich bin höchst ungeduldig auf Erfurt, weil ich dort Briefe von Dir hoffe. Adieu! H.

10. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 12. November 1808

Ich bin gestern abend glücklich mit Theodor hier angekommen, liebe Li, gerade vier Wochen nach der traurigen Abreise aus Rom. Glücklicher als unsere Reise gegangen ist, hätte sie auf keine Weise sein können. Wir kamen gestern abend um ½8 Uhr an und fanden Papa noch auf. Er weinte vor Freude, als er uns sah, und war so liebreich als nur immer

*) Karl Heinrich Gros, geb. 1765, † 1840, Professor in Erlangen, hatte 1793/94 in Jena studiert.

möglich ist. Er ist allerdings schwach, indes nur, soviel ich gestern habe sehen können, an den Füßen. Wenn er sitzt, ist er eigentlich wie sonst und spricht gleich viel und mit gleicher Munterkeit. Im Innern ist er ganz wie sonst. Er hat mir gleich von allen alten und neuen Ereignissen erzählt, immer mehr von Staatsangelegenheiten, als von Familiensachen gesprochen, und mir noch denselben Abend Akten mitgegeben. Sein Projekt ist, daß ich alle die Aktenschränke durchsehen, dann in Begleitung Dunkers*) und einer Köchin die Reise um die Welt nach Rudolstadt, Halle, Burgörner, Auleben usw. machen, und nachher zurückkommen und wieder mit ihm sprechen, und endlich nach Berlin gehen soll.

Ich habe bis jetzt zu allem „Ja!" gesagt, denke aber wohl, die Sache abzukürzen. Sei ja nicht bang, daß wir nicht gut miteinander fertig würden. Er soll gewiß mit mir zufrieden bleiben.

Ich wohne, liebe Seele, in der ersten der oberen Stuben, der mit dem ewig blutenden Hirsch, wir schlafen in unserer Brautkammer. Ach! wie erinnert mich alles so süß und so weh an Dich, einzig geliebtes Kind. Tausend kleine Umstände sind mir gegenwärtig und alle rufen mir Deine ewige, sich immer gleiche Güte zurück. Wenn ich Dich nur recht glücklich mache und Dich in nichts kränke! Glaube mir sicherlich, daß ich bei allem, was ich tue und sinne, keinen anderen Gedanken als den habe. Diese Stube ist aber auch das einzige, was ich mit Theodor im Hause haben kann, denn die anderen daneben hat ein französischer Obristleutnant, was Theodor, der an die Gesandtschaftsgröße gewöhnt ist, gar nicht gefällt. Wie wir den Abend hinaufkamen sagte er mir ganz leise: Quel forestiere là, è brutta cosa.**) Ich, weißt Du, brauche aber weder viel Bequemlichkeit, noch viel Stille, und wenn Theodor

*) Sekretär des Präsidenten v. Dacheröden.

**) Der Fremde ist ein schlimmes Ding.

Lehrmeiſter im Hauſe hat, ſo kann ich ſie ihm unten ins Eßzimmer kommen laſſen.

Über unſer künftiges Schickſal wird Dir Papa aus einem Geſpräch mit Goltz*) traurige Dinge geſchrieben haben. Wie er mir gleich geſtern abend erzählt hat, hat Goltz ganz geradehin geſagt, daß die Miſſion in Rom unterdrückt und ich zurückgerufen werden ſollte. Du kannſt denken, wie das auf mich gewirkt hat. Ich fühle, daß ich in einer Kriſe bin, von der Dein Glück, damit meine Zufriedenheit und das Wohl der Kinder abhängt.

Die Fälle, zu denen es kommen kann, wären die vier: ein unabhängiger Poſten in Berlin, der angetragene abhängige, unſere alte Lage in Rom mit verringertem oder gar ohne Gehalt. Meinſt Du, daß ich mich auch auf Verzichtleiſtung alles Gehalts einlaſſen ſoll? Wir hätten dann ſehr wenig, ſolange Papa lebt und müßten uns ſehr, ſehr einſchränken. Aber wir hätten die ſieben Hügel, die Pyramide und alles was wir lieben.

Das Schwierigſte wird ſein, die Ehre zu retten, d. h. die Meinung zu entfernen, daß ich keinen tätigen Poſten haben wolle und gegen das Wohl des Vaterlands gleichgültig ſei. Das iſt der ſchlimmſte Punkt in Wahrheit und dem Schein nach, denn das bloße Deprezieren, daß ich dem angetragenen Poſten nicht gewachſen ſei, wird man für Verſtellung oder affektierte Beſcheidenheit halten. Wie ruhig wären wir ohne den leidigen Krieg geblieben! Es iſt fürchterlich und ſchmerzlich, ſich jetzt ſo durchſchlagen zu müſſen. Noch eins, liebe Li. Sage ja niemand von Goltz's Äußerung und nimm ja kein Arrangement, als bliebſt Du nur noch kurz, z. B. bis zum Herbſt in Rom. Denn wie die Sachen auch kommen mögen, ſo muß ich Dich, wie ſchmerzlich auch unſere Trennung iſt, bitten, noch zu bleiben. Einer Lage in Berlin, wenn es zu dieſer Extremität

*) Graf v. der Goltz, geb. 1765, † 1832, preußiſcher Miniſter, hatte als preußiſcher Bevollmächtigter dem Kongreß von Erfurt 1808 beigewohnt.

käme, traue ich in keiner Art, und bei unſerer jetzigen Vermögenslage können wir nicht unſre Einrichtungen oft ändern.

Auch in jenem Fall muß ich erſt ſehen, ob ich darin fortdauern kann; welche Verzweiflung wäre es dann, wenn es mir nicht möglich wäre, unſer ſchönes Haus in Rom aufgegeben zu haben, und welcher unermeßliche Troſt, dort einen ſicheren und ſchönen Zufluchtsort zu haben. Halte alſo ja feſt und laß Dir nichts merken. Sei auch nicht traurig, ſüße Seele. Es kommen im Leben natürlich Stürme, aber man arbeitet ſich durch, und die ſich lieben, wie wir, können immer aufeinander vertrauen und vielem trotzen.

Ewig Dein H.

11. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 16. November 1808

Endlich liebe Li, habe ich wieder einen Brief von Dir . . Kaum war er [der letzte Brief] abgegangen ſo erhielt ich einen neuen von Kunth*). Du haſt unſtreitig in dem, den Du mir von ihm ſchickſt, die Abſchrift des ſeinigen an Stein geleſen und biſt vermutlich damit zufrieden geweſen. Er ſchlägt ziemlich rund ab. Auf dieſen Brief nun hat Stein mit folgenden Worten geantwortet: „Herrn v. Humboldt kann ich nicht loslaſſen. Ich habe ihn des Königs Majeſtät als Chef des Erziehungsweſens vorgeſchlagen. Der Beruf iſt ehrenvoll. Die Auswahl der Mitarbeiter bleibt ihm überlaſſen. Der Aufenthalt in Rom mag angenehm ſein, aber das Geſandtenverhältnis iſt jetzt dem Staat wenig nützlich. Will H. v. Humboldt ſeinen Poſten, nachdem er das Ganze organiſiert, niederlegen, und einen von ihm gewählten geſandtſchaftlichen Poſten

*) Kunth ſtand bekanntlich mit Stein in freundſchaftlichem Verkehr und hatte ihm in Humboldts Auftrag geſchrieben.

wieder antreten, so habe ich dabei nichts zu erinnern. Übrigens empfehle ich Ihnen diese Sache dringend.“ Kunth hat hierauf noch einmal abratend geschrieben und Dohna*) vorgeschlagen. Da Kunth dringend Antwort forderte, so habe ich geschrieben: „ginge Stein nur im mindesten in den Vorschlag mit Dohna ein, so solle er ganz von mir schweigen und fortdauernd dazu raten. Beharrte aber der Minister hartnäckig bei mir, so möchte er ihm sagen, ich sei in Erfurt und bereit, auf jeden Wink nach Berlin oder selbst Königsberg zu kommen. Durch Schreiben lasse sich die Sache nun einmal nicht ferner abmachen.“ Mein Wunsch wäre, es alsdann dahin zu bringen, daß ich beim auswärtigen Departement und womöglich in meinem römischen Posten bliebe, nur kommissionsweise die Organisation des Erziehungswesens zugeteilt erhielte und nach beendigten Geschäften nach Rom zurückginge. Vielleicht zerschlägt sich auch alles, wenn Stein, der vielleicht ganz falsche Begriffe von mir hat, mich sieht. Besteht er aber auf seinem Einfall, so siehst Du selbst, bleibt mir, liebe Li, nichts übrig als nachzugeben und nur das temporäre Arrangement womöglich zu bewirken. Sonst leidet zugleich meine äußere Lage und mein Ruf, der bis jetzt intakt ist. Ich habe aber zu verstehen gegeben, daß ich noch mehr Gründe, als ich sage, gegen die Sache habe. Und in der Tat habe ich sie. Was läßt sich jetzt im Preußischen tun, wo man so wenig Mittel hat? Gelehrte dirigieren ist nicht viel besser, als eine Komödiantentruppe unter sich zu haben, und dies ganze Fach ist der Beurteilung, gerechter und ungerechter, eines jeden ausgesetzt.

Von den Menschen in Erfurt kannst Du annehmen, daß noch alle leben, aber es ist als käme man zu Leichen. Ich habe zu allen

*) Graf Alexander zu Dohna, geb. 1771, † 1831. Seit 1807 Präsident der Domänenkammer zu Marienwerder, wurde nach Steins Rücktritt 1808 Minister des Innern.

gehen müssen. Der einzig angenehme Umgang ist Reckes*) Frau, eine recht eigentlich deutsche Schönheit, d. h. groß, nicht mager, und ohne schöne Züge, von einem Ausdruck, der vielleicht sogar mehr verspricht, als man hernach findet. Er ist ein braver Mann und lustig, aber etwas berlinisch, wie Du sehen wirst, wenn ich Dir sage, daß er sein kleines dreijähriges Mädchen Pauline, beständig Pullken, Kanaille, deliziöser Lump usw. nennt. Ach! wohin ist man von dem niedlichen Romanesko der Adelheid und Gabriele hingeraten? Ich gebe meinen Abscheu gegen solche Skandala, sowie auch gegen das Bier, das in einem großen Glase, um das sich mehrere kleine wie Planeten drehen, erscheint, deutlich zu erkennen und habe die Frau auf meiner Seite.

Adieu, liebe Seele. Umarme alle. Ewig Dein H.

Ich und Theodor gehen morgen nach Weimar und bleiben bis Sonnabend früh. Ich logiere bei Carolinen.**) Goethe hatte mich auch gebeten, aber ich hatte es schon Caroline versprochen.

12. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 19. November 1808

Ich komme eben von Weimar, liebe Li, wo ich bei Wolzogens gewohnt habe. Theodor kommt erst in einigen Stunden mit der Präsidentin Recke. Er führt sich sehr artig auf. Seine Schönheit macht auch diesseits der Alpen einen großen Eindruck.

Die Wolzogen grüßt Dich unendlich. Sie ist wohl, heiter, lebendiger und interessanter als leicht je sonst, nur freilich beinah

*) Präsident in Erfurt.

**) Caroline v. Wolzogen.

recht arg das Gegenteil von hübsch. Sie und ihr Mann machen im buchstäblichen Verstande einen häuslichen Kreis.

Der arme Wolzogen selbst ist in einem ängstlichen Gesundheitszustande; man hört, und stark, jeden Odemzug und oft leidet er so, daß man ihn dem Ersticken nah glaubt. Die Li hat diesen Sommer eine Tragödie angefangen, die sie mir, wenn ich einmal ruhiger dort bin, zeigen wird.

Goethe war äußerst freundschaftlich und herzlich gegen mich, aber sonst in keiner guten Stimmung in den beiden Tagen. Er hat unendliche Trakasserien wegen des Theaters, und was wirklich schrecklich ist, so war ihm gerade, als ich da war, vom Hofe erklärt worden, er solle zwar die Theaterdirektion behalten, aber sich nicht mehr darum bekümmern, was ihn sehr verdroß. Goethe hat eine lange Unterredung mit dem französischen Kaiser gehabt, von der er sehr voll ist. Schlicht historisches Erzählen ist, weißt Du, seine Sache nicht. Aber Werthers Leiden und die französische Bühne sind die Hauptgegenstände der Unterhaltung gewesen. In Werthers Leiden hat der Kaiser eine Stelle getadelt, die, nach Goethes Versicherung, allen übrigen Lesern entgangen ist. Es ist, sagt Goethe, [die Stelle selbst wollte er nicht anzeigen] eine, wo er die wahre Geschichte und die Fiktion aneinander genäht hat, wo er die Verbindung mit großer Kunst gemacht zu haben glaubt, wo indes der Kaiser doch etwas Spielendes bemerkt hat. Das französische Theater soll der Kaiser unglaublich genau von Vers zu Vers kennen und nicht so unbedingt verehren. Vorzüglich streng soll er in der Beurteilung der Konsequenz der Charaktere und in der Gegeneinanderhaltung der historischen und poetischen Motive sein. Am meisten aufgefallen ist Goethe an ihm, daß er, auch in poetischen und literarischen Dingen nie etwas getadelt hat, ohne gleich zu sagen, was an die Stelle gesetzt werden müßte; wirklich ist auch bei Dingen, wo es auf Handeln ankommt, nichts so desolant, als

wenn man nur immer anzugeben weiß, was nicht recht ist. Unendlich weh tut es einem, daß Goethe nicht wegen des fremden Einflusses, sondern wegen des inneren Unwesens an allem literarischen Heil in Deutschland verzweifelt. Jeder, sagt er, will für sich stehn, jeder drängt sich mit seinem Individuum hervor, keiner will sich an eine Form, eine Technik anschließen, alle verlieren sich im Vagen, und die das tun sind wirklich große und entschiedene Talente, aus denen aber eben darum schlechterdings nichts werden kann. Er versichert darum, daß er sich nicht mehr um andere bekümmern, sondern nur seinen Gang gehen wolle, und treibt es so weit, daß er versichert, der beste Rat, der zu geben sei, sei die Deutschen, wie die Juden, in alle Welt zu zerstreuen, nur auswärts seien sie noch erträglich. Ich habe ihm gesagt, daß ich für mich das schon angefangen habe, und daß er nur zu uns kommen dürfe, um es auch an seinem Teil zu vollenden. Seinen Faust hatte ich hier, noch ehe ich nach Weimar ging, gelesen. Er hat vier an niemand gerichtete Zueignungsstrophen, die ich Dir, weil sie in der Tat wunderschön sind, in Abschrift zuschicke. Darauf kommt ein Vorspiel und ein Prolog. In diesem unterhalten sich die Erzengel, Gott der Vater und Mephistopheles, der die Szene mit den Worten beschließt:

Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern,
Und hüte mich, mit ihm zu brechen,
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Dann folgt das Stück. In diesem sind nicht bloß hinten Szenen angehängt, sondern auch in der Mitte eingeschaltet, wie z. B. die, welche er uns vorlas. Ausgelassen ist, soviel ich ohne Vergleichung bemerkt habe, nichts. Es sind himmlische neue Szenen, vor allem die letzte, wo Gretchen als Kindermörderin im Kerker sitzt, Faust sie mit Mephistopheles zu retten kommt, sie aber solche Hilfe aus-

ſchlägt, durch eine Stimme von oben von der Verdammnis gerettet wird, Mephiſto aber mit Fauſt abfährt. Gegen das Ende iſt eine Blocksbergſzene und ein Marionettenſpiel daſelbſt, die füglich hätten wegbleiben können, wo wieder die Xenien, Nicolai und ſogar Tegel vorkommen.

Vorgeſtern abend, als wir bei Goethe waren, las er uns eine Art Märchen vor. Aber leider fielen Caroline und mir gar ſehr die Ausgewanderten dabei ein. Es iſt eine der Kompoſitionen, die nur zum Ausruhen beſtimmt ſein können. Vieles von dem Neuen im Fauſt iſt uralt. Die letzte Szene iſt 30 Jahre alt, aber es hatte nie ein Sterblicher ſie geſehn. Goethe hat noch mehr Szenen, die ein andermal werden eingeſchaltet werden.

Fernow*) iſt in einem ſchrecklichen Zuſtand. Ich fand ihn auf dem Bett ſitzen, und Du würdeſt erſchrecken, wenn Du ihn ſäheſt. Sein graues, ſtarres Haar ganz geſträubt und ſein Geſicht geſchwollen und fratzenhaft verzerrt. Dabei ſichtbaren Kampf mit ewigen Beſchwerden und oft ſchreckliche Schmerzen. Seinem Tode ſieht er natürlich in nicht langer Zeit entgegen. Er iſt aber von einem bewunderungswürdigen Mut und ſogar einer großen Heiterkeit, und ſpricht mit größeſter Ruhe von ſeinem Tod, ſeinen Freunden in Rom und literariſchen Gegenſtänden. Sein ganzes Unglück leitet er davon her, daß er Rom verlaſſen hat und ſagt, daß er ſchlechterdings wieder hingehen würde, wenn ſein Übel es erlaubte, und ſieht nun die gänzliche Unmöglichkeit für nun und immer vor Augen. Seine Frau iſt vor einem Jahr geſtorben. Sie hat das traurigſte Schickſal gehabt. Sie war ganz fremd in Deutſchland geblieben und auch der Mann hatte ſie ſozuſagen verlaſſen, da er den ganzen Tag

*) Karl Ludwig Fernow, geb. 1763, † 1808, zuletzt herzoglicher Bibliothekar in Weimar. War von 1794—1803 in Rom. Er war mit einer Römerin verheiratet geweſen, die 1807 geſtorben war.

bei einer Madame Schopenhauer*) war, bei der er auch jetzt wohnt, und die eine von den Damen sein soll, die alle Wissenschaften schlingen wollen. Durch eben diese ist indes seine äußere Lage noch ganz leidlich.

Adolph**) und Schillers Kinder sind, wie Du denken kannst, liebe Li, sehr herangewachsen. Sie haben mir auch nicht übel gefallen. Nur haben sie doch eine Pagen- und Bereiter-Tournüre, die ich Theodor nicht wünschte. Adolf soll, wie Theodor, keine Lust zum Lernen haben und das Lateinische so verabscheuen, daß er oft verwünscht, daß es je Römer gegeben hat. Schillers Ernst wird am meisten gelobt.

Mit inniger und unverbrüchlicher Liebe ewig Dein H.

13. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 22. November 1808

Ich schreibe Dir schon heute, liebe Li, obgleich erst morgen abend die Post geht, weil ich morgen früh nach Gotha reise und erst übermorgen wiederkomme. Ich bin gestern früh sehr glücklich gewesen. Ich bekam durch Jacobi Deine beiden Briefe. Es waren die ersten ausführlichen seit meiner Abreise. Die Schilderung der Stille im Hause und des Weinens der Kleinen nach unserem Fortgehn hat mich unendlich gerührt. Alle Trennung von Dir hat immer etwas unbeschreiblich Schmerzliches für mich gehabt, aber niemals, dünkt mich, so wie jetzt. Vielleicht hat mich das Leben in Rom wunder und reizbarer gestimmt, aber an sich ist es auch so begreiflich, daß das, was uns verknüpft, mit jedem Jahr inniger und unauflöslicher wird, der Schmerz und das Unglück selbst,

*) Johanna Schopenhauer, die später „Fernows Leben" herausgab.
**) Caroline v. Wolzogens Sohn.

das wir erfahren, bindet feſter und unſagbarer aneinander. Deine Gegenwart, ſo unentbehrlich ſie mir immer war, ſcheint mir es jetzt noch mehr; es iſt mir, als wenn Du auch meiner mehr bedürfteſt, mit einem Wort, alles mein Dichten und Trachten geht nur dahin, bald und ohne Furcht neuer Trennung wieder bei Dir zu ſein. Allein bis jetzt ſcheint mir Rom dazu unentbehrlich. Ich empfinde mit jedem Tage, daß nur da Ruhe, nur da das Element iſt, in dem ſich jedes höchſte und tiefſte Gefühl rein und befriedigend bewegt. Es wäre ſchrecklich, das einmal gekoſtet zu haben, und dann auf ewig zu verlieren. Aber das iſt unmöglich. Wie die Dinge auch kommen mögen, müßten wir auch wirklich jetzt weichen, aufgeben tun wir das Leben dort nie. Wir ſind beide noch jung und haben noch eine lange Zukunft; wir haben beide wenig der Bedürfniſſe, die das Leben ſchwer machen, und können mit beharrlicher Sehnſucht, die in uns beiden nie auslöſchen wird, auch durch manche Windungen des Schickſals ans Ziel kommen. Alles iſt noch ſo ungewiß, vielleicht gehen noch Änderungen vor. Indes denke ich ewig an Dich, und hänge an jedem lieben Wort Deiner Briefe. Wieder jetzt in Deutſchland, wo ich doch viele Frauen geſehen, neulich in Weimar bei Carolinen, überall fühle ich, daß Du einzig biſt, daß ſo viel Selbſtändigkeit und ſo viel Liebe, ſo viel tiefe Größe und ſo viel himmliſche Weiblichkeit nirgends auf der Welt ſind, als in Dir. Ich kann auch mit niemand recht von Dir reden. Selbſt Caroline iſt, beſonders jetzt nicht, ſo, daß ſie Dich verſtände. Aber wenn ich allein bin, des Nachts vor allem, denke ich bloß ruhig an Dich, und genieße da, wirklich immer aufs neue von Deiner überſchwenglichen, unbegreiflichen Güte gegen mich gerührt, die glücklichſten Stunden. Mein Troſt bei unſrer Trennung bleibt dann immer, daß Du in Rom biſt, ohne das hielte ich den Gedanken nicht aus. Aber ich denke mir doch, daß dort alles, ſelbſt der Schmerz um Theodors und meine Abweſenheit, milder und ſanfter

wird, und die Sehnsucht selbst minder verzehrend ist, wenn der Blick im Schweifen nach dem, was man vermißt, auf dem schönen blauen Gebirge mit banger aber doch wieder süßer Sehnsucht ausruht. Ich besinne mich selbst, wie ich so oft, da Du fort warst, am Soracte hing und wie es mich dauerte, daß Dich nicht gleich schöne Gegenstände umgaben.

Der Waffenstillstand zwischen Schweden und Rußland scheint gewiß. Sonst hört man hier nichts neues als Anekdoten über die Kaiserzusammenkunft. Es gibt mehrere Schriften darüber, eine: „Erfurt in seinem größten Glanze"! Der Napoleonsberg, wo der Kaiser die Nacht vor dem 14. zubrachte, heißt eigentlich der Windknollen. Wie dies Wort in den dichterischen Beschreibungen lautet ist göttlich, so z. B.: der Windknollen habe nie geglaubt, so viel hohe Häupter auf sich versammelt zu sehen! Lebe wohl, teure Seele! Küsse die lieben Mädchen und grüßt alle andern!

Ewig mit der herzlichsten Inbrunst Dein H.

14. Caroline an Humboldt Rom, den 26. November 1808, abends

Heute morgen habe ich Deine beiden Briefe vom 4. und 7. aus München und Nürnberg erhalten, mein teuerstes Herz, welches mich unaussprechlich erfreut, und ich möchte sagen aufgeheitert hat. Ich bin zwar nicht traurig, aber ich bin leidend gewesen, und Du weißt, daß man da immer ein wenig herunterkommt und kleinlaut wird.

Das Wetter ist zehn Tage himmlisch gewesen; mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht habe ich die Berge angesehen, die sich mit allem Reiz ihrer Zauberfarben geschmückt hatten. Gestern waren es sechs Jahre, wo ich mit Dir und Wilhelm zur Porta del Popolo

hineinfuhr! Wie ſo vieles iſt anders geworden, mit welchen unſäglichen Schmerzen iſt das Herz bekannt geworden, die es damals nicht kannte, und welcher Reichtum von Empfindungen und Gedanken, welche Fülle und Tiefe haben, ach, dieſe Schmerzen aus unſerm Innerſten entwickelt. Es iſt das einzige, wo ich wage mich neben Dich zu ſtellen, ach, ich tue es mit eben dem Gefühl von tiefer Demut, mit dem ich ſonſt ſo gern in den Schatten trete. Du kennſt mich hierin allein. Ich hoffe doch, der Himmel wird mir ſegnend ſein und mir dies Kind ſchenken, ich habe ſo eine rührend tiefe Freude, ſelbſt an allem, was ich täglich dadurch leide und bin keinen Augenblick trüb und verſtört und verworren, wie ich mich wohl erinnere oft mit der kleinen Gabrielle geweſen zu ſein. Aber da lag auch der nordiſche Himmel auf mir, und hier blick ich in die Klarheit der unendlichen Himmelswölbung über St. Peter.

Ich höre auf, um die Poſt nicht zu verſäumen.

Ewig Deine C.

15. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 26. November 1808

Bei meiner Rückkunft aus Gotha, am 24. habe ich Deine beiden Briefe vom 2. und 5. gefunden, die mich unendlich gefreut haben. Du ſchreibſt ſo gut und ſchön, und findeſt immer Worte, die ſo tief und innig ergreifen.

Glaube ja nicht, liebes Herz, daß nur die Gegenwart mich an ſich reißt. Meine Tätigkeit, meine äußere Heiterkeit können allerdings überall dieſelben ſein, und wirklich gewinne ich leicht jeder Umgebung einen Charakter ab, unter dem ſie mir lieb oder wichtig wird. Allein das wahre Große iſt doch nur das, an das man ſich in jeder Zeit und jeder Stimmung in ſtiller Seele wendet, woraus man Begeiſterung ſchöpft in den regen, und wo man Ruhe ſucht

in den läſtigen oder ſchmerzlich bewegten Momenten des Geiſtes, und das bleibt für mich, ſeit ich es einmal recht erkannte, ewig der Anblick und die Erinnerung Roms. Auch habe ich, wenn ich gleich ſcheinbar wenig da tat, viel da gewonnen. Ich war vorher ſchwächer in meinem Wollen, unbeſtimmter, leichter ohne Not verdrießlich oder melancholiſch, und es ſchmerzt mich noch oft ſehr bitter, daß ich Dir vielleicht dadurch manchmal das Leben erſchwert habe. Du warſt nur ſo gut, liebe Seele und trugſt mich ſo geduldig. Durch den Aufenthalt in Rom bin ich viel beſtimmter geworden, und alles hat ſich klarer und reiner in mir geſchieden; ich habe mehr gelernt feſt zu wollen, oder rein aufzugeben und bin dadurch ruhiger und glücklicher in mir, und milder, als ich ſonſt oft war, gegen andere geworden, und das, was in ſich nicht tiefer und inniger werden konnte, weil es wirklich ſich immer gleich blieb, meine Liebe zu Dir und den Kindern, hat mir einen mehr lauteren und ſchöneren Genuß gewährt. Was man in dieſer Art einmal gewinnt iſt allerdings unverlierbar. Allein dennoch leugne ich nicht, daß ich mich vor der Möglichkeit, dauernd hier bleiben zu müſſen, fürchte. Könnte ich ein, zwei Jahre eine bedeutende Tätigkeit ausüben und dann dorthin zu Dir zurückkehren, ſo finge ich es mit Mut an. Aber wenn das Handeln keine Wichtigkeit hat, oder doch nur momentweiſe und in weit entfernter Epoche, wenn nur das Hinrinnen des Lebens, wie es mit uns in Rom war, das eigentlich Bedeutende iſt, dann iſt es ſchrecklich, das ſchönere, ja das einzig ſchöne Element gekannt und genoſſen zu haben und nun zu entbehren. Vielleicht wäre ſogar die Entbehrung allein noch das wenigſte; aber ob es nur möglich ſein mag, ſich zu erhalten, ohne an Fähigkeit des Genuſſes und des Empfindens zu verlieren? Wirklich iſt es ſchwer, ſo wenig an die Kraft des Schönen, oder ſo ſehr an ſeine eigene zu glauben, um Himmel und Umgebung aus übelverſtandenem Selbſtvertrauen mit Gleichgültigkeit zu vertauſchen. Mit wenig

Menſchen freilich läßt ſich davon ſo reden, ganz vielleicht allein mit Dir, liebe Li, die Du für das innere und hohe Schöne Unbequemlichkeit, Beſchwerde und Schmerz nicht achteſt, und nur an ihm ſelbſt, nicht an ſeinen einzelnen momentanen Erſcheinungen hängſt.

Caroline und beſonders Goethe, der es kannte, fühlen wohl beide, was ich hier ſagte. Aber ſie ſetzen noch auf tauſend Dinge nebenher Wert, können ſich von einer Menge Kleinigkeiten nicht losreißen, und leben doch auch mehr in der äußeren, dort freilich durch mancherlei Umſtände gehemmten Produktion. Was Goethen betrifft, ſo iſt nicht zu leugnen, daß er nicht gerade das beſte ſeines Genius während ſeines italieniſchen Aufenthalts ausſprach. Es mag freilich ſein, daß er nicht lange genug dort war, aber — wir ſprachen noch ſelbſt bei Carolinen mit ihm davon — Werther, Egmont, Fauſt wären nie, auch von ihm, in Italien entſtanden. Es iſt wohl möglich, daß Werke, die aus vollkommener Harmonie des Geiſtes in ſich und mit der Natur hervorgehen, nur noch in der Kunſt, nicht mehr in der Poeſie möglich ſind, und ein energiſcher und doch wohltätiger Zwieſpalt kann in ſchönen Himmelsſtrichen kaum gedacht werden, da die Unvollkommenheit, die im Norden nur die phyſiſche Natur trifft, und den Menſchen als Unglück drückt, in jenen auf ihn, als Schwäche oder als Schuld zurückfällt. Aber der Menſch iſt noch viel mehr beſtimmt, aus der Natur zu ziehen, was ſie zu geben vermag, und es nun ohne beſtimmtes Wollen aus ſich zurückzuſtrahlen, wie die Lilien des Feldes wachſen und blühen, unbekümmert ob man ſie anſchaue oder nicht, und der dadurch verbreitete Segen iſt eigentlich der, welcher das Hohe in der Menſchheit erhält.

Ich habe es ſo oft gedacht; Du, Liebe, haſt es z. B. gar nicht an der Art, mit mir, mit den Kindern, mit anderen viel einzeln zu treiben und zu wirken, aber wenn man auf einmal aus dem

Hause wegnähme, was still und unbemerkt von Dir ausgeht, so wäre auf einmal namentlich den Kindern, wie ein zarter Hauch, alle Lieblichkeit, alle Tiefe, alles Schöne genommen. Wenn alle unsere Kinder, bei ganz verschiedenem Charakter, unverkennbar viel Gemüt haben, so rührt das allein davon her. In dieser Art so mächtig aber wirkt nur der, der selbst ein Gemüt hat, das durchaus an dem wahrhaft Schönen in der Natur hängt, und sich nicht blos seiner Gegenwart lebendig erfreut, sondern auch sein Entbehren schmerzlich empfindet. Kaum Einer unter Tausenden ist die Stärke gegeben, welche die hohe Grazie auch des weiblichen Gemütes erheischt, und die dennoch seine Zartheit ungekränkt läßt. Schon für Theodor ist mir jetzt manchmal sehr bange, daß er selbst durch kurze Abwesenheit von Dir mehr verliert, als er sonst durch andere Umstände gewinnen kann. Indes tue ich was ich kann durch eigenen Umgang mit ihm, um es zu verhindern. Er wird Dir in seinem nächsten Brief vielleicht über viele Arbeiten klagen, aber sei überzeugt, daß er nicht zuviel tut. Ich lasse ihn regelmäßig den Tag sechs Stunden arbeiten, also nicht mehr als in Rom, und gewiß nicht mehr, als unumgänglich notwendig ist. Auch muß ich wirklich Theodor sehr loben. Aber bei aller Artigkeit habe ich immer eine schreckliche Angst, daß er und ich hier nach und nach ganz einfältig werden und es nur gegenseitig nicht merken.

Dein Vater ist wirklich unendlich gut und dankbar und freundlich, und ich geniere mich mit Fleiß ganz nach ihm und bleibe länger hier, um ihm Freude zu machen. Aber die Einförmigkeit, die zur Verzweiflung bringende Ordnung und Zersplitterung des Tages! Ich habe regelmäßig drei Sitzungen täglich unten bei ihm, um Punkt 1 zum Essen, um 3 Uhr nach seinem Mittagsschlaf und um 7 zum Abendessen oder Tee. Von Geschäften fange ich immer an zu reden, aber er kommt gleich auf ganz

andere Dinge. Aber wie viel Böſes ich auch von Erfurt und von den Einrichtungen im Hauſe ſagen mag, ſo kann ich doch nicht leugnen, daß ich viel lieber hier als wo anders bin, da ich einmal nicht in Rom ſein kann jetzt. Alles erinnert mich ja auch an Dich, ich ſitze auf dem alten Kanapee, Du haſt den langweiligen Turm, der ſeitdem noch alle Stunden immer gleich regelmäßig ſchlägt, ja auch immer vor Augen gehabt, und mir iſt er, wenn ich von Berlin zu Dir kam, ſonſt lieber als alle Türme der Erde geweſen.

In Gotha bin ich für die Wahl eines Hofmeiſters doch nicht ſo vergeblich geweſen, als in Weimar. Becker*), der Dich ſehr grüßt, hat mir doch einige Namen angegeben.

Der Herzog**) war wirklich ſehr artig und freundſchaftlich, doch war es auch ſehr artig von uns, ihn gerade an ſeinem Geburtstag zu beſuchen. Er wußte durch den Bruder, der wirklich ſehr viel von uns geſchrieben haben muß, daß ich die Muſik nicht liebe, und da gerade Konzert war, hat er mich eine halbe Stunde, die ich dabei war, in eine andere Stube genommen und geſprochen. Sein Äußeres und ſein Weſen, ſelbſt ſein Hofanzug, der doch ganz romanesk iſt, mit einer breitgeſtickten Stalluniform, in die Augen hängenden Haaren, einem breiten antiken Schwert, auf deſſen Scheide und Tragriemen Blitze geſtickt ſind, und einem wirklich immenſen Federhut, ſind ſchwer zu beſchreiben. Genialiſch iſt er gewiß, und wenn man auch manchmal ungewiß werden mag, auf welche Seite das ſchwankt, ſo verſichern doch die, die ihn kennen, und ſo hört man auch ſelbſt, daß viel wunderbares Talent da iſt. Bringe doch den Bruder***) auf einen geſchnittenen Stein, den der

*) Zacharias Becker, Carolines erſter Lehrer.

**) Herzog Auguſt von Sachſen-Gotha geb. 1772 † 1822.

***) Der Bruder des Herzogs verkehrte in Rom im Humboldtſchen Hauſe.

Herzog bestellt hat, wo ein Adler und eine Taube aus einer Schale trinken und sieh zu, ob er Dir die Veranlassung erzählt*).

Lebe innigst wohl, liebe teure Seele.

16. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 30. November 1808

Es ist auf einmal Winter geworden, liebe Li, es friert stark und alles ist weiß. Theodor ist auf dem Gipfel des Entzückens; er geht alle Tage auf den Wall und amüsiert sich göttlich am Schnee. Er hatte mir so viel der Schönheit erzählt, daß ich mich auch habe verleiten lassen hinzugehen, ich habe aber die Gegend gar nicht lieblich gefunden und bin gleich wieder umgekehrt.

Ich habe keinen Brief von Dir am letzten Posttag gehabt, und seit ich Dir schrieb, bloß in Akten gelebt. Solch eine Familie mit Testamenten, Kontrakten, Fideikommissen und so fort, hat niemand je gehabt, liebes Herz, als Du. Selbst die Damen machen sich lauter juristische Vergnügungen. Deine mütterliche Eltermutter hat ein Testament von vielen Bogen eigenhändig geschrieben und sogar an die bekehrten Malabaren in Asien 100 Taler vermacht. Aber in Deines väterlichen Großvaters Testament ist eine Stelle, die mich ordentlich gerührt hat. Du weißt, er hatte seiner Frau alles hinterlassen. Er sagt dabei, er tue es, weil doch bloß um ihrer Güte

*) Caroline erwidert hierauf: „Die Geschichte mit dem geschnittenen Stein ist folgende. Bei der Anwesenheit des Kaisers in Erfurt soll der Kaiser außerordentlich freundlich mit dem Herzog gewesen sein, bei Tisch ihn neben sich genommen und sehr zärtlich getan haben. Er hat ihm aus seinem Becher zu trinken angeboten und jener hat daraus genippt und darauf gesagt, er behandele ihn ‚comme un aigle qui prend une colombe sous ses ailes'." Das ist der Schlüssel zu dieser Vorstellung.

willen aller Segen vom Himmel über sein Haus gekommen sei. Das könnte ich recht von Dir sagen, teure Seele. Daß ich diese Akten lese, um von allen Dingen recht unterrichtet zu sein, ist wirklich nötig. Aber es ist auch fast das einzige, was sich jetzt tun läßt. Papa redet mir alle Tage vor, daß ich den Abschied nehmen soll, oder daß ich es wenigstens nach seinem Tode werde tun müssen. Ich sage darauf gewöhnlich nur, daß dieser Fall noch lange entfernt und vielleicht alsdann schon von selbst für das Abschiednehmen gesorgt sein würde.

Da auch Goltz*) noch vor meiner Ankunft hier schon Berlin verlassen hatte, so habe ich noch auf keinen meiner Briefe Antwort. Vielleicht kommt sie auch nicht so bald, da man gerade in einem Augenblick der Krise ist, in dem man sich wird über nichts entschließen wollen. Aber bis Neujahr muß sich doch vieles entscheiden.

Eben ist Dein Brief vom 10. angekommen, teures Wesen, und hat mich tief gerührt. Wohl hatte auch ich des wiederkehrenden Tages gedacht, arme Li. Der arme kleine Junge**) fehlt mir hier auf eine unaussprechliche Weise noch mehr als in Rom. Daß Du, liebe Li, der künftigen nun nicht mehr fernen Hoffnung lebst, freut mich unglaublich. Wohl hast Du recht mit dem Schmerz. Ein wahrhaft menschliches und tiefes Gemüt kann ihn nicht scheuen, wenn Natur und Schicksal ihn herbeiführen. Es gibt doch nur eine Höhe im Leben, alles Menschliche mit seiner Empfindung ausgemessen, was das Schicksal beut, rein ausgeleert zu haben, und still und milde zu bleiben, daß es sich wieder frei und rein im Busen gestalte. Du und ich, liebe Li, haben diese Gesinnung, aber Deine Natur führt sie treuer und schöner aus, Du bist einzig dadurch, und jeder tiefere Eindruck, den Du machst, kommt, ohne daß man es manchmal ahndet, daher. Deine Freude an werdenden

*) Vgl. S. 17.

**) Gustav, † 12. November 1807.

Kindern ist so schön. Den meisten Frauen, ich sah das noch neulich bei Caroline in Weimar, ist das fremd. Sie wünschten die Kinder nur da erst sich näher zu bringen, wo sich ihre Kräfte schon entwickelt haben, und schon Gedanke und Empfindung bestimmt sind. Für das stillere, mächtigere, schönere Weben der Natur im Bereiten und Bilden des Ganzen, wovon Gedanke und Empfindung nur einzelne und tägliche Erscheinungen sind, haben sie keinen Sinn, und sind arm, da sie sich nur an das halten, was sich in Worte fassen läßt. Der gewiß unendlich große und nur einem weiblichen Gemüt mögliche Genuß, sich als Teil der schaffenden, lebendig wirkenden Natur zu fühlen, mit ihr durch das Gefühl des im eigenen Schoße lebendigen und geistigen Werdens, auf eine dunkle, aber mächtig empfundene Weise zusammenzuschmelzen, entgeht ihnen ganz, und wie ihr Gemüt nicht von Anfang dazu gebildet ist, wie es ihnen bald an Mut, den Schmerz zu umfassen, bald an Demut sich einem mächtigeren Wirken hinzugeben, aber vor allem an der Größe fehlt, die mit beidem immer in sich frei und selbständig bleibt, so wird ihr Wesen auch nicht dadurch bereichert. Sie dienen in diesem Zustande nur der Natur, statt in ihm größer zu sein und es durch ihn zu werden. Du weißt, beste Li, daß ich mich anfangs selbst sehr vor ihm für Dich fürchtete. Ach! und wie sollte ich es nicht? Wirklich mehr als mein Glück, mein ganzes Wesen, das ohne Dich nichts mehr, von keiner Seite ganz ist, steht auf dem Spiel. Allein jetzt habe ich hohen Mut. Es geht gewiß alles gut, Du wirst wieder einen holden Knaben haben und wirst ihn diesmal behalten. Der Himmel kann nicht ewig so unerbarmend sein. Wenn ich nur zur rechten Zeit wieder bei Dir sein könnte!

Ewig, ewig Dein! H.

17. Caroline an Humboldt

Rom, den 30. November 1808

Deine Briefe von Bamberg und Erfurt, die ich gestern abend zusammen erhielt, haben mich auf das freudigste überrascht, teuerster Wilhelm. So bist Du denn ohne Unfälle über den düsteren Thüringerwald gekommen, und den Abend vor Gustavs Todesnacht, wo Du vorig Jahr so hülfreich und wachsam warst, bei Papa angekommen. Du hast in zwei Worten mir ein Bild des ganzen Hauses und Wesens hingeworfen, und mich schauderte eigentlich, wie ich von dem Zimmer mit dem ewig blutenden Hirsch hörte. Die alte Madame*) saß in dem Moment wieder auf ihrem Thron, und meine unterdrückte, freudlose Jugend ging blitzschnell vor meinen Gedanken vorüber. Aber dann kam auch die Erinnerung des Erwachens schönerer Gefühle in mir, und aller der Hoffnungen, die Du so schön erfüllt hast.

Es ist mir ein großer Trost, daß Du Papa beruhigst und seine unsäglichen Weitschweifigkeiten aplanierst, aber eigentlich bedaure ich Dich in meiner tiefsten Seele unaussprechlich über den Ennui, den ich mir grenzenlos vorstelle. Papa hatte mir über Goltz's Äußerungen nicht so beunruhigend geschrieben. Ich meine, Du wirst wohltun, nicht zu lange in Erfurt zu bleiben, falls der Hof nach Berlin zurückkommt, wie die Zeitungen es verheißen. Daß wir am liebsten hier bleiben, darüber sind Du und ich einig — die Mittel sind durch die Zeitumstände schwierig, bis jetzt aber, wie es mir scheint, noch nicht unmöglich geworden. Der Papst existiert noch in der Relation, in der es allen Fürsten, die katholische Untertanen haben, wichtig ist, daß er existiere, und träte dieser letzte Fall auch ein, so bleibt ein Hof in Neapel, und Italien bleibt ein so großes, und da es doch eigentlich unter einem Herrscher jetzt vereinigt ist, ein so wichtiges Land, daß es keinem deutschen König unwichtig sein kann,

*) Madame Dessault, Gouvernante Carolinens.

einen Geschäftsmann darin zu haben. Für meine Gesundheit, für den tiefen moralischen Eindruck und Einfluß, den Italien einmal physisch und moralisch auf uns beide gemacht hat, wünsche ich rein bleiben zu können.

Allein zwei Dinge will ich dem nicht opfern, das eine ist das reelle Wohl der Kinder. Könnte ich mich überzeugen, daß es unvereinbar mit dem Sein hier ist, so bin ich bereit, zurückzugehen. Leben wir und werden alt, so können wir ja einmal mit dem einen oder mit dem andern, oder auch allein, wenn keins uns mehr braucht, hierher zurückgehen und den schon gefundenen Ruheplatz bei der Pyramide zwischen Wilhelm und Gustav einnehmen. Die zweite Veranlassung wäre, wenn Du wirklich reell nützlich sein und einen so ausgebreiteten und so liberalen Geschäftskreis haben könntest, daß alle die schönen Worte nicht Worte, sondern Wahrheit und Realität wären. Auch dann will ich gern zurückkommen. Ich bin also ganz vertrauensvoll in Deinem Willen ergeben, denn wie Du es machen wirst, so wird es allein haben gehen können.

Alexander Rennenkampff*) ist heute morgen mit dem Kurier von Neapel zurückgekommen und sieht sehr viel wohler und besser aus. Mit gestriger Post habe ich auch einen Brief von Burgsdorff**) bekommen, einen freundlichen, lieben, innigen Brief. Burgsdorff heiratet und scheint sterblich verliebt, eine hinterlassene Tochter des Kanzlers Burgsdorff, 18 Jahre alt, schön wie eine Nymphe und lieb und gut. Der Ausdruck seines Glücks und seiner Freude hat etwas sehr Rührendes. Er muß jetzt verheiratet sein und spricht von Kommen nach Rom. Aber Du weißt, er

*) Alexander v. Rennenkampff, geb. 1783 in Livland, † 1854. Mit Caroline befreundet.

**) Wilhelm v. Burgsdorff, mit dem Humboldtschen Paar schon aus den ersten Ehejahren eng befreundet.

hat immer Zeit, und so schnell wird's nicht gehen. Ist er doch auch 37 Jahre alt geworden, ehe er heiratete. Er bittet mich, ihm nach Dresden zu schreiben. Dich soll ich tausendmal grüßen, und Du mögest ihn nur auslachen.

Ich hoffe doch, daß Du nun viele Briefe von mir hast. Was mir das weh getan hat, daß Du nichts, oder so gut wie nichts empfangen. Aber Du bist ordentlich geflogen. Kohlrausch, Caroline und die holden Kleinen grüßen. Meinen Respekt an Papa. Adieu!

18. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 3. Dezember 1808

Ich bin nun mit Papas ganzem Dokumentenschrank fertig. Nun bleiben noch die Aktenschränke, von denen aber vieles zu lesen unnütz ist, und ich einen großen Teil schon gelesen habe. Kannst Du denken, daß Papas Aktenwut so weit geht, daß er schon Akten über seinen eigenen Tod unter dem Titel „Akta das Ableben des Präsidenten L. F. v. D. betreffend" angefertigt hat. Die werden gewiß vor seinem Tode voluminöser werden als nachher.

Da ich jetzt alle alten Skripturen durchgestört habe, bin ich auch auf ein Reisetagebuch deines mütterlichen Eltervaters, eines Posadowski, gestoßen, der 1696 in Rom gewesen ist. Du siehst also, daß die klugen Einfälle zu Reisen immer von seiten der Mütter in Deine Familie gekommen sind. Er hat, wie wir, auf der Trinità di Monte gewohnt, und hat großes Wunder über die masqueren, wie er es nennt, im Karneval. Er ist so schön gewesen, daß man ihn, ich weiß nicht auf welcher Redoute als Dame angezogen hat. Seine Reisebeschreibung enthält wenig Gescheutes, er ist immer an den Höfen gewesen, versäumt nie an

allen Orten die Staatskarossen zu besehen, und bei Rom ist meistenteils sein höchster Lobspruch: „Das ist wohl anzusehen".

Wir gehen in einer Stunde nach Weimar. Aus Berlin schreibt man, daß es erst am 9. geräumt werden wird. Dennoch erwartet man den Herzog von Auerstädt*) schon morgen hier. Es heißt, er werde sein Hauptquartier hier aufschlagen. Von Königsberg aus ist eine neue Dummheit vorgefallen. Die alte Gräfin Voß**) hat wieder***) einen sehr unvorsichtigen Brief an den Fürst Wittgenstein geschrieben, den der Herzog von Auerstädt erhalten und dem König mit dem Zusatz geschickt hat, daß er sähe, von was für Leuten er umgeben sei. Es sind darauf alle Papiere des Fürsten Wittgenstein versiegelt und nach Paris gesandt worden. Er selbst ist frei.

Lebe herzlich wohl. Umarme die Kleinen.

Ewig Dein H.

19. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 7. Dezember 1808

Ich bin sehr traurig, liebe Li. Ich hoffte bei meiner Rückkunft von Weimar einen Brief von Dir zu finden, und vergebens. Gestern kam freilich einer, aber nicht von Dir, sondern von Kohlrausch, und ich sehe aus dem, was er mir schreibt, daß Du, armes teures Wesen, sehr leidest . . .

Sonst war die Depesche in Chiffer, die Du mir schicktest, liebe Li, sehr erfreulich. Man schien in Königsberg nicht geglaubt zu haben, daß ich die bis dahin erhaltenen Autorisationen zur Reise bestimmt genug finden würde, um abzugehen, und gibt mir daher in

*) Davout.

**) Bekannte Oberhofmeisterin der Königin Louise.

***) Wie im September der Minister Stein.

dieſem Reſkript die förmliche Erlaubnis. Zugleich ſagt man mir, man hoffe, ich werde meine Rückkehr nach Rom möglichſt beſchleunigen; und dies Reſkript iſt nicht von Goltz, der gerade in Erfurt war, ſondern von Stein, der mir faſt immer hierin entgegen war, gemacht. Ach! wenn ſie wüßten, wie ich von ſelbſt zurückeile! Mein Plan iſt jetzt ſo: ich gehe Weihnachten auf acht Tage nach Weimar, dann von hier am 6. oder 8. auf die Güter, die mich bis zu den erſten Tagen des Februar aufhalten. In dieſen treffe ich in Berlin ein und reiſe in den erſten des April wieder fort, ſo daß ich zu Deiner Niederkunft gewiß bei Dir bin. Was vielleicht unſere Freiheit in Rom noch ſicherer macht, iſt, daß Stein nun wirklich den Abſchied hat. Er hat ihn am 25. November erhalten. Zugleich ſagt man, allein das iſt ungewiß, daß Wolf*) die Stelle hat, die man erſt mir zudachte.

Ich ſchrieb Dir neulich von Fernow. Stell Dir vor: der Arme iſt nicht mehr. Sonntag früh in Weimar ſagte mir Caroline noch, er wolle Theodor ſo gern ſehen, ich möchte ihn doch zu ihm führen; ich wollte gleich hingehen, mußte aber erſt einen anderen Beſuch machen und bei dieſem erfuhr ich, daß er vor einigen Stunden geſtorben ſei. Es iſt niemand bei ſeinem Tode zugegen geweſen, man hat ihn im Bett tot gefunden. Es iſt wahrſcheinlich, daß er ſeinen Tod vorhergeſehn und allein hat ſterben wollen.

Stark**) ſaß zufällig den Mittag bei Hofe neben mir. Er war ſehr freundlich und grüßt Dich tauſendmal. Er hat, ſowie Goethe und Wieland, das Legionskreuz bekommen und zugleich eine Penſion zur Entſchädigung ſeines Verluſtes bei der Plünderung von Jena. Er hat wirklich dabei viel verloren.

*) Profeſſor der Philologie, ſeit 1807 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin.

**) Hofrat Stark, Arzt in Weimar.

Von den Plünderungen hört man überhaupt die wunderbarsten Geschichten. So z. B. hat sich ein General Schmettau den Tag der Schlacht von Jena, nachdem er mit drei Kugeln verwundet war, zur Stein in Weimar geflüchtet. Als die Plünderer gegen Morgen in ihr Haus drangen, lief sie zu einem französischen General in der Nähe, den sie noch im Bette fand, der ihr aber wirklich, nur zu spät, Hilfe leistete, und indes hatte sich der auf den Tod verwundete General, der doch wohl nichts zu besorgen hatte, ganz allein an einem Bettuch zum Fenster hinaus auf die Straße hinuntergelassen. Er starb zwei Tage darauf.

Ich habe diesmal bei Goethe gewohnt, und er war außerordentlich freundschaftlich, vertraulich und herzlich. Ich bewohnte eine seiner sogenannten Putzstuben im ersten Stock, und Theodor mit Zimmermann eine mit einer Kammer im zweiten neben Riemer*). Die Händel mit dem Theater dauern noch immer fort und haben dem armen Goethe nun schon volle vier Wochen Unruhe gekostet, in denen er schlechterdings nichts hat vornehmen können. Er möchte es dahin bringen, daß Oper und Schauspiel getrennt und letzteres ihm allein überlassen würde. Allein der Herzog wird diesen Vertrag schwerlich eingehen, und vermutlich geht Goethe ganz vom Theater, das dann in weniger als nichts zerfallen wird, ab. Vermutlich gewinnt aber dann dabei das Publikum. Denn er freut sich schon jetzt, dann mehr arbeiten zu können, und denkt auf eine Fortsetzung der natürlichen Tochter, zu der schon alles fertig liegen soll. Die Geheimrätin, die jetzt von Frankfurt a. M., wo sie wegen des Nachlasses der verstorbenen Mutter Goethes war, zurückgekommen ist, ist ein ganz leidliches Wesen, und Goethe tut alles, um zu machen, daß die Weimarschen Damen mit ihr umgehen sollen. Caroline tut es ohne Anstand, da sie mit Recht sagt, daß

*) Bibliothekar in Weimar, seit 1803 Goethes Hausgenosse.

sehr viele von jeher aufs rechtmäßigste verheiratete Damen um kein Haarbreit amüsanter sind, und andere folgen ihr. Goethe ist darum auch äußerst gut mit Carolinen und lobt sie über alle Maßen. Für Theodor hat die Geheimrätin wirklich zärtliche Sorgfalt gehabt.

In Weimar war ich auch, und wirklich mit recht viel Freude zum erstenmal in Deutschland im Theater. Es war Schillers Tell. Das Spiel war nicht eigentlich vorzüglich, da kein recht ausgezeichnet großes Talent da ist. Aber der Tell wurde doch recht gut vorgestellt; Schiller hat ihn noch dem Schauspieler einstudiert, und im ganzen sieht man, daß Goethe die Sache versteht. Da Talma*) und die übrigen französischen Akteurs hier in Erfurt und ein paarmal auch in Weimar gespielt haben, so ist wieder im Publikum viel Gerede über den Vorzug von Deutschen und Franzosen entstanden, und Du kannst denken, daß die letzteren viele auf ihrer Seite haben. Auch mein Aufsatz in den Propyläen ist bei dieser Gelegenheit wieder in Anregung gekommen und in einer Beschreibung der berühmten Zusammenkunft neu abgedruckt worden.

Von ganzer Seele Dein H.

20. Caroline an Humboldt

Rom, den 10. Dezember 1808

Mein allerteuerstes Herz!

Dein Brief vom 19. ist mir heute zugekommen und hat mich unaussprechlich durch seinen Inhalt und die freundlichen guten Nachrichten von Theodor ergötzt. Recht lebendig hat er mich auch in den Kreis der Bekannten nach Weimar hin versetzt, und mit Goethe bin ich recht einstimmig, daß die Deutschen im Auslande in einem größeren lustre sind als in Deutschland

*) Talma, geb. 1763, † 1826, war 1808 in Napoleons Umgebung mit in Erfurt.

selbst. Ach, aber wie tief haben die vier Strophen von dem Faust mich ergriffen! Es sind einige Worte darinnen, die einem das Allerschmerzlichste in dem Busen aufregen. „Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage des Lebens labyrinthisch irren Lauf". — Dann die „ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang" und dann die ganze letzte Strophe. Es hat mich bis zu Tränen gerührt, und ich wünsche sehr den ganzen Faust zu haben.

Daß Theodor so gut ist, so viel Beifall findet und auch seine Schönheit gelobt wird, erfreut freilich das Mutterherz sehr. Die Wolzogen kann ich mir in ihrer geistigen und körperlichen Wohlhabenheit denken. Der arme Mann wird wohl auf die Art nicht lange leben, ich fühle etwas Peinliches in seiner physischen Existenz. Lebhaft hat das Gespräch des Kaisers mit Goethe mich interessiert. Der ungeheure Verstand des Menschen geht glänzend daraus hervor. Man muß doch auch bedenken, daß seine Erziehung und Bildung und Lebensgewohnheiten alle französisch sind, und seine Kenntnis eines deutschen Buches nur durch Übersetzung in ihn kommen kann.

Fernows Zustand schmerzt mich ungemein. Der Unglückliche! Wie schwer macht die Natur doch manchem das Aufhören des Seins, und andern löst sie so sanft die Fäden, die das Leben zusammenhalten. Seine Frau hat ein furchtbar Schicksal gehabt, wie oft mag sie sich dumpf und schwül nach dem freundlichen Himmel ihres Vaterlandes gesehnt haben.

Vier Hannoveraner sind kürzlich angekommen. Alles junge Leute von 22—25 Jahren, du kannst denken, daß Kohlrausch in seinem esse mit den Landsleuten ist. Es werden deren noch mehr erwartet. Der eine der Hannoveraner ist ein junger Mensch namens Kästner, ein Sohn der berühmten Lotte.

Adieu Geliebtester!

21. Humboldt an Caroline

Rudolstadt, den 11. Dezember 1808

Ich bin auf einmal in den tiefen, tiefen Winter gekommen liebe Li. Berg und Täler in tiefem Schnee, der, wenn einer geht, das liebenswürdige Knirschen von sich gibt, das fast noch eine ärgere Musik als die ist, die man doch auch am warmen Ofen macht; Schlittenfahren, das Theodor so beschäftigt, daß er die halbe Nacht im Schlaf davon spricht, und Fensterscheiben mit den göttlichsten Figuren!

Die Fürstin*) fühlt mein Unglück, dies erleben zu müssen. Sie bleibt sich immer gleich und spricht mit tiefem Sinn von Italien. Sie sagte mir noch gestern abend, das, was einem hier fehlt, ist eigentlich das Licht. Es bleibt immer trüb hier, auch bei dem heitersten Sonnenschein, und zwischen gleich schönen italienischen und deutschen Gegenden bleibt immer der Unterschied, der zwischen demselben schönen Gesicht ist, wenn es freundlich und wenn es verdrießlich aussieht. Dabei fällt mir ein Wort der armen verstorbenen Fernow ein, das mir die Fürstin gesagt hat. Sie hat bis an ihren Tod nie etwas anderes über Deutschland gesagt als: „wie arm und wie dunkel!" Wirklich der wahrste Ausdruck für eine Römerin, die immer unter schöner Sonne und unter Obelisken, Bildsäulen und marmornen Kirchen herumgegangen ist.

Aber die Kälte macht, liebe Li, daß ich ganz verwirrt schreibe. Wir haben auf den vier Meilen vom Morgen um 7 Uhr bis den Abend um 9 zugebracht und sind am Ende zu Fuß angekommen. Rudolstadt, das ich solange als die Li alt ist, nicht gesehen hatte, hat sich, den Menschen nach, wenig verändert. Die chère mère**) ist noch immer gleich gut und unendlich freundschaftlich gegen mich.

---

*) Caroline Louise, Fürstin von Rudolstadt, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg.

**) Frau v. Lengefeld.

Die Fürstin hat mich mit großer Auszeichnung und wirklicher Herzlichkeit empfangen. Ich habe gestern morgen erst zu ihr kommen müssen, wo bloß die Fürstlichkeiten versammelt waren. Ihr Bruder, der Prinz Louis von Hessen-Homburg, der in unsern Diensten war und in Erfurt gefangen genommen wurde, ist auch hier, und gefällt mir unendlich mehr als die meisten Prinzen. Die Fürstin regiert alles selbst, bis ins geringste Detail, und man liebt und ehrt sie außerordentlich. Unsere Gespräche haben meist Rom und den Krieg und Prinz Louis-Ferdinand*) betroffen. Er hat die Nacht vor seinem Tode auf dem Schloß geschlafen und ist mehrere Tage vorher hier gewesen. Seine militärischen Dispositionen scheinen, wenn man den Leuten glauben darf, sehr sonderbar gewesen zu sein. Die Magazine sind ohne Waffen gewesen, die Orders an die Generäle sind durch Rudolstädtische Bauern geschickt worden, und alles ist unordentlich und zu spät angekommen. Er selbst hat die Gegend so wenig gekannt, daß er beim Wegreiten zur Affäre am Morgen seines Todes Beulwitz nach dem Weg nach Saalfeld gefragt und doch nicht den kürzesten genommen hat. Bei der Affäre selbst standen seine Truppen in der Ebene und die Franzosen auf den Bergen, so daß sie allen Vorteil hatten. Doch fing er die Bataille an, da die Franzosen ihn schwerlich angegriffen hätten. Er hat gewöhnlich lang geschlafen, und am Morgen der Affäre haben sie noch in der ganzen Stadt nach einer Spezialkarte herumgeschickt. Die Stellung und Zahl der Franzosen ist ihm ganz unbekannt gewesen. Von seiner Liebenswürdigkeit können alle nicht genug erzählen. Er hat in alle den Tagen, da er hier gewesen, viel und sehr schön auf dem Klavier gespielt. Den Abend vor seinem Tode, wo er sehr nachdenkend gewesen ist, hat der verstorbene Fürst ihn nach Tisch noch zu spielen gebeten. Die Fürstin

*) Prinz Louis-Ferdinand von Preußen, der bei Saalfeld am 10. Oktober 1806 blieb.

hat gesagt: „Sie haben jetzt auf einem anderen Klavier zu spielen, Prinz.“ „Ja,“ hat er geantwortet, und „lauter Dissonanzen“. Seine Todesart bleibt immer ungewiß. Kettelhodt behauptet, den maréchal de logis*), der ihn getötet und den er verwundet, mit blutigem Kopf gesehen, und zwei Husaren, die dabei gewesen, gesprochen zu haben. Nach der Erzählung dieser ist er von sechs Husaren umstellt gewesen. Der maréchal de logis hat ihn aufgefordert, sich zu ergeben. Er hat mit einem Hieb geantwortet, und in demselben Augenblick hat ihn jener in den Leib gestochen. Zugleich hat er auch von hinten einen Hieb in den Kopf bekommen und ist vom Pferd gestürzt, wo dann noch alle andern auf ihn losgehauen. Daß er der Prinz sei, hat keiner gewußt. Nach andern Erzählungen ist sein Pferd beim Setzen über eine Hecke gestürzt, und er hat sich noch zu Fuß verteidigt.

Über Auleben**) habe ich gestern erst im allgemeinen gesprochen. Ewig Dein H.

22. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 14. Dezember 1808

Ich habe Dir neulich geschrieben, liebe Li, wie ich meinen ersten Tag in Rudolstadt zugebracht hatte. Am zweiten habe ich die Sache wegen Auleben in Anregung gebracht. Ich habe mich aufs neue überzeugt, daß sie die geistvollste Fürstin ist, die ich gesehn habe, und die Widerwärtigkeiten der letzten Jahre haben ihr eine Haltung und selbst Erhebung mehr ge-

*) Unteroffizier.

**) Auleben stand zu Rudolstadt in einer Art Lehnsverhältnis, so daß beim Tode des alten H. v. Dacheröden von jener Seite ein Wiederkaufsrecht ausgeübt werden konnte. Humboldts Zweck bei diesem Besuch war, diese Verhältnisse klar zu legen und den Hof zur Verzichterkläruug auf dieses Recht zu bringen.

geben, und ihr Gespräch hat mich wirklich als Gespräch recht eigentlich interessiert. Nach Dir haben alle, aber vorzüglich die Fürstin mit der herzlichsten Teilnahme gefragt und mir tausend Grüße aufgetragen.

Der Weg beim Zurückfahren war schrecklich. Alles eine Schneefläche, nicht bloß ohne Bahn, sondern meistenteils selbst ohne ein einziges Gleis. Es hieß da wirklich: „breche dir selber die Bahn". Aber bei diesem Brechen sind wir auch einmal umgeworfen, doch ohne allen Schaden. Der Wagen fiel zwar auf Theodors Seite, aber ich konnte mich so wenden, daß ich ihn nicht drückte. Da es vor einem Dorf war, so kamen auch gleich Leute, den Wagen aufzuheben.

Meine Rückkunft nach Rom wird, wie es mir scheint, immer gewisser. Es heißt jetzt hier allgemein, daß Dohna*), den Du von der Herzen**) her kennst, Minister des Innern und ein gewisser Winterfeldt der Finanzen geworden ist. Dohna ist, wie Du weißt, meine Empfehlung. So regiert man die Staaten von Italien aus.

Lebe herzlich wohl! Ewig Dein H.

23. Caroline an Humboldt

Rom, 17. Dezember 1808

Ich freue mich unbeschreiblich, daß Du endlich ein paar umständlichere Briefe von mir bekommen hast, mein teuerster Wilhelm. Die Posten verspäten sich jetzt sehr, die Kälte ist zehn Tage unglaublich gewesen, und der scharfe Nordwind unerträglich. Das Thermometer stand 2—4° unter Null.

*) Siehe S. 19.

**) Henriette Herz.

Jemand hat recht hübsch gesagt, die Kälte sei hier spitzig, darum so angreifend, in Deutschland sei sie rund.

Ach, wie begreife ich, meine teure Seele, Deine Sehnsucht nach Rom. Ich glaube nicht, daß das Leben hier einen bloß wunder und reizbarer stimmt, obgleich wir wohl genug dazu hier erfahren haben. Ich glaube aber, weil man sich gewöhnt hat, rein im Element des Schönen und Erhabenen-Wehmütigen hier zu leben, so hat die Seele ihr eigenstes Leben hier genossen und alles andere Fremdartige berührt sie rauh und hart.

Die Kinder sind, dem Himmel sei Dank, wohl. Mit dem Deutschen geht es nicht so gut, als ich wünschte, weil mir im Sprechen niemand beisteht. Lesen habe ich bloß mit Adelheid angefangen, ich hoffte, die Kleine sollte von selbst nachkommen, aber der Abscheu vor den barbarischen Tönen ist eigentlich gründlich. Vorhin trat Gabrielle zu mir, und wie sie mich ihrer Meinung nach so schnell deutsch schreiben sah, sagte sie sehr ungezwungen: „come potrei fare tanto presto questi brutti versacci?“*)

Rauch läßt wissen, daß der Scheibenwerfer im Palast Massimi für 2000 Zechinen zu haben ist und empfiehlt sich zu Gnaden. Daß die ganze römische Welt Dich unaufhörlich grüßt, versteht sich von selbst, ich würde nicht fertig werden, wenn ich Dir immer die Namen nennen wollte.

Adieu Geliebtester.

24. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 18. Dezember 1808

Ich habe vorgestern einen sehr glücklichen Tag gehabt. Ich bekam Deinen Brief vom 26. und wurde auf einmal wenigstens aus meinen bängsten Besorgnissen gerissen. Du bist

*) „Wie kann man nur so schnell so garstige Verse schreiben.“

ein Himmel von Güte und ein einzig schönes Wesen, teures Herz! Gott, daß ich es verdienen möchte, Dich zu besitzen, aber ich bin mit dem Glück zufrieden, daß Du mir unverdient zuteil wurdest.

Meine Briefe aus Rudolstadt mußt Du nun haben. Über meine Rückkunft nach Rom glaubte ich ganz im reinen zu sein. Dohna ist wirklich Minister des Innern. Der, der mich hineinziehen wollte*) ist fort. Aber auf einmal kehrt, immer wieder durch Kunth, der Antrag**) auf eine Weise zurück, die mich in die äußerste Verlegenheit setzt. Ich habe den Antrag erst seit einer halben Stunde und in einer halben geht die Post. Nur soviel sage ich: ich soll durchaus unabhängig sein und Sitz und Stimme im Staatsrat haben, und man verlangt mich eigentlich nur für die erste Organisation. Der Antrag ist übrigens soweit, daß ich Kultus (alle Prediger, Kantoren usw. Gott!!) und Unterrichtsanstalten (Akademie der Wissenschaften und Kunst, Zensur und sogar die Theater) unter mir habe. Du kennst mich ganz, liebe Li, meine Anhänglichkeit an Rom, meine Liebe zu Dir, weißt, wie ich gewiß weder ehrgeizig, noch eitel bin. Aber ich gestehe Dir zu sagen, daß ich schlechterdings in Rom sein will, auch wenn ich anderswo nützlicher sein kann, oder daß ich nichts annehmen will, wenn man mich nicht zum Minister macht, dazu habe ich kein Herz. Man kann nicht leugnen, daß man seinem Lande, seinem Namen selbst etwas schuldig ist. Ich bin also in ängstlicher Verlegenheit. Aber sei sicher, ich werde nichts tun, was meiner und Deiner unwürdig wäre. In Rom ändere ja nichts bis jetzt. Denn sollte ich auch im Frühjahr nicht kommen können, mußt Du mir noch bleiben, teuerstes, liebstes Herz, ich kann dich nicht unter diesen

*) Der Minister von Stein.

**) Die Sektion für Kultus und Unterricht im Ministerium des Innern zu übernehmen.

Himmel wiſſen (er iſt ſchrecklich) ohne daß wenigſtens hier alles beſſer iſt.

Lebe herzlich wohl. Von inniger Seele ewig Dein H.

25. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 21. Dezember 1808

Hier iſt nichts Neues vorgefallen. Der König und die Königin reiſen nach Petersburg, jedoch nur auf vier Tage, um der Vermählung der Schweſter des Kaiſers, die einen Prinzen von Altenburg heiratet, beizuwohnen. Sie kommen am 24. Januar nach Berlin, am Geburtstag Friedrichs des Großen. An demſelben Tage rückt auch die Garde ein. Ob ich ſelbſt früher oder ſpäter kommen werde, weiß ich noch nicht. Von Weihnachten bis Neujahr will ich noch mit Goethe und in Rudolſtadt zubringen. Goethe war ſehr lieb und vertraut das letzte Mal, und ich hoffe auf ſehr frohe Tage bei ihm. Den Morgen denke ich meiſt bei Caroline zu ſein, die mir nie ſo lieb und wert als jetzt war. Sie liebt Dich erſtaunlich, hat mehr Ruhe wie ſonſt und iſt doch auf keine Weiſe unintereſſant geworden, wenn auch freilich an der ehemaligen großen Beweglichkeit ihrer Phantaſie ein Reiz hing, den ſie jetzt entbehrt. Überhaupt iſt mir die Änderung, die ich bei jedem einzelnen unſerer ehemaligen Bekannten gefunden habe, immer das Merkwürdigſte bei meiner Reiſe geweſen. Gewonnen, muß ich leider geſtehen, hat eigentlich keiner, es iſt immer ein ſchlimmes Ding um die Zeit, und bei jeder neuen Erſcheinung dieſer Art bewundere ich, liebe Li, wie Du Dich Dir ſelbſt gleich und unverändert erhalten haſt. Es gehört, vorzüglich bei Männern, eine Stärke dazu, die vollkommen und edel genug iſt, um ſich nicht bloß zu erhalten, ſondern auch, um nicht in Starrheit und Härte überzugehen, und

vorzüglich bei Frauen eine Regsamkeit und Grazie, die tief genug im innersten Gemüt gegründet sind, um nicht bloß wie ein Hauch der Phantasie mit der Jugend zu verduften. Auch da rettet vorzüglich tiefe und echte Weiblichkeit. Sie wächst mit ihren Kindern fort, erneuert sich im zarten Alter der Nachgeborenen und erhält sich, indem sie sich ihrer selbst entäußert. Aber unendlich wenige sind des Muttergefühls in seinem ganzen Umfange fähig, die einen erreichen nicht seine Höhe, die anderen nicht seine Einfachheit. Die Fürstin von Rudolstadt ist, außer Carolinen, die einzige recht belohnende Gestalt, die ich bis jetzt in Deutschland gesehen habe. Ich glaube sie hat, vorzüglich durch den Drang der Zeit und ihr Alleinstehen, gewonnen. Sie hat eine große Festigkeit, eine Selbstbeherrschung, die doch mit sehr viel Milde verbunden ist, und einzelne Worte, die sie sagt, zeugen von wirklich tiefem und in den Charakter übergegangenem Nachdenken.

Lebe innigst wohl. Grüße alles. Ewig, ewig Dein H.

26. Humboldt an Caroline

Erfurt, den 24. Dezember 1808

Du hättest mir kein lieberes Weihnachtsgeschenk machen können, liebste Li, als durch Deinen herzlichen Brief vom 30. November. . . .

Gestern, teures Wesen, hättest Du sehr gelacht, wenn Du hättest hier sein können. Caroline behauptete, es müßte noch ihre Korrespondenz mit Dir hier sein, und ich suchte alle Kuffer und Kisten vom Keller bis zum Boden durch. Es fand sich nichts, aber ein Kuffer, zu dem niemand den Schlüssel kannte. Ich ließ den Schlosser kommen, und siehe da, es war eine ganze Damengarderobe darin, von noch gar nicht getragenem Kattun, schön ge-

glättet, weiß mit ſchwärzlichen Blumen, aber ein Schnitt, wie ſelbſt Papas uralte Haushälterin verſicherte, wie er ſeit 50 Jahren nicht mehr getragen werde. Daß es von einer Ureltermutter herſtammt, darüber iſt kein Zweifel, aber weder Dunker*) noch Papa getrauen ſich, etwas über die Abkunft zu beſtimmen, es geht über alles Gedenken lebender Menſchen hinaus. Was ich aber eigentlich ſuchte, die Briefe, habe ich nicht gefunden, und bin gewiß, daß ſie nicht mehr hier im Hauſe exiſtieren. Dagegen habe ich ein Buch von Briefen an Dich bis 1784 und 1786 gefunden von einer Sophie Becker, Couſinen und ſo fort, das ich mit großem Vergnügen durchleſen habe. Du armes, gutes Kind haſt darin ſo viel, wie man aus den Antworten ſieht, von der Tugend geſchrieben. Man ſieht, daß Du grundgut und viel klüger, als alle die geweſen biſt, an die Du ſchreibſt. Du lebteſt unter lauter heterogenen, entſetzlichen Geſtalten, und bildeteſt ſchon da Dir einen eigenen Kreis, eigene, unabhängige Empfindungen. Es iſt mir ordentlich mit einer Art Bedauern aufgeſchoſſen, daß dies bei der Li, eben weil wir vorurteilsfreier, und dem, was ſie werden ſoll, ähnlicher ſind, nicht der Fall ſein kann. Es ſcheint ſo unendlich ſchwerer, daß das Gute aus der Harmonie, als aus dem Kontraſt hervorgehe; die Tiefe wird wirklich faſt nur durch Einengung bewirkt, und nur zu eigenem Troſt und zur Rettung der Natur muß man annehmen, daß es unter anderen Umſtänden auch andere Wege des Heils gibt.

Auf die Szene der Garderobe folgte eine andere, nicht minder ſonderbare. Dunker hat, wie Du weißt, ein Inventarium aller möglichen Sachen im Hauſe. In dieſem wird ab und an zugeſchrieben. Papa aber hat ſeit zwei Jahren nicht Hand hieran legen wollen, und Dunker bat mich, das große Werk zu über-

*) Siehe S. 16.

nehmen. Nun hat er uns gestern abend alle alten Sachen von Papa, Nachtkamisöler, Westen, ganz zerrissene Hosen, Manschetten und Gott weiß was in die Stube gebracht und nach langen und großen Debatten, ob dieses oder jenes Zitz oder Kattun, Nesseltuch oder Batist, zerrissen oder noch zu tragen sei, ist denn das große Werk vollbracht worden. Dabei versicherte Papa immer, die ganze Arbeit sei unnütz, weil Dunker doch die ganze Garderobe erbe, und nun entstand ein Streit, wer zuerst sterben würde, kurz eine wahre Komödienszene. Du wirst Dich vielleicht wundern, liebe, teure Li, und würdest Dich noch mehr wundern, wenn meine ganze Lage Dir deutlich zu beschreiben wäre, wie ich noch so viel Heiterkeit übrig behalten kann, das Komische dieser Situation zu fühlen. Aber wie herzlich ich mich auch nach Dir sehne, wie unruhig ich über Dich und unsere Zukunft bin, das Lachen und Bemerken harmloser Lächerlichkeiten ist nun einmal Alexandern und mir so eigen, daß uns daran nichts, noch so Ernstes, hindern kann.

Der Marschall Davout, Herzog von Auerstädt, ist jetzt hier und gab gestern einen großen Ball zu Ehren des Geburtstags des Königs von Sachsen. Ich nahm Theodor mit, weil den Zeiten und seinen Anlagen nach es mir einmal scheint, daß er für die Welt und nicht wie Alexander und ich für die Studierstube erzogen werden muß. Ich habe mich überhaupt und besonders beim Essen mit Fleiß scheinbar nicht um ihn bekümmert, aber von fern auf ihn acht gegeben. Er war mit fünf, sechs Offizieren, französischen und polnischen, die ihm viel zutranken, er hat aber nicht einen Tropfen mehr genommen, als ihm zuträglich war, und ist so vernünftig und kalt geblieben als ich. Am Ende des Balles nahm mich der Herzog in eine andere Stube und ich blieb bis gegen 4 Uhr bei ihm. Theodor ist 1½ Stunde früher mit den Offizieren nach Hause gegangen, ohne daß ich ihm etwas gesagt habe, und hat sich auch da sehr gut benommen.

Auf dem Ball gestern habe ich wieder die alten Gesichter wiedergesehen, und was das wunderbarste ist, so sind Sitten und Kostüme noch ziemlich die nämlichen. Ach, aber die Zimmer. Die große Fensterembrasure*) in der mittelsten Stube rechts, alles hat mir unendliche Erinnerungen gegeben, schmerzlich und süß. Es waren bessere Zeiten, in denen man so harmlos umherging, ohne zu ahnden, was sie im Schoße trugen. In derselben Stube hat mir der Koadjutor**) einmal gesagt, ich würde noch einmal in große Unruhe und Bewegung kommen. Ich hoffe, er hat nicht in prophetischem Geist gesprochen, da niemand so die Ruhe liebt und so wenig sich selbst vertraut als ich.

Adieu, liebes, teures Kind. Ich gehe morgen nach Weimar.

Ewig Dein H.

27. Humboldt an Caroline

Weimar, den 28. Dezember 1808

Ich bin seit dem ersten Weihnachtsfeiertag hier, liebe Li, und wohne bei Goethe, der Dich sehr grüßt und oft mit recht eigentlicher Liebe von Dir spricht. Caroline sehe ich alle Morgen, da ich meistenteils bei ihr frühstücke und so geht mir das Leben so hin, daß mir zum Schreiben recht wenig Zeit übrig bleibt. Ich habe erst hier Goethes neustes Produkt, Pandoras Wiederkunft, kennen gelernt. Er hat es uns bei Carolinen vorgelesen. Es ist erst die Hälfte fertig, in welcher nur erst die weggegangene Pandora betrauert wird. Von dieser Hälfte ist wieder etwa die Hälfte in einem Journal „Prometheus" gedruckt, die andere noch Manuskript. Es ist eine der wunderbarsten Produktionen, aber der allerschönsten und größesten. Die Hauptsache beruht auf

*) In der Humboldt sich 1789 mit Caroline verlobte.

**) Dalberg.

dem Kontraſt der beiden ungleichen Brüder, des kalten, raſtloſen, gewerbfleißigen Prometheus und des empfindſamen, unglücklichen und müßigen Epimetheus. Dieſes letzteren Frau iſt Pandora geweſen, die ihn verlaſſen hat. Er hatte mit ihr zwei Töchter, Elpore (Hoffnung) und Epimeleia (Fürſorge). Beim Scheiden hat ſie ihn genötigt zwiſchen beiden zu wählen und eine zu behalten, eine ihr zu laſſen. Er hat Epimeleia gewählt. Nun erſcheint ihm Elpore nur von Zeit zu Zeit auf Augenblicke. Das Neue und Schöne iſt, daß alle Urtöne der Leidenſchaften, der Gefühle, alle Elemente der menſchlichen Geſellſchaft darin vorkommen, und mit einer Reinheit, ja man kann ſagen Nacktheit dargeſtellt ſind, daß daraus ſelbſt eine ungeheure Größe hervorgeht. Dann iſt die Sprache, die in den verſchiedenſten Silbenmaßen abwechſelt, himmliſch. Wenn ich kann, laſſe ich Dir bis morgen noch etwas daraus abſchreiben. Goethe ſelbſt hat mich ausdrücklich gebeten, Dir etwas davon zu ſchicken.

Mit des armen Schillers nachgelaſſenen Papieren beſchäftige ich mich des Morgens mit der Wolzogen. Es iſt höchſt merkwürdig, zu ſehn, wie, mit welcher Sorgfalt er gearbeitet hat. Der Plan mehrerer Stücke iſt ſehr ausführlich da, von einem beſonders, von dem auch zwei Akte ausgearbeitet ſind. Demetrius, eine ruſſiſch-polniſche Geſchichte. Ein Monolog, das letzte, was er ſchrieb, iſt ſehr ſchön. Noch im Delirium ſeiner Krankheit hat er ſich unglaublich viel mit dem Stück beſchäftigt, und einige ſeiner letzten Worte ſind geweſen: „Iſt das euer Himmel? iſt das eure Hölle?“ Es iſt zweifelhaft, ob er dies in eigener Wahrheit, oder wie im Stück geſagt, doch hat er überaus heiter und verklärt dabei ausgeſehn. Er bleibt der größte und ſchönſte Menſch, den ich je gekannt; wenn Goethe auch noch dahin geht, dann iſt eine ſchauerliche Öde in Deutſchland. Doch iſt der jetzt überaus wohl.

Das Jahr ſchließt ſchlimm, liebe Teure; es iſt zwar nichts

Neues, aber das Alte mehr und öffentlicher bestätigt und mir darum gehässiger. Stell Dir nur vor, als ich gestern hier bei Hofe esse, bringt mir der Herzog die Liste, von der ich Dir hier Abschrift schicke, mit und fragt mich ob meine Ernennung*) wahr ist. Seitdem weiß sie die ganze Stadt, und ich habe den Ekel, sie von allen Ecken widerschallen zu hören. Ich leugne Dir nicht, liebe Li, daß es mich sehr trüb macht. Kann man Gutes zu wirken hoffen in dieser Lage? Opfert man nicht blos sich ohne reellen, viel weniger ohne großen Nutzen? Alles das geht mir entsetzlich im Kopf herum, und ich weiß noch nicht, ob ich nicht entschieden, was auch daraus werden möge, nein sage. Aber ich fürchte das Geschrei von Undankbarkeit, Mangel an Vaterlandsliebe, Verlassen der Unglücklichen. Ich fürchte, man wird sagen, der Posten, zu dem man mich rufe, sei welcher er wolle, so sei ja damit nicht gesagt, daß ich sonst keinen Einfluß haben werde; es sei der erste Schritt zu jedem anderen; wenn ich nicht annähme, entziehe ich mich nicht blos diesem Geschäft, sondern aller Teilnahme an der jetzigen, in hohem Grade sorgenvollen Lage. Und Wahrheit ist freilich unleugbar darin. Man tut im Leben oft etwas anderes, als das, wozu man ursprünglich berufen war und wirkt oft schon durch seine bloße Gegenwart. Ich werde also vorzüglich meine Aufmerksamkeit darauf richten, ob man in der Tat Vertrauen auf mich setzt, ob dem König, seiner Umgebung an meinem Bleiben gelegen ist? Ist das, so nehme ich an, im entgegengesetzten Fall reiße ich mich, sei es auch mit einiger Gewalt, los. Was mir von Allem das Schmerzhafteste ist, das ist, liebe Li, daß ich Dich selbst bitten muß, Deine Lage der meinigen nachzugeben und noch in Italien zu bleiben. Dies Frühjahr könntest

*) Die Kabinettsorder mit Humboldts Berufung hatte der König am 15. Dezember erlassen, die Entscheidung über die Annahme aber doch Humboldts Neigung anheimgestellt.

Du so nicht kommen, und den Herbst würde ich es für die kleinen Mädchen besonders sehr fürchten. Die armen holden Geschöpfe sollten einem eisigen Himmel im Winter entgegengehen. Auch Dir selbst wäre es sicherlich nicht gut. Bleibe also und erhalte auch mir eine Zuflucht dahin. Haben wir uns ganz verpflanzt, dann ist die Rückkehr in vielfacher Rücksicht unglaublich schwer. Wie die Sachen stehen, kann ich nicht hoffen im Frühjahr zurückzukommen. Selbst, wenn ich den möglichen Ausweg fände, wenn ich mich losmachen könnte, würde es immer länger dauern, man würde doch vermutlich darauf bestehen, daß ich erst einen neuen Mann ausfindig machen sollte, daß ich selbst noch die ersten Einrichtungen träfe. Daß es sich mit Dir bis zum Frühjahr 1810 hinziehen läßt, bin ich gewiß. Auch wüßte ich wahrlich nicht, was man in Deutschland machen wollte. Man muß hier sein, um die Torheit zu fühlen, die es ist, von Rom wegzugehen. Über die Finanzen kann ich Dir jetzt, liebe Li, noch nicht bestimmt schreiben. Muß ich fürs erste bleiben, so gebe ich Dir das ganze Gehalt, liebe Seele. Es hängt natürlich ganz von Dir ab, welche Einschränkungen Du machen willst. Nur bitte ich Dich inständigst, die Pferde behalte im alten Glanz. Es ist schon nicht anständig sie abzuschaffen. Es gibt andere Dinge, durch die Du viel besser sparen kannst. Du kannst zum Beispiel anfangen nach und nach nicht mehr zu Tisch zu bitten, und mußt besonders, wodurch bei uns sehr viel erspart wird, schlechterdings niemandem mehr leihen, eine Menge halb erzwungener und unvermeidlicher Geschenke und Almosen fallen auch hinweg, und im Ganzen muß einige Ersparung doch durch meine Abwesenheit bewirkt werden. Den Finanzen ist die neue Anstellung immer gefährlich.

Die Nächte sind mir jetzt über alles lieb. Da denk ich, so lang und oft ich wache, unaufhörlich an Dich, und bin dem Tag oft am Morgen gram, daß er mich aus diesen wehen Träumen reißt. Seit-

dem ich dich in Italien ließ, kenne ich die Sehnsucht zwiefach aber es ist auch ein sehr wahres Wort, was Goethe in seiner neuen Pandora sagt: „Wer glücklich war, der wiederholt sein Glück im Schmerz".

Lebe herzlich wohl! Ewig Dein H.

28. Caroline an Humboldt

Rom, den 31. Dezember 1808

Ich bin gestern abend nach langem Entbehren auf einmal sehr reich geworden, mein teuerstes Herz, denn ich habe vier Briefe von Dir mit einem bekommen. Wie wohl tut es mir, Dich und Theodor wohl und so heiter zu wissen, wie es unter den Umständen möglich ist und mit liebender, sinnender Seele uns zugewendet, auch sprechen wir immer von Euch und es ist mir sehr merkwürdig, wie tätig die Einbildungskraft der Kleinen arbeitet. Schon jetzt stellen sie sich vor, wie wir Dir entgegenfahren, ob wir noch weiter als die Storta*) fahren werden, wie groß Theodor geworden, ob seine Haare noch so kraus sein werden. Es ist unglaublich, was in den kleinen Köpfchen alles steckt, und ich höre oft lange ihren Unterredungen zu. Ich habe recht herzlich lachen müssen über Deine Angst mit Theodor, so nach und nach einfältig zu werden. Das hat nun wohl für's erste keine Not. Caroline übersetzt wohl auch noch bei mir, aber ich ziehe vor, sie fingierte Briefe schreiben zu lassen, weil es ihr französisch und deutsch noch an Stil fehlt. Manchmal kommt's mir aber ganz komisch vor, den Leuten zu lernen Phrasen zu drechseln. Ich denke auch noch einen Lehrer für Geographie zu nehmen. Die kleine Gabrielle scheint ein ganz eigenes Talent dafür zu haben. Nach dem wenigen

*) Letzte Poststation vor Rom.

Unterricht, den sie von Crelius bekommen, weiß sie die Hauptstädte aller Länder, und Adelheid hat letztens von selber spielend eine Karte von Schweden und Norwegen gezeichnet, die mich sehr frappiert hat, und zu der sie niemand aufgefordert hatte.

Laß es Dir ja nicht leid sein, daß ich guter Hoffnung bin, ach nein, ich bitte Dich, glaube nur, seit Gustavs Tod war es mein einziger Wunsch, meine liebste Hoffnung. Ich hatte eine solche Sehnsucht nach seinen holden Augen, nach dem Lallen seiner lieben Kinderstimme, nach dem Liebkosen seiner Händchen behalten, daß ich oft, oft geglaubt habe, mein Herz müsse brechen. Ich habe bis auf den letzten Tropfen diesen bittern Leidenskelch ausgeleert — ein Gott der Güte wird ja jetzt erbarmend sein.

Ich umarme meinen lieben, lieben Herzens-Theodor und Dich! —

29. Humboldt an Caroline

Weimar, den 1. Januar 1809

Ich bin heute morgen im offenen Schlitten von Rudolstadt gekommen, bin dann den ganzen Tag am Hof und in der Stadt auf den Beinen gewesen und jetzt noch eine Stunde lang von Riemer abgehalten worden, daß es in wenigen Minuten Mitternacht schlagen wird. Ich bin schrecklich müde, aber ich muß Dir doch noch, liebe gute Li, einige Worte sagen, und ich schlafe süßer, wenngleich das Schreiben die tiefe Sehnsucht nur schlecht beschwichtigt, wenn ich Dir noch ein paar Zeilen geschrieben habe. Ich trete, ich leugne es nicht, mit weher Bangigkeit in das neue Jahr ein; wie die starre, beeiste Natur, die ich heute unterwegs, so weit mein Auge reichte, übersah, blickt mich das an, was meiner darin wartet. Ach! es wird vielleicht enden, ohne daß ich Rom, ohne daß ich Dich sehe! Wenn aber Du nur

geſund bleibſt, wenn der Frühling uns einen holden Knaben bringt, der uns bleibt und uns glücklich macht, ſo will ich doch das Schickſal ſegnen und ihm freudig danken.

Ich werde mit Klugheit handeln, wirken und nützen wo ich kann, denn iſt die Probe gemacht, daß ich nur einen Nutzen ſtifte, der das Opfer einer Exiſtenz, wie die unſere, nicht wert iſt, ſo hält mich auch niemand und nichts. Nur die Probe muß gemacht werden, wäre es auch blos, weil die Leute nie ſo etwas ohne Probe glauben. Wenn man den Gerüchten trauen darf, ſo geht es ſehr bunt bei uns zu, und ich werde auf einem ſonderbaren Theater auftreten. Bedeutende Talente ſtehen weder neben, noch über mir, man wird ohne Not hervorragen können. Aber die Unvorſichtigkeiten, die man begeht, ſind ſo vielfach, die Wachſamkeit der immer aufmerkſamen Macht ſo groß, es iſt ſo wenig, ſo ſcheint es, feſtes und ſicheres Syſtem, daß es ſchwer iſt, an einen Beſtand dieſer, ſchon durch den Krieg ſo zerrütteten Maſchine zu glauben. In Schleſien iſt es wahren Unruhen nahe. Durch ein vor einiger Zeit gegebenes Edikt*) ſind die privilegierten Stände vieler Vorrechte beraubt worden; die Bauern ſollen in einem Jahre von hier frei ſein, daraus entſteht nun Haß und Neid, und die Bauern haben von dieſer Freiheit ſo ſeltſame Begriffe, daß ſie in der Zwiſchenzeit nicht zu bändigen ſind. In ſolcher Lage muß man, und das werde ich, Gutes wirken wo man kann, und dafür kein Opfer ſcheuen, aber doch nur leicht den beweglichen Fuß aufſetzen und ſich nicht verhehlen, welches das wahrſcheinliche Ende ſein wird.

Aber ich weiß nicht, warum ich Dir gerade hiervon am Beginn des Jahres ſpreche und Dir nicht lieber von Rudolſtadt erzähle, wo ich wieder zwei Tage war. Die Fürſtin war ſehr dank-

*) Die am 9. Oktober 1807 durch Stein gegebene Verordnung „über den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums, ſowie die perſönlichen Verhältniſſe der Landbewohner betreffend".

bar, daß ich sie noch einmal trotz aller Wege und allen Schnees besuchte. Ich habe die anderthalb Tage ganz mit ihr zugebracht. Sie war sehr außer sich über meine neue Anstellung. Niemand hat eigentlich so viel Anteil an der Störung unseres römischen Daseins genommen. Sie ist Dir unglaublich gut. Auch über die allgemeinen Verhältnisse ist mir ihr Gespräch stärkend, ich möchte beinah sagen unterrichtend gewesen. Es ist nichts Leidenschaftliches in ihr, alles mäßig, ernst, doch milde und immer recht. Auch ist ihr Betragen in den selbst für sie inneren kritischen Umständen musterhaft. Rudolstadt hat durch seine Abgeschiedenheit sehr wenig von den neueren Ereignissen erfahren. Stell Dir nur vor, daß Fräulein Viela, von der wir in Auleben aßen, und die ich auch wiedergesehen, noch für 4 Groschen die Person zu essen gibt. Es ist eine ordentliche Beruhigung, solchen Ort zu kennen. Hier habe ich Werner*), den Verfasser der „Söhne des Tals", den geschiedenen Mann von Kunths Frau, kennen gelernt, auch sein letztes Stück „Attila" gelesen. Es hat wohl einzelne schöne Stellen, verdient aber nicht einmal, Dir nach Rom geschickt zu werden. Alles ist locker, ohne Motive, nicht reelle Personen, sondern bloß Burattini**). Zuletzt wieder die Sakramente und das mystische Wesen. Gegen das letzte hat Goethe einen Haß, von dem man sich keinen Begriff machen kann, und der arme Werner hat gestern sehr dafür leiden müssen. Er aß bei Goethe, wie er mir erzählt hat, und wollte etwas vorlesen. Obgleich Goethes Frau ihm gesagt hatte, daß das Mystische Goethen unerträglich sei, so ließ er sich beigehn, ein Sonett auf Genua, wo er kürzlich gewesen, vorzubringen, in welchem die Scheibe des Vollmonds zur Hostie gemacht wird. Wie dies Goethe gehört hat, ist er, wie er selbst sagt,

*) Zacharias Werner, geb. 1768, † 1823. Dramatischer Dichter, schrieb u. a. die erste Schicksalstragödie „Der 24. Februar".

**) Puppe, Marionette.

saugrob (im Wunderhorn heißt es sauhöflich) geworden. Werner hat sich zurückziehen müssen, und obgleich er die Versöhnung durch die Frau versucht hat, mit der er gestern abend auf dem Ball gewalzt hat, so kommt sie so leicht gewiß nicht zustande. Goethe ist seitdem so wild geworden, daß er Carolinen und mir noch heute im Eifer versicherte, auch jede gemalte Madonna sei nur eine Amme, der man die Milch verderben möchte (höchsteigene Worte) und die Raphaelschen stäken im gleichen Unglück. Er treibt jetzt den Haß so weit, daß er nicht einmal mehr leiden will, daß eine irdische Frau ihr Kind selbst im Arm haben soll. Ist das nicht komisch? Aber es ist auch wirlich wahr, daß der Mystizismus so schrecklich getrieben wird, daß man auf solche Übertreibungen fast in halbem Ernst kommen kann. Werner behauptet, jede Tragödie müsse eine religiöse Handlung sein, doch ist er sonst interessant und ein guter Mensch, und Goethes Ausfall tut mir wirklich leid. Er ist jetzt bei der Staël gewesen, die ihn sehr goutiert hat. Er denkt nach Rom zu kommen, und Du wirst ihn also auch sehen.

Meine Ernennung steht schon in den Zeitungen, daher schreibe, wie die Leute schreiben: An den Geheimen Staatsrat. Was ich den Titel hasse!

Adieu, innigliebe Li. Ewig Dein H.

30. Humboldt an Caroline

Erfurt, 4. Januar 1809

Ich, liebes Herz, bin auf meiner Abreise von hier, und heute über acht Tagen vermutlich schon in Berlin. Die Entscheidung unseres Schicksals ist jetzt da. Ich habe die offizielle Mitteilung von meiner Bestimmung zum neuen Posten bekommen. Sie ist sehr höflich, mit vielen Lobsprüchen und nicht

in Form einer Ernennung, die man mir bekannt macht, sondern in Form eines Antrags. Zugleich sagt man mir, daß, wenn ich annähme, Uhden*) mein Nachfolger in Rom sein würde und verlangt schleunige Entschließung. Darum gehe ich nach Berlin, hier kann ich die Umstände nicht übersehen.

So einen Haß, wie Caroline auf die Heiraten hat, kannst Du Dir nicht vorstellen. Sie hält aber immer große Stücke aufs Verliebtsein und fand es gar nicht hübsch, daß Du, wie ich ihr sagte, Dich gar nicht verliebtest. Sie ist in diesen Diskursen sehr komisch und wirklich, wenn man sich über das Äußere Illusion machen könnte, noch ganz die Alte.

Ewig und von ganzer inniger Seele Dein H.

Gegen 1 Uhr nachts.

31. Humboldt an Caroline

Weimar, 7. Januar 1809, 12 Uhr abends

Ich schreibe Dir von Carolinen aus, liebe Seele, die Dich unendlich grüßt, und bin, wie Du siehst, auf dem Wege nach Berlin. Morgen früh um 6 fahre ich von hier fort und gedenke noch den Abend Leipzig zu erreichen.

Du erinnerst Dich, daß ich Dir schrieb, mit wem ich nach dem Ball eine lange Konversation gehabt hatte.**) Dieser hatte anfangs, als ich hinkam, ein fürchterliches Mißtrauen gegen mich, weil er nichts weniger glaubte, als daß ich eine heimliche Sendung hierher hätte. Es ist aber wunderbar, daß ich ihn, da seine ersten Gespräche gar nicht angenehm waren, und er doch nicht abließ immer neue und sehr lange zu haben, so herumgebracht habe, daß

*) Uhden war Humboldts Vorgänger in Rom gewesen.

**) Davout.

ich in den letzten vierzehn Tagen mit der auffallendsten Auszeichnung behandelt worden bin, daß er mir sichtbares Vertrauen bewiesen, und mehreren, unter andern der Recke*), die größesten Lobsprüche von mir gemacht und sein Bedauern, mich zu verlieren, geäußert hat. Nimmt man noch hinzu, daß ich ihm mit einer eigenen und seltenen Wahrheitsliebe gesprochen habe, so ist es wirklich viel. Es ist mir eine eigene psychologische Erscheinung gewesen und kann vielleicht auch sonst von Nutzen sein. Papan habe ich vor meiner Abreise noch eine vom Marschall Davout unterschriebene Befreiung von Einquartierung verschafft. Er will gern den Offizier, den er jetzt hat, behalten, aber er müßte ohne diese Befreiung, da jetzt so ungeheuer viel Offiziere in Erfurt sind, noch mehr fürchten.

Nach Berlin gehe ich mit schwerem Herzen, wie zur Entscheidung eines schweren Schicksals. In diesem wehen inneren Kampf und äußeren Streit denke ich mich so nah als möglich an das zu halten, was mich die Umstände zu tun nötigen werden. Der Entschluß und die Überlegung schweifen immer unstät und unsicher umher, indes schlingt das Schicksal unbemerkt seine Fäden und man hat kaum mehr zu tun, als zu sehen, wie man gefangen ist.

Ewig Dein H.

32. Humboldt an Caroline

Wittenberg, 9. Januar 1809

Wir sind vor ein paar Stunden hier angekommen, liebste Li, unsre Reise ist sehr glücklich gegangen. Wie lebhaft und gegenwärtig mir auf diesem Wege, von Auerstädt aus, die Zeit gewesen ist, wo ich sonst zu Dir fuhr und von Dir kam, kann ich Dir nicht sagen. Das Glück meines Lebens wurde damals entschieden, und ich habe es seitdem in so vollem und überreichem

*) Siehe S. 20.

Maße genossen. Nichts, was ich mir damals als schön und reizend dachte, ist mir als schöner Wahn entschwunden. Du hast Dich in jedem neuen Verhältnis, in jeder freudigen und schmerzvollen Epoche immer schöner entwickelt, und in Deiner grenzenlosen Güte für mich bist Du Dir beständig unendlich gleich geblieben. Wenn wir nur jetzt erst wieder, und so wie wir es wünschen, vereinigt wären! Da der König vor Ende Februars nicht aus Rußland zurückkommt, so kann sich die wahre Entscheidung noch so lange hinziehen.

In Weimar habe ich den Abend bei der Wolzogen Knebel*) gesehen und erfahren, daß er in Potsdam schon unter der Garde Offizier gewesen ist, ehe und als ich geboren wurde. Er kannte meinen Vater. Er hat mir Jena, das er jetzt bewohnt, wieder recht gegenwärtig gemacht. Ich habe den Abend einen großen Krieg mit ihm gehabt, in dem aber Wolzogen auf meiner Seite war. Er verlangte absolut, daß ich die neue Stelle unbedingt und sogleich annehmen sollte, und nannte das Gegenteil ganz unpatriotisch und egoistisch. Nach Rom zurückgehen, hieße wirklich sich expatriieren, was auch für die Kinder nicht ratsam sei. Er obstinierte sich wirklich so mit allen diesen Gründen, daß ich viel Not hatte. Es ist was sehr Fatales mit dem Enthusiasmus der Leute für die Wissenschaften und mit meiner Reputation, die mich doch sonst nie sehr gedrückt hat. Die Menschen tun jetzt, als wenn niemand in Preußen mehr ohne mich lesen lernen könnte.

Goethe hat mir vertraut, daß er einen neuen Roman**) angefangen und schon so weit gebracht hat, daß er ihn im nächsten Sommer in Karlsbad sicher vollenden kann. Den eigentlichen Inhalt hat er mir nicht gesagt; nur scheint er selbst sehr damit zufrieden und sagt, er habe noch einige weibliche Charaktere gehabt,

*) Karl Ludwig v. Knebel geb. 1744, † 1834, der bekannte Genosse des Weimarschen Musenhofes.

**) Die Wahlverwandtschaften.

die er bisher nicht habe anzubringen Gelegenheit gefunden. Es werden zwei kleine Bändchen werden.

So sein recht eigentliches häusliches Leben mit der teuren Hälfte und Riemern ist nichts weniger als interessant oder hübsch. Habe ich Dir schon erzählt, daß er die Frau „Du" und sie ihn „Sie" nennt? Das, siehst Du, liebes Kind, ist ein Respekt! Riemer ist noch breiter, schwammiger und zerflossener geworden als Du ihn schon kanntest, und so behaglich und gemächlich, daß er um 8 Uhr immer noch im Bett liegt. Er ist ganz eigentlich der Famulus des großen Mannes, redet immer in „Wir" und hat auch zu den kleinsten Dingen, um die man ihn bittet, nie einen Augenblick Zeit. Dabei treibt er unendlichen gesellschaftlichen (auch Goethe nachgemachten) meist sehr tändelnden, meist läppischen und ziemlich arg magistermäßigen Spaß. So macht er jetzt Sonette, die Goethe unendlich protegiert. Nicht genug, daß Riemer sie mir vorlesen mußte, so nahm auch Goethe selbst sie oft und las sie noch einmal. Sie sind nicht geradehin schlecht, meist komisch und satirisch, aber doch oft sehr fade. Die meisten roulieren zuletzt auf einem Wortspiel, einem angewandten Sprichwort oder einer Volksphrase uff. Du erinnerst Dich dieser alten Manier noch?

Ich habe Dir bei Gelegenheit Fernows, liebe Li, von einer gewissen Madame Schopenhauer geschrieben. Auf diese gehen nun diese Sonette vielfältig in den artigsten Phrasen. Von mir verlangte diese denn gar, daß ich ihr Notizen aus Fernows Leben liefern sollte, allein damit kam sie bei mir nun sehr unglücklich an. Von ihrer Verbindung mit ihm erzählte sie mir die wunderlichsten Dinge. Nie wäre eine Verbindung zwischen Personen beiderlei Geschlechts inniger gewesen, und doch hätte sie ihnen nur beiden gleiche Ehre gemacht. In dem Enthusiasmus über diese edle Verbindung vergaß sie so sehr, daß Fernow doch eine Frau gehabt hatte, und erzählte so dreist, daß,

als nun die Frau so krank geworden sei, daß sie ihrer Wirtschaft nicht mehr habe vorstehen können, Fernow alle Tage bei ihr (der Sch.) gegessen, daß ich mich nicht entbrechen konnte, zu bemerken, daß es recht gut für die Frau gewesen sei zu sterben, da sie so verlassen gewesen sei. Hierbei stutzte sie auf einmal und lenkte ein. Mir ist sie durch Figur, Stimme und affektiertes Wesen fatal, aber Goethe versäumt keinen ihrer Tees, die sie zweimal alle Woche gibt. Nur die Wolzogen und ich haben ihn ein paarmal untreu gemacht.

Mit dem Theater ist alles wieder im Gleise, und Goethe hat wieder die ganze ungehinderte Direktion. Nur haben Goethe und Mademoiselle Jagemann sich jeder einen Schauspieler geschlachtet, und so ist es, nach Carolinens Ausdruck, wie in der Braut von Messina gegangen: „die Diener tragen alle Schuld". Wie viel doch in Deutschland, trotz des Unglücks der Zeiten, für die Schillerschen Kinder geschehen ist, sollte man nicht denken. Noch jetzt hat man ihnen ein Benefiz in Wien gegeben, das ihnen 6000 Taler, nur freilich in Papiergeld, eingebracht hat. Iffland in Berlin hat sich auch sehr brav gezeigt. Leider aber Goethe gar nicht. Er hat fast gar keinen Anteil geäußert. Als Schiller starb, war zwischen ihm und Goethe eine leichte Brouillerie; teils deswegen, teils weil er selbst eben von einer großen Krankheit kam, hat ihn Goethe in seiner Krankheit nicht gesehen; aber wunderbar ist es, daß er auch Monate nachher die Wolzogen und die Lolo*) vermieden hat. Jetzt erst ist er wieder sehr gut mit beiden. Ohne das Legionkreuz geht Goethe niemals, und von dem, durch den er es hat, pflegt er immer „mein Kaiser" zu sagen!

Umarme und grüße alle, liebe teure Herzensli

Ewig, ewig Dein H.

*) Lotte Schiller.

33. Caroline an Humboldt

Rom, 14. Januar 1809

Heute bin ich wieder so glücklich gewesen, zwei Deiner Briefe zu empfangen. Ich denke Dich mir heute vielleicht in Thalebra*) und Auleben, teurer Geliebter, mit Theodor, dem die Güterherrlichkeiten in der Nähe vielleicht nicht so glänzend wie aus der Ferne vorkommen werden. Auleben wird Dir unstreitig den meisten Eindruck machen. Die Erinnerung des einsamen Winters dort mit der Li, unserem einzigen Kinde, wird immer lebendig in mir bleiben. Wilhelm, der Teure, Unvergeßliche sah nie auch mit Kinderaugen weder Auleben noch Burgörner. Er hat einen bleibenden Ort an einem schöneren Platze gewählt.

Heute steht Deine Ernennung leider schon in der römischen Zeitung und man wird nun gewiß viel davon in Rom sprechen was mir sehr fatal ist. Ich kann doch nur die ersten Tage sagen, daß ich nichts weiß. Du glaubst nicht, wie die Leute sich immer nach Dir erkundigen und wie sie den Wunsch äußern, Du möchtest wiederkommen. Über die Sache selbst sage ich nichts, ehe Du nicht nach Berlin gekommen bist und die Leute gesehen hast. Ich finde es nur mehr wie sonderbar, ich finde es falsch von allen, die sich damit befaßt haben ehe Du hinkamst, etwas Entscheidendes zu tun, denn das wenigstens war Dir versprochen. Im übrigen vertraue ich ganz auf Dich. Niemand wird es besser machen als Du, und niemand kann es besser machen, als die Umstände es erlauben. Jetzt scheint es mir noch zu früh etwas über mich zu entscheiden, ich erwarte Deine Briefe aus Berlin, und wie ich Dir letztens schrieb, ach meine liebe Seele, war meine wahre, treue Meinung.

Wenn ich länger mit so verringertem Personal lebte, nicht viel kaufte, ich meine Kunstsachen, so ist kein Zweifel, daß ich mit 250—270 Skudi monatlich, einen Monat in den anderen gerechnet,

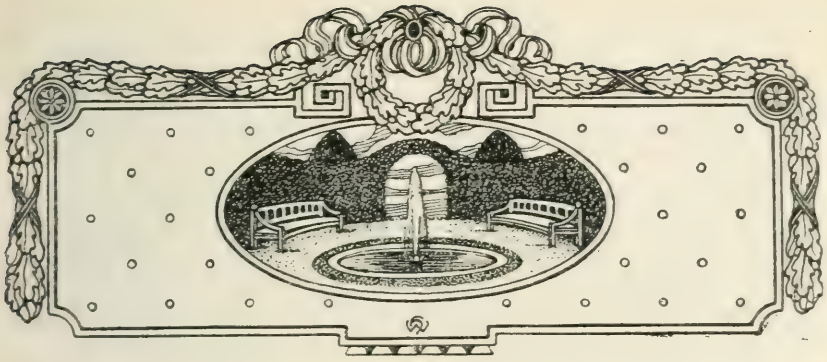
*) Dacherödensches Gut.

auskäme. Der Pozzo*) ist allerdings von der schönsten Bildhauerei, aber er ist sehr verdorben. Es stellt die Geburt des Bacchus vor. Das Basrelief, der Proserpina Raub, ist allerliebst. Das lasse ich auch restaurieren. Über die übrigen Sachen, werde ich sehen, welchen Entschluß man faßt. Unsere Tische sind nun alle im Hause, auch der Obelisk. Alles ist sehr schön geraten und alles ist bezahlt. Tische und Obelisk zusammen 140 Skudi. Ich habe noch einen Brief von Alexander bekommen, sehr komisch. Er schreibt, er lebt bloß von seiner Hände Fleiß: bloß von Tinte und von dieser Tinte schickt er einen Wechsel von 500 Franken, die dem armen Rauch wohl sehr zu statten kommen. Wie steht es denn mit Alexanders Pension in Berlin, bekommt er gar nichts mehr? Kohlrausch ist ganz vergnügt, aber kränklich, und Einnahmen hat er durchaus meines Wissens gar keine.

Adieu, teures Herz. Es sind heute gerade drei Monate, daß Du uns verließest!

*) Antiker Brunnen, jetzt im Atrium zu Tegel.

Der Pozzo.



Zweiter Abschnitt.

In Berlin

14. Januar bis 8. April 1809

34. Humboldt an Caroline

Berlin, in der „Stadt Rom“,
14. Januar 1809.

So bin ich denn hier angekommen, liebe Li, und weiß kaum, wo mir der Kopf steht, so überläuft mich alles, empfiehlt sich meiner Protektion und ist begierig zu wissen, ob ich annehmen oder nicht annehmen werde. Jetzt habe ich nun meine Tür zugeriegelt, um wenigstens eine Stunde ruhig mit Dir reden zu können. Daß ich mit großer Glorie aufgenommen werde, daß man mir allgemeines Vertrauen beweist, daß man sich sehr um mich versammelt, kann ich nicht leugnen und wäre undankbar, wenn ich es täte. Aber fürchte nichts. Ich tue immer nur was ich muß.

Morgen früh ziehe ich hier aus, und was Dich freuen wird, in ein Haus mit Grapengießer*). Ich bekomme sechs, aber ganz

*) Arzt.

unmöblierte Stuben und bezahle auf drei Monate 30 Taler. Es wird Dich wundern, daß ich auf drei Monate miete, allein man wollte sonst die Wohnung nicht geben, und sie ist doch sehr wohlfeil. Möblieren tue ich nur zwei Stuben für jetzt und das mit den Überbleibseln der Tegelschen Plünderung. Daß Kunth und Alexander hätten alles retten können, daran ist kein Zweifel. Allein sie haben Konseil gehalten, und da ist es wie in allen Konseils gegangen. Die Kosten der Wegräumung aller Sachen hätten leicht 100 Taler betragen, man hat sich geschmeichelt, die Franzosen würden gute Disziplin halten und nicht plündern, und so hat man alles bis auf die letzte Stunde gelassen. Einiges ist indes gerettet. Von Betten heißt es, ziemlich viel. Doch teils nur die Federn, nicht die Inlette. Die Franzosen haben nämlich die Inlette zerschnitten und die Federn verstreut. Bis im Misthof hat sie Kunths Neveu aufgelesen. Meine Manuskripte haben schon eine Viertelmeile vom Orte zerstreut gelegen. Das weiße Porzellan ist meist gerettet, die Bücher auch, nur daß einzelne Teile fehlen. Die Spiegel sind alle da. Ich finde, die Leute sind noch im Zerschlagen sehr bescheiden gewesen, oder es beweist auch, daß sie sich amüsiert haben. Denn im rechten Ennui hätten sie mehr zerschlagen. Ungeheuer viel haben sie nachgegraben, aber weder Antiken noch Schätze, sondern bloß Kartoffeln gefunden. Sechs, acht Mann sind, jeder mit großen Stangen bewaffnet, in einer langen Reihe herumgegangen und haben zugleich mit Einstechung ihrer Stangen versucht. Wie der Boden nachgegeben hat, ist ein lautes Freudengeschrei entstanden. Zu gleicher Zeit haben zwei auf dem Turm, von dem sie das Zifferblatt hinuntergeworfen, gestanden und die ganze Operation dirigiert. Bis man ihnen etwas verweigert hat sind sie immer sehr höflich gewesen. So haben sie Tschirschwitzen*) gebeten, sich hinzusetzen und ihnen seine

*) Der Pächter.

Stiefel zu geben, sie wollten sie schon ausziehen, und da er es getan, haben sie ihn sehr freundlich gehn lassen. Der größte Schaden ist am Wein geschehen, von dem auch nicht ein Tropfen übrig geblieben ist.

Theodor habe ich noch morgen bei mir, führe ihn aber den Abend in seine Pension. Ich bin schon ein paarmal ein paar Stunden dort gewesen, habe auch ihn mit hingenommen und mich überzeugt, daß ich ihn für die körperliche Pflege und Aufsicht gewiß sicher dort hinbringen kann. Der Mann, der die Pension hält, heißt Plamann und wohnt im großen Schüler-Baudissinschen Hause zwischen der Jungfer- und Schleusenbrücke. Die Stuben, worin die Knaben schlafen, sind, sowie alles im Hause, ungemein reinlich, es schlafen immer vier oder auch nur drei mit einem Lehrer oder älteren Schüler zusammen; die Betten sind warm und gut und in allen Stuben stehen Öfen. Essen tun sie, es sind 15, mit Plamann und seiner Frau zusammen und ebenso frühstücken. Zum Frühstück kriegen sie Milch, beim Essen trinken sie Bier, das ist sehr schlimm, aber ich habe mich umsomehr ergeben müssen, als Kohlrausch ja meinte, es würde Theodor gesund sein, und Theodor hat eine solche Barbarennatur, daß, als ich mit ihm aus der Anstalt wegging, und ihn fragte, ob es ihm gefiele, er zwar sehr vorsichtig: „vederemo," antwortete, aber gleich hinzusetzte: „ricevono la birra, deve esser buono."*) Spazieren werden sie alle Tage von 12—1 Uhr geführt, und Mittwochs und Sonnabends nachmittags, wo sie frei haben, machen sie besondere Partien. Ohne Aufsicht sind sie keinen Augenblick. Die Küche sah sehr reinlich aus. Was mir ganz vorzüglich in der Anstalt gefällt, ist die Frau. Sie ist jung, nicht im mindesten schön, aber von so sanften, stillen, gutmütigen Zügen, daß sie Vertrauen einflößt, wie

*) „Wir werden sehen. Sie bekommen Bier. Es muß gut sein."

man sie ansieht, dabei sehr reinlich und einfach in ihrer Kleidung. Auch findet das Theodor schon selbst. Ich habe seine körperliche Pflege vorzüglich ihr empfohlen und habe ihr vorgestellt, was ein Kind in dem Alter ohne Mutter ist, und sie hat mir alles mögliche versprochen. Da alles, was nur von fern mit Schulen zu tun hat, mir jetzt zu Füßen liegt, und Herr Plamann besonders große Gunstbezeigungen von mir erwartet, so läßt er Theodorn gewiß nichts abgehn. An dem Unterricht nehmen viel mehr Kinder als an der Pension teil. Wie es damit sein wird, muß ich erst sehen. Der Unterricht wird nach Pestalozzischer Methode geführt. Wo die Methode mir mißfällt, kann ich ja auch eigene Lehrer nehmen. Ich habe Theodor, was Plamann sonst nicht tut, nur auf Monate hineingegeben, und kann also immer ändern. Für den Augenblick hätte ich wirklich gar nichts anderes mit ihm zu tun gewußt. Laroche*), den ich aber noch nicht gesprochen, hat seinen Sohn auch in demselben Institut, indes, da er selbst hier wohnt, nur zum Unterricht. Der Preis ist 300 Taler jährlich bei Kindern über 10 Jahr.

Ich habe Dir so viel von Theodor geschrieben, liebe Li, daß mir kaum noch Platz bleibt für etwas anderes. Also nur noch zwei Worte von Kunth. Er ist sehr alt geworden und schüttelt zum Exempel immer mit dem Kopf. Auch grämlich scheint er ziemlich. Er ist außer sich, daß ich nicht gleich nach seiner Idee annehmen will, indes habe ich mich einmal seit einiger Zeit auf das Talent gelegt, immer mit den Menschen fertig zu werden, mich nicht zu ärgern und lieber die Sachen gehen zu lassen als böse zu werden, und so bin ich auch mit ihm sehr gut dran. Es gibt doch nur zwei Dinge, in denen der Mensch sich dauernd erhalten muß, und die die beiden Pole des schönen menschlichen Daseins

*) Carl v. Laroche, der Jugendfreund des Humboldtschen Paares.

sind: Heiterkeit oder eine innige Wehmut. Ich lebe jetzt oft in der letzteren. Aber wir werden ja wieder beisammen sein.

Ewig Dein H.

35. Humboldt an Caroline

Berlin, Behrenstraße 60,
19. Januar 1809

Mein Entschluß ist gefaßt, liebe Li, und die Briefe gehn heute ab. Ich habe den neuen Posten ausgeschlagen und den König gebeten, mich nach Rom zurückkehren zu lassen. Du siehst das Nähere aus den drei abschriftlichen Anlagen, ich schicke sie mit Fleiß, damit Du genau sehen kannst, wie ich gehandelt habe. Ich glaube nicht, so sehr man auch in der Stadt gegen mich schreit, daß man mir einen Vorwurf machen kann. Wie die Sachen da liegen, konnte ich nichts anderes sagen, als: ich wünsche in Rom zu bleiben und bitte darum; allein ich unterwerfe mich dem Willen des Königs, wenn er etwas anderes verfügt. Der Erfolg ist zwar nicht ganz gewiß vorauszusehen, da der König immer noch mein Gesuch verweigern kann. Allein ich glaube es nicht. Es wird sich schon jemand finden, der die Stelle wünscht, und es liegt auch nicht in dem Charakter des Königs, zu zwingen. Die Art, wie man mich hier aufgenommen hat, ist in der Tat äußerst ausgezeichnet. Meine Stube ist bis jetzt nur leer geworden, wenn ich zugeschlossen habe. Es ist nur eine Stimme, daß man niemand anderes als mich will, Wolf und andere drohen öffentlich, wegzugehen, wenn ich wirklich nicht bleibe. Einige Schulen haben mich ausdrücklich schriftlich anzunehmen gebeten. Ja, man ist noch mehr und sogar mit Vorwürfen in mich gedrungen. Man weiß nämlich, daß Beyme*), der jetzt Großkanzler und in Königs-

*) Carl Friedrich v. Beyme, 1765—1838, war 1808—1810 Großkanzler, d. h. Justizminister.

berg ist, die Stelle immer geliebt und gewünscht hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er meine abschlägige Antwort benutzt, sie anzunehmen und mit seinem Ministerium zu verbinden. Davor ist allgemeine Furcht, und man gibt mir Schuld, daß ich das veranlasse. Kurz, es sind Seelenbewegungen in Menge gewesen; aber immer Dich, Rom und Albano fest in Gedanken, habe ich gehandelt, wie ich glaubte, es zu müssen. Auch glaube ich wirklich keine Pflicht gegen den König verletzt zu haben. Wie die Lage hier ist, ist allerdings Nutzen, und großer, zu stiften, allein mit Sicherheit auf die Dauer nicht, wenn man nicht zugleich Minister ist. Denn nur dann hat man eigentlichen Einfluß auf die Geschäfte zugleich, von denen die Sicherheit des Staats im allgemeinen abhängt. So ist die Lage zu unsicher und beschränkt.

Du verzeihst, liebe Seele, wenn ich Dir heute nicht mehr sage, allein es ist schon gegen 2 in der Nacht. Ich habe unendlich zu tun, und zu laufen und zu reden. Donnerstag werde ich in die Akademie eingeführt, wozu ich auch noch eine Rede zu machen habe.

Mit inniger treuer Liebe ewig Dein H.

36. Humboldt an Caroline

Berlin, 24. Januar 1809

Bei Laroche war ich gestern abend. Im ganzen ist er wohl noch der alte. Aber er ist milder, heiterer und gesünder, vorzüglich auch unbefangener. Seine Frau ist gar nicht mehr hübsch, ich mache überhaupt hier immer mehr die Bemerkung, daß Du, mein teures Herz, die einzige bist, die immer hübsch bleibt. Aber sie ist angenehm, spricht ziemlich viel und nicht ohne Geist. Kinder hat er nur zwei — Bertha, Hellmut. Wunderbar ist es, daß keins schön ist. Doch ist Bertha, die 15 Jahr alt ist, an-

genehm, so das sittlich zugleich Stille und Unbefangene, was deutsche Mädchen vor allen andern auszeichnet. Laroche hat das Glück gehabt, seine Besoldung immer ungeschmälert zu erhalten, wie er und alle Menschen hier leben, begreife ich nicht; denn es ist schrecklich teuer, und sie essen mittags und abends, trinken Kaffee und Tee mit dem glänzendsten Zucker in Stücken wie kleine Berge, kurz, lassen sich nichts abgehn. Es muß in der inneren Wirtschaft liegen, sonst habe ich keine Idee davon.

Hagens haben sich aber wirklich sehr eingeschränkt. Sie geben gar keine großen Gesellschaften mehr. Ein prächtiger Einfall von Hagen ist es, daß er meine neue Stelle haben will, und da ich es gern wie Alexander mit den Leuten mache, bestärke ich ihn darin. Du wirst daraus zugleich sehen, zu welcher Demut die Leute herabgesunken sind, wenn Hagen, der ein steinalter Geheimer Finanzrat ist, intriguieren könnte, um unter dem blutjungen (für den Dienst wenigstens) Dohna*) zu stehen.

Wie beneidet ich bin, davon hast Du keinen Begriff. Fast alle Menschen, die nicht ausgenommen, die man sonst für wer weiß wie verdienstvoll hielt und die wer weiß wie lange gedient haben, sind ungewiß ob man sie behalten wird. Jeder wartet auf die Entscheidung seines Schicksals wenn der König kommt, und ich habe auf einmal zwei Posten, unter denen ich wählen kann und die man beide für himmlisch hält. Mein wahrer ist es allerdings, aber Eifersucht erregt der neue noch mehr, und zu leugnen ist es nicht, daß ich insofern von Glück sagen kann. Wenn sich die Dinge nicht wunderbar ändern, so kann ich gewiß sein, nie, unter keinerlei Umständen vergessen zu werden, sondern immer auf eine gute Stelle rechnen zu können. Da unser Privatvermögen jetzt doch immer gelitten hat, so ist mir das für Dich, teures

*) Siehe S. 19.

Weſen, und für die Kinder ein großer Troſt. Einige wollen mich ſchlechterdings in meiner neuen Stelle zum Miniſter haben. Da die meiſten lieber unter einem Miniſter ſtehen als einem Geh. Staatsrat, ſo ſind alle, die künftig mir untergeordnet wären, dafür. Beyme ſelbſt hat, ehe er wegging, geäußert, er hielte es für gut. Aber ich glaube nicht, daß es geſchehen wird, weil der König perſönlich einmal nicht mehr Miniſter will. Wenn dennoch etwas dazu führen könnte, ſo wäre es meine jetzige abſchlägige Antwort. Andere wollen mich zum Geſandten in Paris, noch andere in Wien. Ich für mein Teil beharre bei meiner ſchlichten Hoffnung, daß ich nach Rom zurückkehre. Was mich auf jeden Fall beruhigt, iſt, daß es ſichtbar genug geworden ſein muß, daß ich wenigſtens nichts geſucht und mich zu nichts gedrängt habe.

Berlin iſt zu einem Dorf geworden. Es gibt kaum noch Wagen, man geht an Hof zu Fuß im Frack, und wenn man etwas bekannt iſt, in Stiefeln. Die Waden der Beine ſieht man ſelten. Bei Diners und Soupers brennt man Talg. Doch kommt niemand aus. Rom iſt eine lebendige Stadt gegen Berlin! Erfurt rivaliſiert! Adieu! Ewig, ewig Dein H.

37. Caroline an Humboldt

Rom, 25. Januar 1809

Teuerſter Wilhelm!

Nachdem zwei Augsburger Poſten ausgeblieben waren, habe ich heute das Glück gehabt, Deine beiden lieben Briefe vom 28. Dezember und 4. Januar zu erhalten. Ich ſehnte mich recht nach Nachrichten von Dir. Nach allem, was Du mir in einem früheren Briefe ſchriebſt, müßte ich die nähere Beſtimmung der Ernennung in Berlin erwarten. Nur was mich ſehr

frappiert ist Uhden*), und daß man Deine Ankunft dort nicht abgewartet hat, da alle Minister Dir dieses eigentlich versprochen hatten. Uhden ist sehr schlimm, und ich lehne mich, offenherzig gesprochen gegen Dich, dagegen auf. Der König kann mit Ehren, und wenn er dem Papst Achtung und Freundschaft bezeugen will, Uhden auf keinen Fall wieder hierher schicken, denn die Scheidungs- und Heiratsgeschichte und die Religions-Hin- und Heränderung ist und bleibt ineinandergreifend und gehässig, und der Papst muß in seiner jetzigen schwierigen und schon von allen Seiten so getrübten Lage delikater und empfindlicher auf die Wahl des Individuums sein, dem man die Führung der Geschäfte hier vertraut. Mit Ungeduld sehe ich Deinen ersten Briefen aus Berlin entgegen. Ich dachte immer, die nahe Verwandtschaft des Kaisers mit dem König von Neapel**) würde dort eine Gesandtschaftsstelle notwendig machen, und dachte, Du würdest sie mit dem hiesigen Posten in Verbindung bringen können. Nun, ich wiederhole noch einmal, wie Du es machst, so wird es einzig haben gemacht werden können, denn Du liebst ja Italien über alles. Ach, ich kann sie jetzt nicht ansehen, die Berge, ohne daß mir nicht das Herz vor Wehmut schwillt. Aber sei nur getrost, meine teure Seele, wir sehen sie doch noch zusammen wieder, und die endliche Ruhe erwartet uns bei der Pyramide.

Heute hoffe ich Dir die Zeichnungen des Pozzo***) zu schicken. Es frägt sich, ob man ihn restaurieren soll? Zoëga und d'Agincourt†) sind dagegen, finden ihn so unendlich interessanter, ein ein-

*) Wilhelm Uhden war der Vorgänger Humboldts in Rom gewesen und hatte seinen Posten dort hauptsächlich mißlicher Familienverhältnisse wegen (seine Frau hatte sich von ihm getrennt und lebte mit Thorwaldsen) aufgegeben.

**) Seit dem 1. August 1808 war Murat, der Schwager Napoleons I., als Joachim I. König von Neapel.

***) Vergl. S. 68.

†) Französischer Kunsthistoriker, geboren 1730, † 1814.

ziges Werk der Kunst selbst in seiner Delabrierung. Thorwaldsen ist für die Restauration. Er will, daß er so wie er jetzt ist geformt werden soll, daß Rauch die fehlenden Sachen an den Figuren und alle Köpfe zu modellieren soll, und daß dann die Restauration in Marmor nach dem Gipse gemacht werden soll. Zoëga will nicht einmal, daß die Ränder und Ornamente, die recht schön sind, restauriert werden sollen, nicht einmal die Löcher zugemacht, alles, sagt er, ist merkwürdig. Nun bitte ich Dich, schreib doch Deine Meinung und Willen. Bei Franzoni ist ein sehr schöner Bacchus, an dem Leib, und ein halber Schenkel, das andere Bein beinahe bis zum Schienbein ganz, und aus sehr schönem Marmor himmlisch gearbeitet. Er verlangt 183 und für die vollkommene Restaurierung 120 Skudi. Wenn man Geld hätte, hätte ich gekauft, und vielleicht für 150 das antike Stück bekommen.

Adieu, meine teure Seele, bis Sonnabend.

38. Humboldt an Caroline

Berlin, den 28. Januar 1809

Der Winter, liebe Li, hat seit gestern eine andere, noch lieblichere Gestalt angenommen. Bisher war harter Frost bis 19° und unendlicher Schnee, es schneite tagelang unaufhörlich. Jetzt ist plötzlich Tauwetter eingefallen und die Straßen schwimmen in Wasser.

Aus Königsberg ist nichts Wichtiges gekommen. Dohna hat mir zwar geschrieben; er bittet und beschwört mich, anzunehmen, und man sieht dem Briefe deutlich an, daß er schon durch das bloße Gerücht meines Abschlagens der Verzweiflung nahe ist. Ich habe ihm sehr freundschaftlich geantwortet, ihm aber gesagt, ich

hätte nicht anders handeln können und könne auch jetzt meinem offiziellen Briefe nichts hinzufügen.

Wolf*) beharrt darauf, daß er nicht bleibt, wenn ich gehe, und hat es schon vor meiner Ankunft, was ich nicht hindern konnte, nach Königsberg geschrieben. Vor 14 Tagen wollte er wirklich fort, da er einen Ruf nach Landshut bekommen hatte, und hatte ohne mein Vorwissen schon an Dohna um seinen Abschied geschrieben. Dann wäre für die neuen wissenschaftlichen Anstalten hier alles verloren gewesen. Er ist der einzige von wahrhaft großem Ruf hier, und aufs Ausland hätte es einen schrecklichen Eindruck gemacht, wenn er gerade im Augenblick gegangen wäre, wenn die Sachen hier hätten eingerichtet werden sollen. In einem Gespräch habe ich ihn indes wieder herumgebracht, und er hat mich gleich autorisiert, Dohna zu schreiben, daß er sein Gesuch um Entlassung wieder fürs erste zurücknähme. Mit mir ist er ganz wie sonst. Du weißt, daß er ein Journal-Museum der Altertumswissenschaft herausgibt. In dem ersten Stück hat er eine wirklich treffliche Abhandlung über den Umfang und den Nutzen des philologischen Studiums, und in diese hat er lange Stellen aus Briefen von mir verwebt, die in den ersten Jahren unsrer Heirat geschrieben und wirklich recht hübsch sind. Er hat mich nicht genannt, aber so beschrieben, daß man mich nicht leicht verkennen kann, und daß es schmeichelhafter als Nennen ist. Überhaupt ist die Sache hübsch gewandt, auf unser freundschaftliches Verhältnis und auf das, was er aus dem Umgange mit mir gelernt habe. Er wohnt im Tiergarten, das macht, daß ich ihn zwar seltener, aber dann auch viel länger und ruhiger, fast wie weiland in Auleben sehe. Gestern noch war ich von 12—6 bei ihm. Es ist nicht zu leugnen, daß er sehr viel und ein sehr gewandtes Genie hat. So hat er jetzt ein

*) Siehe S. 39.

gutes Dritteil der Wolken des Aristophanes in allen schwierigen Silbenmaßen des Originals übersetzt, und wirklich meisterhaft. Mein Agamemnon wird nun gewiß in wenig Monaten gedruckt. Ich gebe ihn in das Museum, reserviere mir aber zum Verschenken viele mit eigenem Titel gedruckte Exemplare. Die eigentlichen Prachtausgaben, weißt Du, liebe ich so nicht.

Bei der kleinen Levi*), die sich jetzt Mademoiselle Robert nennt, war ich auch zweimal. Sie rühmt sich sehr der Freundschaft Alexanders. Wenn man sich nun der Alexanderschen Briefe erinnert, scheint das wunderbar, doch spottet und schmeichelt er freilich sehr oft zugleich. Der Tugendruf der Kleinen hat eben nicht zugenommen, sonst ist sie wie vormals, nur unendlich allein. Ich habe niemand à point nommé da gefunden. Die ewige Gesellschafterin ist bloß Nettchen, und beide sind in heftigem Krieg und unendlicher Wut mit und gegen unsern neuverheirateten Freund**). Bielefeld***), der in Konstantinopel war und jetzt aus Dresden kommt, versichert, die neue junge Frau sei recht hübsch, aber noch ganz leer. Er schildert sie wie eine unbeschriebene weiße Wachstafel, die der Mann noch auf alle Weise bilden könne. Ich weiß nicht, ob der ihrige daran Freude findet. Aber mir ist die Ehe nur dann etwas, wenn zwei so gleich an Geist und Charakter, daß jeder sich im Innern des Herzens und wie aus reiner Demut vom andern übertroffen glaubt, sich gegen Freud und Leid, gegen Glück und Unglück versuchen.

Ewig, teures, einzig liebes Wesen Dein H.

---

*) Rahel Levin-Varnhagen.

**) Wilhelm v. Burgsdorff. Siehe S. 36.

***) Freiherr v. Bielefeld, Legationsrat.

39. Humboldt an Caroline

Berlin, 31. Januar 1809

Deine letzten drei Briefe, der letzte vom 31. Dezember, sind sich so schnell aufeinander gefolgt, daß sie mich unendlich glücklich gemacht haben. . . .

Theodor schreibt Dir in dem Brief, den er diesem von mir beilegt, daß ich nur, wenn er bei mir ist, d. h. alle acht Tage Kaffee trinke. Das ist wirklich wahr, aber glaube darum nicht, teures Herz, daß ich darum schlecht lebe. Ich lebe vielmehr sehr gut, ich esse fast nie, kaum einmal die Woche zu Hause, und lasse mir nichts abgehen. Die Prinzessin Ferdinand*) hat auch die Passion, so alt sie ist, den Winter zu hassen und sich nach Italien zu wünschen, und knüpft diesen Wunsch immer an mein Aussehen an, indem sie den Leuten sagt, sie sollten nur an mir sehen, wie man sich in Italien wohl befände. Da dieser Hof in Widerspruch mit den meisten Menschen ist, so wird da auch mein Ausschlagen sehr gebilligt. Ich esse sehr oft da, und beim Dessert kommen immer die beiden natürlichen Kinder des Prinzen Louis**) herein, die ordentlich erzogen werden. Das Mädchen***), Blanche, ist sehr hübsch, der Junge weniger.

Aber alles von hübschen Kindern, was ich hier noch gesehen habe, übertrifft Kunths kleines Mädchen Adelheid. Etwas Schöneres kann man nicht leicht finden. Kunth ist aber auch ganz närrisch mit ihr. Wenn sie gewaschen wird, wird er allemal gerufen, und dann ist eine Art Familienfete, bei der ich aber immer gebeten werde, mich entfernt zu halten, weil das Kind

*) Prinz Ferdinand von Preußen, jüngster Sohn König Friedrich Wilhelms I., geb. 1730, † 1813, vermählt mit Luise Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, geb. 1738, † 1820. Die Eltern des bekannten Prinzen Louis Ferdinand.

**) Diese Kinder erhielten den Namen v. Wildenbruch.

***) Nächste Freundin der Prinzessin Elisa Radziwill.

aus Furcht vor meinen großen Augen gleich schreit, wie es mich sieht. An besonderen Tagen kriegt das Kind taffetene Flügel an und Bänder mit Versen beschrieben, und wird wie ein Engel ausgeputzt, kurz, wenn man Kunths Kopfschütteln und seine Tändeleien mit der Kleinen zusammen sieht, hat es ordentlich etwas Rührendes. Es ist seine menschlichste Seite. Die Frau*) ist, wie alle Frauen immer, viel besser wie er, nicht sehr klug, aber naiv, und da sie nicht recht deutsch kann, possierlich, so geduldig und tätig und voll Liebe zu dem Manne und dem Kinde, daß es wundert und rührt. Grapengießer sagt, bisweilen hätte sie, da er oft doch mürrisch ist, und sie erst gleichsam erzogen hat, sonst viel geweint. Aber aus den Tränen ist dann doch die Überzeugung hervorgegangen, daß sie unrecht und er recht hätte, und so glaubt sie jetzt sehr glücklich zu sein und ist es.

Es ist ein unendlicher Schatz von Güte in einer weiblichen Natur, und jede leidet doch mehr oder minder. Oft denke ich, auch mit Dir, mein allerteuerstes Wesen, möchte es so sein. Gut bist Du überschwenglich und unendlich und hast vielleicht auch manchmal durch mich gelitten. Gewollt habe ich es gewiß nie, aber ein Mann kommt mir manchmal so schroff und eckig vor, daß es mir nicht möglich scheint, daß eine Frau ihn berührt, ohne sich zu verwunden.

Theodor war Sonntag bei mir. Ich habe einen Plan, in den Du hoffentlich auch einstimmen wirst. Ich will ihn, wenn es geht, bei Laroche in Pension geben und mit Laroches Sohn in die Schule gehn lassen. So lebt er seinem Leben in Rom ähnlicher und hat Kinder und eine sehr gute, brave Familie um sich. Er ist dann die Abendstunden und mittags gewiß heiter, und Laroche erzieht gut, nicht zu streng und nicht zu nachsichtig. Vermutlich geht dieser

*) Kunth hatte 1806 die geschiedene dritte Frau des Dichters Zacharias Werner — eine Polin — geheiratet.

Plan und dann ist er wahrscheinlich, wenn Du dies liesest, schon ausgeführt. Es ist bei Laroche alles hübsch, heiter, gemütlich, einfach und doch nicht ohne Wirkung aufs Herz. Laroche ist übrigens sehr gut gegen mich, und auf die Frau hat Theodor einen sehr guten Eindruck gemacht. Auch spricht er wirklich sehr vernünftig und über sein Alter und vorzüglich sehr vaterländisch. Da ihn die Laroche neulich gefragt, warum er gern hier bleibe, hat er gesagt: „Man findet hier doch Deutschgesinnte."

Die lieben Kleinen, daß sie so viel von Theodor und mir reden. Küsse sie unendlich von mir. Wann werde ich sie wiedersehen? und wo? Sage ihnen che ho una gran gran smania di rividerle e che il loro ritratto è sempre nella mia stanza, vi ho fatto fare una cornicia ed un cristallo ed una piccola cassettina che posso sempre portarlo con me.*) Dein Bild ist auch aufgespannt und freut mich unglaublich. Es steht des Abends in meiner Schlafstube an meinem Bett, und des Morgens wandert es mit mir an meinen Arbeitstisch. Ich kann ihm keinen festen Platz geben, weil ich mich ungern von ihm trenne. Nur macht es mich oft wehmütig. Es hat etwas so Duldsames, wenn auch nicht eben Leidendes. Nun bist Du unendlich duldsam. Gott! mit welcher Engelsgüte trägst Du mich und alles in mir. Aber Du leidest doch nur selten, und der Ausdruck des Bildes grenzt immer daran. Doch begreife ich noch immer nicht, wie Madras**) die Sinne gehabt hat, Dich so rein aufzufassen. Freilich hat er doch nur eine Seite Dir abgewonnen, nur das still Einfache, Gütige. Die Begeisterung, das Hohe fehlt durchaus. Allein den ganzen Charakter so

*) Sage, daß ich große, große Sehnsucht habe, sie wiederzusehen, daß ihr Bild immer in meinem Zimmer ist; ich habe einen Rahmen und ein Glas und ein Kistchen dafür machen lassen, so daß ich es immer mitnehmen kann.

**) Spanischer Maler. Das Bild ist nicht mehr aufzufinden.

in die wenigen Linien zu schließen, ist bei Dir vielleicht keinem möglich.

Es ist die höchste Zeit, zum Essen zu gehen. Ich esse bei Stosch, Mamas altem Arzt. Denn alles lebt noch. Neulich habe ich eine sehr hübsche Person, mit der ich oft sehr gern, noch als ich bei Kunth war, getanzt, als sehr dickes vierzigjähriges Fräulein wiedergesehen!!

Ewig Dein H.

40. Caroline an Humboldt

Rom, 1. Februar 1809

Mein teuerstes Herz!

Heute erst, Gott weiß warum, habe ich Deinen Brief vom 1. Januar aus Weimar empfangen. . . . Man muß sich gedulden. Ach, das ist bei der Entfernung so traurig, daß es immer nur der Nachklang liebender Töne ist, die bis zu einem gelangen. Die Leute machen mich bald tot mit Fragen nach Dir. Alles sehnt Dich zurück. Die Staël hat mir einen recht liebenswürdigen Brief geschrieben. Sie weiß auch schon von Deiner Ernennung, sieht uns mit allen Kindern schon aus Italien heraus und bittet mich inständig, mit Kohlrausch nach Coppet*) zu kommen. Von Dir sagt sie mir: „je conçois comme Monsieur de Humboldt regrette l'Italie, mais tous les honnêtes gens se doivent à ce pauvre pays de Prusse."

Dein Brief ist vom Jahrestage. Auch ich hatte die allerernstesten Gedanken an jenem Tage hier. Ich bin überzeugt, das Jahr bringt viel Neues. Es liegt schon etwas wunderbar Starres und Tiefbedeutendes in der Stellung der Zahlen. Lächle nur, jedesmal, wenn ich die Jahreszahl schreibe, ist es mir, wie wenn

*) Schloß der Frau v. Staël am Genfer See.

ich auf dem Piano eine ſcharfe Diſſonanz griffe, die Auflöſung kommt aber in 1810.

Was Du mir von Werner und Goethens Wut gegen alles Myſtiſche ſchreibſt, hat mich ſehr intereſſiert und lachen gemacht. Ach, im Stillen eines Kindes, das man geboren hat, liegt doch wahrlich nichts Myſtiſches, eher läge es in dem wunderbaren Empfangen und Entfalten im mütterlichen Schoße. Auch Alexander hat mir von Paris die hübſcheſten Sachen über Weimar geſchrieben, ich möchte wohl, er käme her.

Ich habe eine ſehr niedliche, kleine, antike Büſte gekauft, einen Sohn des Lucius Verus für 6 Skudi. Das Muſeum und ſein Arrangement amüſiert mich ſehr.

Armellini kann ſich nicht genug über die Aufmerkſamkeit der Adelheid in dem Unterricht und über den unerſchöpflichen Witz der Gabrielle wundern. Er ſagte ihr letztens von vier Hauptwinden, die man nach den Himmelsgegenden nennte. „Aibò", ſagte Gabrielle, „sono molto di più che quattro venti, quando fanno la notte wig waag alle finestre, come non possino essere che quattro, non farebbero tanto susurro."*) Wir haben viel Scirocco mit Wind und Regengüſſen gehabt, daher die Nutzanwendung kam. Zu Tiſche habe ich ſeit Deiner Abreiſe beinahe niemand gehabt, oder hie und da einen, der mich nichts mehr koſtete. Wir ſoupieren noch immer, und da in der Regel, wenn ich annehme, ſechs, acht, zehn Menſchen zu mir kommen, ſo iſt es gewiß nicht teurer zu ſoupieren, als mit jenen Tee zu trinken, was unvermeidlich wäre.

Adieu, tauſend, tauſendmal.

*) „Bewahre, es gibt viel mehr als vier Winde, wenn ſie nachts vor dem Fenſter wig waag wehen, nur vier könnten ſolches Brauſen nicht hervorbringen."

41. Humboldt an Caroline

Berlin, 4. Februar 1809

Meine frohen Hoffnungen, liebe Li, sind größtenteils verschwunden. Ich werde genötigt sein, hier zu bleiben. Meine Antwort an den König auf seinen Antrag ist in Deinen Händen. Darauf habe ich zwei Briefe von Dohna und Goltz*) bekommen. Den von Goltz schicke ich Dir ganz in Abschrift, weil ich jemand hatte, der ihn abschrieb, ohne ihn zu verstehen. Für Dohnas deutschen war ich nicht in demselben Fall, und Du mußt mir verzeihen, daß ich nicht Zeit habe, ihn ganz abzuschreiben. Ich schreibe Dir also nur die Hauptstelle ab:

„Graf Goltz hat mir von Deinen Äußerungen gegen ihn Mitteilung gemacht, wir sind beide darüber einig, daß dem König gleich nach seiner Rückkehr angezeigt werden muß, welches Opfer Du durch Annahme dieser Stelle bringst, daß zugleich darauf gedrungen wird, daß Deinem Wunsche gemäß einstweilen die Stelle in Rom unbesetzt bleibt, daß man Dich ferner als zum auswärtigen Departement gehörig betrachten und bei entstehenden Vakanzen bedeutender Gesandtschaftsposten befragen muß, ob Du dieselben anzunehmen geneigt bist, daß aber auf Deine Annahme des Postens als Chef des öffentlichen Unterrichts und Kultus gedrungen werden muß."

Der übrige Teil des Briefes enthält Freundschaftsversicherungen und Beschwörungen, das Opfer zu bringen und anzunehmen. Hiernach liegt also die Sache so, daß der König weiter in mich dringen wird. Das Schlimme besteht darin, daß geradezu und schlechthin kein Mensch außer mir da ist, und daß das so allgemeine Überzeugung ist, daß auch unbedeutende Menschen dies geradezu sagen. Hier braucht man Menschen, es können Krisen kommen und sind vielleicht vor der Tür, wo das Bedürfnis un-

*) Siehe S. 17 und 19.

endlich dringend wird; ich bin fähiger, als die meisten; hier kann ich zu vielem und zu allem gebraucht werden, in Rom zu sehr wenig. Zurückgehen heißt also, den König und eine bedeutende, ja jede Tätigkeit verlassen. Ich habe daher das aufgegeben, aber sehr ernst und ein wenig traurig geantwortet: wenn der König befehle, müßte ich gehorchen und würde es, allein ich hoffte, der König würde nun bei meiner gänzlichen Unterwerfung unter seinen Willen auch meine Wünsche erfüllen. Als solche habe ich nur einzig angegeben, daß man mir die Möglichkeit erhalten soll, in vier, fünf Jahren, oder bei eintretenden wichtigen Umständen auch früher, auf den römischen Gesandtenposten zurückzugehn. Bedingungen machen wollte ich nicht. Muß ich einmal bleiben, bleibe ich lieber auf eine edlere Art.

Traurig, liebe Li, ist dies alles unendlich. Aber ich glaube nicht, daß ich mich der Pflicht zu wirken entziehen kann, uns selbst könnte es weh tun und reuen, wenn wir in Rom säßen, und es hier auf eine Weise übel ginge, zu deren Änderung ich hätte beitragen können. Wir gehören einmal zu dem Lande, unsere Kinder auch, ganz müßig kann man dafür nicht bleiben. Hierin bin ich Deines Beifalls so gewiß, daß ich Deine Vorwürfe gefürchtet haben würde, wenn ich anders handelte. Auch wollen wir, wie innig und tief mich Deine Abwesenheit schmerzt, Dein Kommen nicht übereilen. Vor dem Herbst ist es an sich nicht möglich, und mit der Vernunft bin ich für das Frühjahr 1810. Dann kannst Du nach Tegel gehn, erst im Herbst hier einziehen, ach! und wer weiß, was bis dahin geschieht! Ich bin nur ruhig, wenn ich Dich in Rom weiß. Für Theodor werde ich sorgen. Ich versäume ihn gewiß nicht. Ich werde durchkommen, weil ich tätig sein werde, Du wirst Dich meiner nie zu schämen haben, teure, einzige Li. Ich habe ein tiefes Gefühl, wie der sein muß, den Du so fortdauernd, so einzig und ewig liebst und

vielleicht ist, wenn wir wieder zusammenkommen alles klar, sei es Finsternis oder Helle, sei es in Rom oder hier! Bleiben die Sachen ruhig fünf viertel Jahre lang, so ist mehr Gewißheit, wir leben hier einige Jahre, erziehen die Kinder, beerben Papa, verheiraten die Mädchen und gehen zurück. Kommen neue Stürme, so bist Du sicherer in Rom. Ewig können die Stürme nicht sein, und geht es sehr unglücklich, so leben wir nach ihnen in stiller Häuslichkeit und Unbedeutendheit in Rom. Du siehst, ich schütte mein ganzes Herz vor Dir aus. Wie sollte ich es nicht, Du mein einziges, teuerstes Wesen? Ich kenne auch Deinen Mut. Ich verheimliche Dir nichts.

Tausend Küsse den Kleinen und Caroline, nach der ich mich oft recht herzlich sehne. Ewig Dein H.

42. Humboldt an Caroline

Berlin, 7. Februar 1809

Deinen beiden letzten Briefen vom 4. und 7. Januar danke ich einen unendlich süßen und frohen Abend. Ich sehe aus Deiner Erwähnung, daß Du beide Briefe am Abend beim Lichtanzünden geschrieben hast. Da hast Du vorher die Sonne hinter St. Peter untergehn sehen und den ganzen schönen Himmel vor Dir gehabt. Ob sie mir je wieder so untergehn wird?

Des Königs Herkommen ist noch nicht recht gewiß. Zögert es lange, so muß ich doch vielleicht noch nach Königsberg. Es wäre mir für Theodor leid, doch könnte ich ihn bei Laroche lassen. Mein wieder neuentstandenes Verhältnis mit Laroche hat einen eigenen Reiz für mich. Ich liebte ihn immer. Er ist noch ganz der alte, immer so, wenn auch jetzt für andere Dinge, derselbe preux chevalier, sehr liebend mit seiner Frau, seiner Tochter, und doch ernst. Theodor kommt wieder in eine Art Haus, wie unseres. Es wird

viel Muſik gemacht, man ſingt viel Goetheſche Lieder, die Fiſchpredigt aus dem Wunderhorn uſf.

Ich habe Dir wohl noch nicht geſagt, daß ich mit der Muſik, auf Goethes förmlichen Rat, meine Partie genommen habe; ich erkläre dreiſt, daß ich ſie liebe, ſtehe geduldig am Klavier, lobe und tadle, manchmal etwas ſchief, aber da ich aus Italien komme, mache ich die Leute irre. Theodor hat mich ſchon einmal ganz heimlich — öffentlich wagte er es nicht — gefragt, wie es denn damit ſtünde? Theodor iſt enchantiert, zu Laroche zu kommen. Er ſchrieb mir noch geſtern: „vorrei aver tali e tali cose nel mio nuovo paradiso“.*) Gegen ſeine Schule war er mit dem Namen inferno**), ſo gut es ihm auch ging, ſehr freigebig.

Ich habe wieder nicht Zeit, Kohlrauſch zu ſchreiben. Von ½9—1 Uhr iſt meine Stube nicht leer geworden, drei, vier Menſchen auf einmal.

Ewig Dein H.

43. Humboldt an Caroline

Berlin, 11. Februar 1809

Wie unendlich danke ich Dir für Dein jetzt ſo häufiges Schreiben. Es macht mich unglaublich glücklich . . .

So viel Freude als über den Pozzo habe ich lange über nichts der Art empfunden. Uhden ſagt mir ſoeben, daß dieſes Brunnens ſchon in Guattani monument: 1805 Erwähnung geſchehen iſt. Du tätеſt mir einen ſehr großen Gefallen, wenn Du mir eine Beſchreibung des Ganzen ſchickteſt. Wollte Zoëga ſie machen, ſo wäre es unſtreitig noch beſſer. Allein er iſt ſo langſam und ſäumig. Ich dächte alſo, Du machteſt ſie und gäbſt ſie Zoëga zur Durch-

*) „Ich möchte die und die Sachen in meinem neuen Paradies haben.“
**) Hölle.

ſicht. So bringſt Du allein etwas aus ihm heraus. Die Nebenkoſten ſind gewiß groß, ich kenne das, allein Du weißt nun meine Ideen über das Muſeum. Noch ein Effekt und dann ſchließen, unſere Umſtände erlauben uns für jetzt nicht weiter zu gehn. Alles in der Welt iſt jetzt ſehr mißlich. Kommen wir gut aus dem Schiffbruch heraus, ſo haben wir ſchöne Sachen, die uns großen Genuß gewähren. Bleiben wir drin, ſo iſt es möglich, daß uns das Muſeum einmal rettet, denn wir kaufen im ganzen doch wohlfeil. Hätte ich Geld, kaufte ich ſogar den Diskobolus von Maſſimi, oder Jaſon von Braſchi. Aber ſo iſt es eine reine Unmöglichkeit für den Augenblick.

Ich muß gleich an dieſen Gegenſtand einen andern anknüpfen, der Dich, wenn er Dir zu Ohren gekommen iſt, ſchon erſchreckt haben wird. Es iſt im Großherzogtum Warſchau ein Dekret ergangen, das uns ganz und gar verderblich iſt. Weil man Forderungen an die königliche Bank macht, welche dieſe für ungerecht und unmöglich zu erfüllen hält, hat man plötzlich auf alle Kapital- und Zinszahlungen, welche preußiſche Untertanen im Großherzogtum zu fordern haben, Arreſt gelegt. Dies trifft unſer ganzes Vermögen, und mehr, da wir der Bank ſchuldig ſind. Bliebe es dabei und käme es zur ſtrengen Ausführung, ſo wären wir, d. h. mein Vermögen gänzlich und unwiederbringlich verloren. Es iſt jetzt ein wahres Glück, daß ich hier und in einem angeſehenen Poſten bin. Was durch Tätigkeit und Geſchicklichkeit gerettet werden kann, erhalte ich ſicherlich. Aber traurig, liebe teure Li, iſt es freilich unendlich, und hätte ich nicht einen eigentlich unerſchöpflichen Mut, ſelbſt eine Art unzerſtörbarer Heiterkeit und Klarheit, ſo weiß ich nicht, wie es werden würde. Allein, verliere den Mut nicht, bleibe ja ruhig und heiter. Wir ſind ja beide immer glücklich, auch mit eingeſchränktem Vermögen, wenn wir zuſammen und mit den Kindern ſind. Verlieren wir auch viel oder alles Vermögen

von mir, so ist Deines, und dabei kannst Du auch auf meine Brauchbarkeit rechnen. Ich werde immer auf irgend eine Weise verdienen können. Endlich die Zufluchtsörter, die uns bleiben. In Rom, in Albano, noch tiefer hinein kann man mit wenig leben, und die Sonne schön auf und untergehn sehen, und glücklich sein, wenn man sich besitzt. Ach! liebe, einzig liebe Li, das, das allein ist alles, bleibe Du mir nur, und ich habe nichts verloren. Vor allen Dingen schaffe mir nicht die Pferde ab, mache sonst jede Ersparung, die Du willst, nur die Pferde nicht, bis ichs Dir schreibe. Denke auch darauf, wenn Du je mir nachkommen mußt, vorher noch nach Neapel; die Leute geben sich schon gar nicht zufrieden, daß ich nicht dagewesen bin, und was würden sie von der Familie denken, wenn Du mich wieder nachahmtest. Die kleinen Kosten, die es mehr macht, scheue nicht. Suche nur für die Gesundheit gut Deinen Moment aus.

Es ist zwar schon sehr spät, aber ich muß Dir doch noch eine Posse von Theodor erzählen und abschreiben. Er wollte diese Woche gern den Mittwoch aus seiner Schule den Nachmittag zu mir kommen und schrieb mir dazu den Morgen folgendes Billet, an dem ich keine Silbe verändert habe.

Lamenti portati da un povero figlio à suo padre.

O padre mio crudele
Che cuore voi avete,
Di lasciarmi così
Tutto il mercoledì.

Io tutto vi farò,
Il mio pranzo lascerò,
Se tu mi dici: non voglio che vieni,
Allora sei un padre crudele per tutti patti.

O padre mio, vi dico
Felice mi farete,
Se voi mi leverete
Per questo terzo giorno.

Non mai l'arvei creduto;
Non mai ho ricevuto
Un colpo così forte
Uguale alla morte.

Fine del poema lirico di Teodoro di Humboldt.

Ist es nicht wirklich sehr hübsch? Lebe herzlich wohl

Ewig Dein H.

44. Caroline an Humboldt

Rom, 11. Februar 1809

Ich habe Dir vorigen Posttag nicht geschrieben, mein teurer Wilhelm, woran ein Zusammenfluß kleiner Umstände schuld war. Kohlrausch hat die letzten 14 Tage sehr viel zu tun gehabt und gefährliche Kranke. Erst Lady Temple, dann alle ihre Kinder an sehr gefährlichen Halsentzündungen. Auch Gustav Rennenkampff*) ist seit vier Tagen wieder sehr krank, und ich kann mir nicht nehmen, sehr besorgt für ihn zu sein. Aber wessen Schicksal sich sehr schnell entschieden hat und von uns nun schon genommen ist, ist Zoëga. Sein Tod hat mich ordentlich betrübt, und ich kann es nicht besser ausdrücken, als wenn ich sage, es ist mir, als wenn mir etwas von Rom genommen wäre, da ich ihn mir nicht mehr unter denen denken kann, die das Licht dieser Sonne sehen. Er wurde den 1. Februar krank, seine Krankheit soll alle Kennzeichen eines gallichten Fiebers gehabt haben, Gefahr ahndete niemand und den 7. hat er zu Labruzzi gesagt, in ein paar Tagen hoffe er ganz wiederhergestellt zu sein, den 8. hingegen setzte sich seine gehoben geglaubte Krankheit in ein Nervenfieber um und den 10., gestern, verschied er um ½11 Uhr vormittags. Ich habe ihn noch am 9. um 2 Uhr gesehen und ob er gleich nicht vollkommen bei sich war, so schien er doch mich zu erkennen, drückte mir leise die Hand und winkte mir mit den Augen. Er ist nur 53 Jahre alt geworden. Ängstlichkeit um seine hinterlassenen Kinder hat er gar nicht geäußert. Die Dänen hier, wie Lund, Thorwaldsen usw. glauben alle, daß Schubart den Federico zu sich nehmen wird. Die Brun**) hat Emilien genommen und hofft, daß ihr Mann ihr erlauben wird, sie zu behalten. Mit der armen Laura scheint sich niemand befassen zu wollen. Ob etwas bares Geld da ist, wird

*) Bruder Alexanders v. R.

**) Friederike Brun, dänische Schriftstellerin.

sich morgen zeigen. Die Brun wünscht ganz außerordentlich, daß seine nachgelassenen Papiere in Deine Hände kommen mögen, und daß Du die Topographie von Rom, die so gut wie fertig sein soll, herausgeben möchtest.

Caroline ist sehr von seinem Tode bewegt worden, und die kleinen Mädchen weinten sogar. So habe ich doch in kurzer Zeit das ganze Haus sich auflösen sehen. Zoëgas Tod tut mir mehr leid, als ich es zu sagen vermag. Gestern war ich bei der Cecilia Metella, die Berge waren von einer göttlich dunkelblauen ernsten Farbe, im Zirkus war alles so grün, ich dachte an Dich, an Zoëga, an alle meine Lieben und mir wurde wohl und weh — es war mir ein ordentlich Bedürfnis, auf dieser Straße des Todes zu gehen, wo ich mehrmalen mit Zoëga war.

45. Humboldt an Caroline

Berlin, 18. Februar 1809

Ich habe Deine beiden Briefe vom 18. und 21. Januar erhalten, die mich abermals sehr glücklich gemacht haben. Theodor ist seit dem 15. bei Laroche und sehr glücklich, auch mit ihm ist man sehr zufrieden. Es ist ein gemeinschaftliches Band zwischen ihm und der Familie im deutschen Patriotismus. Dieser ist in dieser Familie so zu Hause, daß eine fremde Sprache schon nicht gern gesehen wird, daß Fichtes Reden an die deutsche Nation, die ich Anstalt mache, Dir zu schicken, eine Art Gebetbuch sind, und daß man wirklich ein jugendliches Gemüt in keine reinere und edler gestimmte Umgebung tauchen kann. Theodors Gesinnungen, die sich immer gleich bleiben, kennst Du, er ist darin ein prächtiger Junge. Er macht manchmal sehr hübsche Antworten. Neulich, da er mit mir bei Itzenplitzens aß, fragte ihn einer, wo er geboren wäre? Er sagte: In Jena. Der andere sagte weiter:

„Also in einem berühmten Ort?“ Und Theodor, ohne sich zu besinnen: „Ich wollte, er wäre auf umgekehrte Weise berühmt.“ Der gute Mann, der nur an die Universität gedacht hatte, nicht an die Schlacht, machte große Augen.

Kohlrausch schreibt mir, daß Du Armellini für den Unterricht der Kleinen genommen hast und das ist mir sehr lieb, weil auch ich keinen besseren weiß. Nur laßt ihn nie Deutsch zu ihnen sprechen, es ging noch besser mit dem Französischen. Mein Wunsch wäre: Adelheid lernte Lateinisch, und beide, entweder, wie Du willst, Deutsch oder Französisch. Das letztere schiene mir besser, wo sie doch in einem Jahr aufs späteste nach Deutschland kommen. Lateinisch wünsche ich bloß, weil das Italienische so schön dazu genutzt werden kann, und weil Adelheid viel Lust bezeigte. Vielleicht findest Du auch für alles noch einen anderen. Zur Zeit, wo Du aufs Land gehst, müßtest Du aber alsdann denselben mitnehmen. Verzeih, daß ich Dir in die Erziehung einrede. Aber ich soll ja jetzt alle Leute erziehen, und kann gar kein Kind mehr ansehen, ohne gleich es in eine Schule zu schicken. Wolzogens Adolph sagt immer, weil er sehr ungern Latein lernt: „Wenn doch die verdammten Römer nicht gelebt hätten.“ Seit mich die Schuljugend vom Monte Pincio vertrieben hat in diese Sandfluren, möchte ich allen Kindern böse werden.

Du schreibst mir gar nicht von Alexander Rennenkampff, ob er oft zu Dir kommt, wie er mit Kohlrausch steht? Es ist der einzige Mensch, auf den ich für einen angenehmen Umgang für Dich rechnete. Burgsdorff hat mir geschrieben. Er scheint sehr glücklich.

Ich schrieb Dir wohl noch nicht, daß Deine spanischen Manuskripte sehr benutzt werden, und nach und nach im Druck erscheinen sollen. Die Artikel über Raphael werden jetzt gedruckt, und was wir in Ildefonso über die bekannte Gruppe der beiden Jünglinge aufgeschrieben, hat schon gedient, einen Streit zu schlichten.

So geht doch nichts verloren. Davon habe ich noch neulich ein anderes Beiſpiel. Die Franzoſen, oder auch Deutſche (denn manches haben ſehr friedliche Hände geſtohlen) bei der Plünderung von Tegel, haben Kaſten aufgeſchlagen, in denen Manuſkripte von mir lagen, und bis über die Mühle hinaus hat man meine Gelehrſamkeit gefunden. Einige ſind nun nachher gerettet und Alexandern gebracht worden. Der hat aber wieder darüber disponiert, und ſo erzählte mir neulich Ancillon*), daß er mein Journal über meinen Pariſer Aufenthalt hat, das ich alle abend bloß für mich, ohne, daß es jemand ſehen ſollte, ſchrieb, und in dem viele Anekdoten über die Staël und andere ſtehen müſſen. Es iſt eine große Liberalität, ſo etwas wegzugeben.

Seit der geſtrigen Hamburger Zeitung, worin geſagt iſt, daß ſich alle Kontingente des Rheinbundes zuſammenziehn, hält man die Gefahr ſehr dringend, daß ein neuer Kontinentalkrieg ausbrechen wird. Preußen bleibt natürlich neutral. Bis jetzt glaubt man allgemein, der Hof würde bald, vielleicht in nächſter Woche herkommen, wäre es nicht und müßte ich nach Königsberg gehn, ſo iſt Theodor in den beſten Händen bei Laroche. Morgen gehe ich mit Laroches in die Kirche. Bisogna stringersi nelle spalle.**) Da Du Dich gern mokierſt, liebes Herz, wird Dir Reineke Fuchs in der Einſiedlerkutte einfallen. Aber ich führe ein ſehr unſchuldiges und exemplariſches Leben, doch möchte ich der Reineke immer ſein. Da ginge ich auch als Pilgrim nach Rom, und das täte ich recht gern, ſollten auch einige Bären ein Stück Haut dabei einbüßen.

Von Herzen Adieu! H.

Es iſt ſeit acht Tagen ſo warmer Sonnenſchein, daß der Saft ſchon in die Bäume tritt. Doch iſt das nur eine Promenade,

*) Der nachmalige Miniſter des Auswärtigen.

**) Gleichbedeutend mit: man muß ſich zuſammennehmen.

die er sich macht, denn da es natürlich wieder kalt wird, so geht er wieder zurück und die Bäume bleiben doch bis zum Junius kahl.

46. Caroline an Humboldt

Rom, 22. Februar 1809

Ich habe gestern, mein liebster Wilhelm, drei Briefe von Dir, Nummer 17, 21 und 23 empfangen, und es fehlen mir daher Nummer 18 und 22. Ob sie nachkommen werden und woher diese Unregelmäßigkeit der Posten kommen mag? Der Brief aus Wittenberg war in Coswig aufgemacht und mit einem französischen Bureausiegel sehr ungeschickt wieder zugemacht. Überhaupt zweifle ich nicht daran, daß alle Briefe geöffnet werden. Wenn sie nur deshalb nicht aufgehalten würden.

Alles was Du mir von Riemer schreibst, hat mich lächeln gemacht, und ich habe seine Magisternatur mehr und mehr darin erkannt.

Die eigentliche Entscheidung Deines Schicksals, und folglich auch des meinen, erwarte auch ich erst nach der Ankunft des Königs in Berlin. Die Hoffnung, Dich wieder hier zu sehen, die ich mit einem Vielleicht bekräftigt, Lebzeltern*) aber sehr herumgebracht hat, erregt hier eine Freude, die Du Dir nicht vorstellen kannst und unter allen Klassen, wie ich durch Lebzeltern weiß.

Theodors kleines Leiden in der Pension bricht mir nicht das Herz. Ich bin überzeugt, daß es ihm sehr gut tut, eine Zeitlang in einem fremden Hause zu sein, er hat Verstand und wird sich finden. Aber, wenn Du es besser findest und Laroche es will, bin ich auch froh, ihn bei ihm zu wissen. Es knüpft sich eine süße Erinnerung der Vergangenheit und seiner innigen Liebe zu mir

*) Siehe S. 2.

daran an. Grüße mir ihn tausend, tausendmal. Hat er nie mehr Kinder als Bertha und Hellmuth gehabt oder hat auch der Tod mit ihm geteilt, wie mit uns?

Alle die kleinen Anekdoten aus Goethes, Fernows und anderer Leute häuslichem Leben haben mich sehr amüsiert. Man kann sich immer etwas Tieferes aus allen solchen Kleinigkeiten abstrahieren. Lebt denn Fernows Sohn oder ging auch er in das Land der Schatten? Die Madame Schopenhauer hasse ich ordentlich. So eine breite, gelehrte Dame ist ein Gräuel. Fernows Schuld bei Dir kann man wohl im Rechnungsbuch ausstreichen? Der Tod macht alles wett, steht schon ich weiß nicht in welchem Schillerschen Trauerspiele.

Ich habe in diesen Tagen ein Buch gelesen, das mich ganz außerordentlich interessiert hat, und was ich Dich bitte, Dir in Berlin geben zu lassen. Es ist Arndts: „Über die Bildung des Menschen". Ich kann Dir nicht sagen, wie rein es mich gestimmt hat und wie süß mir gewesen ist, mir eigentlich bei keiner Stelle einen auch nur leisen Vorwurf machen zu dürfen. Ich habe nur den ersten Band hier bekommen; lies es doch und schreibe mir ein Wort darüber. Von Anfang herein sind freilich einige matte Stellen, schlechte Verse, allein nachher wird es besser.

Adieu, mein teuerstes Herz.

47. Humboldt an Caroline

Berlin, 25. Februar 1809

Ich bitte Dich, ja nicht wesentliche Anstalten zu früherem Kommen zu machen. Ich bin viel ruhiger, wenn ich Dich und die holden, lieben, kleinen Mädchen dort im Schoß einer milden und schönen Natur weiß. Genieße sie ja, ich bitte Dich, genieße alles, denke, wenn Du durch die Straßen fährst, daß

man selbst die unbedeutenden Gestalten dort doch hier nicht wieder sieht. Täglich fällt es mir mehr auf. Es gibt recht hübsche und selbst schöne Personen hier. Aber wenn auch, wie doch nicht zu leugnen ist, eine Volksmasse eine Art Form hat, und man irgend Kunstsinn besitzt, so kann einem der Unterschied nicht entgehen. In Rom ist, hübsche und häßliche Gestalten zusammengerechnet, doch immer eine gewisse Mäßigkeit und eine gewisse Harmonie der Teile im Ganzen. Selbst Mariuccia hat noch etwas Feines in der Physiognomie und sogar Domenicuccia ja, wie man behauptet, schöne Schultern und Arme. Hier sitzen die Nasen bald ganz flach im Kopfe, bald wie ein Berg vor, dann sind ungeheuer dicke Arme bei einer, klotzige Waden, schreckliche Füße bei einer anderen, und die Männer fast noch ärger. Kurz, gerade das Schönste an einem schönen Menschenschlag, die Totalität des angenehmen Anblicks, der einen wie der blaue Himmel, wie die milde Luft, wie eine langgewohnte schöne Gegend, auf die man einzeln gar nicht mehr aufmerkt, nicht als einzelner Genuß, sondern nur als der Strom freut, in dem man gleichsam unbewußt fortschwimmt, das fehlt schlechterdings hier. Es ist vielleicht recht kindisch, daß ich Dir das so erzähle und auch nicht klug, da auch Du an das Scheiden denkst; aber nächst dem wirklichen Genuß ist die Sehnsucht nach dem Schönen doch das Höchste und Beste im Leben.

Übrigens habe ich noch immer keine offizielle Antwort, und Gott weiß, was man ausheckt.

Ich lege Dir Theodors Zeugnis dieser Woche bei. Die Liebe zum Schnee ist auch wieder gewachsen, aber das laß Dich nicht irren. Ein gewisser Sinn für das Schöne in dieser Gattung kann sich nur später erschließen; wir alle, gute, liebe Li, sind in unserer Kindheit etwas eckigt und gotisch gewesen, gebunden und bindend auf mannigfaltige Weise. Gerade darum empfindet man später das Feinere und Schönere nur voller und lebendiger und geht mehr

alle Stufen der Menschheit durch. Aber wahr ist's, daß ich mit Theodor und mit mir selbst viel weniger Mitleid haben kann, daß wir hier sein müssen. Mit Theodor aus den bekannten Gründen, und mit mir, weil ich nun einmal nicht leugnen kann, wie sehr ich mich selbst darüber ärgere, daß es mir rein unmöglich ist, an einem Ort mit Menschen und in Beschäftigungen zu leben, ohne nicht die allenfalls bessere Seite mehr davon zu empfinden, als die schlimmere, noch aus allem etwas zu machen, und mir einigermaßen darin zu gefallen. Es ist recht schlecht, aber ich möchte Dir nichts verhehlen, und kann es auch nicht, da Du diese Seite an mir kennst. Nur das ist gewiß wahr und wunderbar und daher auch selten von den Menschen verstanden, daß das mich gar nicht hindert, mit der größesten Klarheit das weniger Gute zu sehen und die tiefste Sehnsucht nach dem Schönen zu haben. Aber diese Sehnsucht entspringt mehr aus dem Gefühl des Schönen selbst, als aus dem eines unglücklichen Zustandes in mir. Es ist ein armseliges Ding um den Menschen, und ich bewundere nur immer die Kraft der Liebe. Recht Liebe zu verdienen, ist so unglaublich selten, und mit vielen Mängeln, vielen selbsterkannten Fehlern kann man doch so unendliche und hohe besitzen, wie ich die Deinige. Glaube mir, liebes, teures Herz, unter allem was ich empfinde ist das in mir das Klarste, Lebendigste und Wahrste.

Die schwierige Rechnung erfolgt, liebe Li, auf Deinem kleinen Zettel zurück. Die Küche im Dezember ist, wie ich sehe, sehr gnädig gewesen. Wie es einst hier gehen wird, weiß Gott! Das Rindfleisch kostet hier wirklich vier Silbergroschen das Pfund. Dennoch erhalte ich, wenn ich mir holen lasse für zwölf Silbergroschen Suppe mit Rindfleisch und drei andere Gerichte außerdem, was wieder nicht teuer scheint. Wenn man Wein trinkt, ist es sehr teuer. Theodor lebt im Bier, denn bei Larochens werden nach aufgehobener Abendtafel so viel volle Gläser Bier hereingebracht, als Personen sind. Mich schaudert immer; hier muß ich leiden und mich still

verhalten, aber komme ich je wieder zurück, will ich meinen Abscheu noch auf ganz neue Manier ausdrücken. Das schönste ist, daß auch hier die Leute mir nie glauben, wenn ich, was hier so ist, lobe. Gegen die Prinzessin Ferdinand, die immer auf allen Himmel und Wetter hier schrecklich schimpft, verteidige ich oft das Vaterland, aber ein Fräulein Moltke,*) die dadurch wirklich amüsant wird, daß sie, wie meist Minette bei Mama, den Ennui im Palais zu lebendig schildert und bei der übrigens auch die Nase nicht über die Horizontalfläche der Stirn hervortaucht, will sich immer heimlich totlachen.

Ewig von inniger Seele Dein H.

48. Humboldt an Caroline

Berlin, 28. Februar 1809

Ich schreibe Dir, liebe Li, nun die endliche Entscheidung unsers Schicksals. In der Hauptsache bleibt es natürlich bei dem, was wir wissen, aber übrigens ist die Art noch immer sehr leidlich. Es klingt doch noch der süße Name Rom darin wider. Der Eingang der Kabinettsorder wird Dich sehr wundern, wie er mich gewundert hat. Ich erwartete, man würde mich einladen anzunehmen oder mir sagen, daß mein Hierbleiben nötig sei; statt dessen heißt es, gegen alle Wahrheit, ich hätte angenommen. Diese Fassung rührt aber wohl von zwei Gründen her. Einmal haben die Minister, weil ich ihnen indes privatim geschrieben hatte, daß, wenn der König darauf bestünde, ich folgen wollte, es vermutlich gleich so vorgetragen; und dann hat man auch im Namen des Königs gewiß ungern das Ansehen haben wollen,

*) Hofdame.

als müßte man mich erst bitten. Im wesentlichen ist es freilich ziemlich einerlei, allein ich habe doch Dohna meine Meinung deshalb geschrieben, denn es sieht doch sonderbar aus. In Rom bitte ich Dich, jetzt bestimmt zu sagen, aus des Königs Ernennung und meinem Ausschlagen sei das Mittel herausgekommen, daß man mich hier behalte, um mein Fach zu organisieren, aber mir ausdrücklich vorbehalten habe, nach einiger Zeit in meinen alten Posten zurückzukehren. Ob indes jemand anderes hingeschickt werden würde, darauf laß Dich nicht ein; nur sage, daß, im Fall es geschähe, es auch nur interimistisch sein würde.

Du wirst zu Deinem Ärger, gute Li, wieder Uhden zu meinem Nachfolger in der Kabinettsorder genannt finden. Aber er wird es doch so gut als gewiß nicht. Da ich noch merkte, daß er Lust dazu hatte, habe ich ganz frei mit ihm gesprochen und ihm gesagt, es ginge wegen dieser Geschichte schlechterdings nicht an. Er hat dies darauf auch selbst gefühlt und mich selbst gebeten, seine Sendung zu verhindern, aber ihn nun dafür hier zu plazieren. Ich habe also auch Goltzen abgeraten. Wenn es schlimm gewesen wäre, wie ich selbst glaube, wenn Uhden nach Rom gegangen wäre, so hast Du das Verdienst, es gehindert zu haben. Ich sah es nicht so an und wünschte doch einen Menschen nach Rom, der wüßte, was Marmor wäre, und nicht bloß in den Akten, oder bloß bei Torlonia*) lebte. Nun muß man einen andern suchen. Es ist sehr schade, daß Burgsdorff schlechterdings nicht für Geschäfte empfohlen werden kann, und kaum einmal ordentlich lateinisch weiß, sonst hätte ich den sehr gern dort. Auch an den Achim v. Arnim, den Wunderhornmann, der wirklich in Dienst gehen will, habe ich gedacht. Allein er hat so grobe Streitigkeiten mit Voß und Jacobi, und geht in solcher Pelzmütze und mit solchem

*) Reicher Bankier.

Backenbart herum, und ist so verrufen, daß nicht daran zu denken ist. Überhaupt ist's mit den jungen Leuten ein Jammer. Ich habe erst einen hier gefunden, der mir gefällt, ein Herr v. Marwitz *), und auch der hat etwas Leutescheues und Sonderbares. Ich habe Dir, glaube ich, neulich nicht geschrieben, daß unser guter Kohlrausch mir deutlich zu verstehen gibt, es sei ihm leid, daß ich nicht auf ihn als meinen Stellvertreter in Rom gedacht habe. Wie man sich so gar nicht kennen kann! An sich schon taugt er nicht zu Geschäften, hatte da so vieles gegen sich, und ist so ein guter, trefflicher Arzt. Nicht zu fühlen, daß das das Bessere ist, und damit ganz und gar, wenn man nicht lächerlich vor den Leuten werden wollte, unverträglich und unvereinbar war.

Über die Ankunft des Königs ist man noch nicht im Reinen. Indes scheint es, sie werde dennoch in ganz kurzer Zeit erfolgen. Die Königin ist krank gewesen, und die Weichsel soll nie so weit über ihre Ufer getreten sein. An diesen Hindernissen hat die Ankunft bis jetzt gelegen. Hier macht man ganz lächerliche Anstalten, den König zu empfangen. Der Magistrat hat 4000 Taler hergegeben, um, Gott weiß was, vor dem Bernauer Tor und innerhalb zu bauen. Der Magistrat will den König auf einer Art Gerüst empfangen und haranguieren, in der Stadt dann sollen Kinder (es haben sich schon 3800 einschreiben lassen) wieder auf Gerüsten stehen und singen. Anfangs wollte man alle Knaben auf eine Seite, nämlich wo der König im Wagen sitzen wird, und alle Mädchen auf die andere stellen. Da man aber zweifelhaft war, ob der König rechts oder links sitzen würde, so sollten auf ein von weitem gegebenes Zeichen alle Kinder, als spielten sie: „Büchsen rührt euch!" von den Gerüsten herunterstürzen und Plätze wechseln.

*) Alexander v. d. Marwitz aus dem Hause Friedersdorf, geb. 1787, ausgezeichnet durch Charakter und Seelenadel, aber auch reizbar und jähzornig, eng mit der Rahel befreundet. Fiel 1814 bei Montmirail.

Da wären unſtreitig einige in der Bataille geblieben. Man hat ſie daher jetzt zuſammen ſitzen zu laſſen beſchloſſen. Ihre Sitze ſind eine Art Baracken in Arkaden. Nun hat das Unglück gewollt, daß einen Morgen, das iſt buchſtäblich wahr, ein armer Schneider melancholiſch an dieſen Bögen vorbeigegangen iſt, und daß ihn ein weit hervorſtehender Nagel ſo ſehr als eine ſchickliche Gelegenheit, ſein Unglück da zu enden, tentiert hat, daß er ſich gerade in dieſe Arkade hineingehängt hat. Die Elendigkeiten, die nun hiervon erzählt und wieder geklatſcht werden, kannſt Du Dir denken.

Darüber, wo ich und die Leute, die zum Hof gehören, den König empfangen werden, iſt noch nichts ausgemacht.

Theodor iſt überaus vergnügt und es geht ihm nichts ab, außer daß er ſich doch wirklich auch ſehr nach Dir ſehnt, liebes, teures Herz. Ach, wer täte das nicht! Mein Herz iſt durchaus zerriſſen. Ich vermiſſe Dich ſo unendlich, und doch weiß ich Dich wieder ſo unendlich gern in Italien. Es iſt, als wäre mein eigenes beſſeres Selbſt noch in Dir da. Wir wollen geduldig ausharren. Nun, da ich einmal von Dir und hier bin, möchte ich etwas zuſtande bringen; und ich bin darum ſo tätig, als ich kann. Nur fürchte für meine Geſundheit nichts. Ich ſelbſt brauche wenig mechaniſch zu arbeiten. Ich habe, jetzt beſonders, da ich allein bin, das ganze Departement zu meinem Dienſt, und Denken und Leſen greift nicht an. Anfangs, als ich hierher kam, ging ich meiſtenteils ſehr ſpät zu Bett, weil ich lange in Geſellſchaft blieb. Grapengießer, der Kohlrauſch noch übertrifft und um ½10 horizontal liegt, pflegte immer zu ſagen, ich käme zu Hauſe, wenn er aufſtände. Aber jetzt, wo mehr zu tun iſt, gehe ich früh zu Bett und ſtehe früh auf. Ich wache wieder, wie ſonſt, auf die Minute auf, denke nur noch einen Augenblick, wie Du noch ſüß ſchläfſt, und ſtehe auf und wecke den Bedienten.

Jetzt muß ich ſchließen, liebe Li. Sei nicht zu trüb nach

dieſem Brief, holde, liebe Seele. Ich werde einmal wieder bei Dir in Rom ſein; vielleicht verläßt Du es nie. In einem Jahr geſchieht jetzt viel mehr, als daß die Blüten kommen und die Blätter abfallen. Das Schickſal hat uns ja ſonſt nicht übel gewollt, und wohin man, wie wir, den beſtändigen inneren Trieb hat, dahin reißt man endlich auch das Rad des Schickſals hin. Uns beiden ſteht ja ewig der Sinn nach Rom und der lieben Stätte der holden Kleinen. Ach! grüße die lieben Gräber tauſendmal von mir. Dürfte ich nur einen Ort in Rom beſuchen, ginge ich doch nur dahin.

Noch eins. Ich behalte nie einen Tag. Kannſt Du es Dir möglich denken, daß ich Deines Geburtstages nicht gedacht habe? Verzeih mir ja, liebes einziges, Herz. Es hat mich ſehr weh gemacht. Aber ſo bin ich. Ach verzeih, und nimm noch meine herzlichſten Wünſche.

Ewig Dein H.

49. Caroline an Humboldt

Rom, 1. März 1809

Alles geht gut hier, geliebtes Herz, Gabrielle blüht wie eine Roſe, aber im recht eigentlichſten Sinne. Caroline treibt ihre griechiſchen Stunden bei Amati*), obgleich ſie oft ein wenig brummt, viel zu tun zu haben, hat ſie doch eine ihr natürliche Gewiſſenhaftigkeit in ihrem Lernen. Amati iſt ſehr zufrieden mit der Gründlichkeit ihres früheren Unterrichts und bedauert nichts mehr, als daß ſie nicht Latein könne, — ſie müſſe, ſagt er, ein ſehr gelehrtes Frauenzimmer werden. Caroline regrettiert ſehr ihren alten Zoëga, obgleich ſie auch oft über den brummte, wie er noch lebte. Ach, es hat mich ſo gerührt, daß Du mir in Deinem Briefe vom 7. allerlei für ihn ſagſt, und den 10. war er tot.

*) Abbate Amati, Bibliothekar des Vatikans und des Prinzen Chigi.

Heute war ich wieder beim Teſtaccio,*) wo ich wieder einige Blumen habe pflanzen laſſen und wo alles ſchön und blühend ſteht. Ach, und die lieben Knaben liegen ſo ruhig in der Mitte aller Blüte und der neuauflebenden Natur. —

Daß es nun entſchieden ſcheint, daß Theodor jetzt zu Laroche kommt, da er einmal nicht bei Dir ſein kann, freut mich ungemein. Hat Laroche Dir nie mehr über mich geſprochen? Er liebte mich ſehr, aber es war immer etwas ſo Myſtiſches in ſeiner Liebe, es war, als ſcheute er ſich immer, daß ich es einſähe, wie teuer ich ihm ſei.

Daß der Agamemnon gedruckt wird, freut mich außerordentlich. Wird er niemand dediziert? Ich liebe eigentlich die Dedikationen, ſie ſind, wenn es ſchöne Worte, vorzüglich poetiſche ſind, wie der Kuchen auf dem Opferaltar. Viele ſchöne Grüße bitte an Wolf. Sage ihm, er ſollte nur kommen und ſehen die ewige Stadt und dann fürs leichtſinnige Weggehen votieren. Sag ihm auch von der Li: „Cosa stupenda," ſagt immer Amati, „che teste ch' hanno quelle tedesche".**)

Adieu, teuerſter Wilhelm. Ewig Dein.

50. Humboldt an Caroline

Berlin, 4. März 1809

Prinz Auguſt***) iſt geſtern abend hier angekommen und ich habe heute früh zu ihm fahren müſſen, was mich ſehr in meinen Arbeiten derangiert hat. Des Königs Ankunft und ſelbſt ſeine Abreiſe ſind noch ungewiß. Dabei

*) Römiſcher Hügel, in deſſen Nähe die Grabſtätte der Humboldtſchen Kinder liegt.

**) Wunderbar, was die deutſchen Frauen für Verſtand haben.

***) Prinz Auguſt, Sohn des Prinzen Ferdinand. Siehe S. 81.

laufen Gerüchte in der Stadt, die aber vermutlich falsch sind, daß die Österreicher in Sachsen eingefallen wären. Das ist für einen, der friedfertige Universitäten organisieren soll, keine liebliche Lage.

Frau v. Berg*) ist wieder hier mit ihrer Tochter, der Gräfin Voß. Daß die Mutter nicht hübsch ist, wie sie auch eigentlich nie war, ist kein Wunder. Aber die Tochter ist schrecklich häßlich geworden, so mager, so dürftig, so verzogen im Gesicht. Wir haben neulich bei Tisch einen großen Streit über Prinz George**) gehabt. Die Voß sprach ihm gegen die Mutter auch allen möglichen Kunstsinn rein ab. Ich habe ihn doch einigermaßen verteidigt, obgleich ich mich im Herzen wohl erinnerte, was wir manchmal selbst in Rom sagten. Allein jeder, der auch nur einen Tag in Rom gewesen ist, muß immer gerettet werden, gegen alle, die St. Peter nie gesehen haben, und die man nie anders wie Barbaren behandeln muß. Die Berg ist überaus zuvorkommend gegen mich und im ganzen ist mir ihr Hiersein angenehm.

Ich bin jetzt in dem Umfang meiner neuen Geschäfte und fange wieder an, sehr besucht zu werden. Die Klienten sind ohne Zahl, alle nicht vom edelsten, aber vom dringendsten Beweggrund, dem Mangel getrieben. Die Geldnot ist entsetzlich. Die meisten Leute nehmen Geld zu 15 Prozent auf. Ich für die Schulen verzweifle dennoch nicht. Ich habe einen großen Plan, die Schulen blos von der Nation besolden zu lassen. Die ist doch zu kleinen Abgaben noch so arm nicht, und man bekommt so einen Fonds, den selbst ein Feind einmal respektiert. Allein alle bisherigen kleinen Ansichten werden sich dagegen setzen, und ich werde viel Widerspruch finden.

---

*) Die bekannte Freundin der Königin Luise.

**) Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luise.

Unſere Familie ſteht wirklich ungeheuer ſchlimm. Der Rittmeiſter*) ſteckt tief in Schulden. Sein Gut, das er um vielleicht 20000 Taler zu teuer gekauft hat, wird ſchon jetzt ſequeſtriert, er hat eine ganz und gar unbarmherzige Gläubigerin, mit der auch meine Beredſamkeit nichts ausgerichtet hat, und es kommt nächſtens zum Verkauf. Dann iſt er mit allen Kindern rein ein Bettler. Alexander iſt Friedländern 16000 Taler zu 12 Prozent ſchuldig, und alſo ſo gut als bankerott. Mein ganzes Vermögen ſteht in Polen, der Arreſtſchlag dauert fort, und die Sache iſt, wie mir Goltz ſchreibt, un labyrinthe inextricable. Du, liebe teure Li, biſt meine einzige Rettung. Du wirſt mich und die Kinder künftig ernähren. Aber verzweifle nur nicht. Solange ich geſund bleibe, und nicht in Schnee und Eis zu dumm werde, bin ich noch immer, auch in Gelde, mehr als mein Vermögen wert, und ich arbeite gern, füge mich in die Umſtände, werde nie mutlos und denke doch immer, indem ich auch wirklich für unſern Unterhalt diene, nur auf das Ganze, ſo daß man noch mir danken muß. Was auch für uns zu retten iſt, rette ich. Dabei ſehe ich Dein Bild an, ſo wenig es eigentlich in Schönheit und Feinheit Dich wiedergibt, küſſe es oft, freue mich an Theodor, kehre noch manchmal zum Griechiſchen, wie ſonſt in Auleben, zurück, und bleibe immer der, den Du ſonſt liebteſt und noch immer mit gleicher Liebe trägſt. Es gehört mehr dazu als das Schickſal kann, einen Menſchen herunter zu bringen, der einmal einen unabhängigen Sinn hat, und ein Weſen fand, wie Du biſt.

Ich bin unterbrochen worden, liebe einzige Seele.

Lebe herzlich wohl. Ewig Dein H.

*) Humboldts Stiefbruder v. Holwede.

51. Caroline an Humboldt

Rom, 11. März 1809

Ach, was soll ich Dir auf Deinen Brief und Goltz antworten? Ich habe mich innig der Aussicht erfreut, Dich wieder hier umarmen zu können, aber ich habe sie nie recht ergreifen können, man wird zu sehr fühlen, was man dort an Dir hat, und Gott weiß, ich kann Dich nicht tadeln gehandelt zu haben, wie Du getan hast. Kein Mensch kann es. Ich bin still und erwarte den Ausgang und werde mich in alles zu fügen wissen. Ich bin in sehr ängstlicher Erwartung Deines nächsten Briefes, mein Teuerster.

Ich bin sehr leidend und Rauch ist aufs neue wieder krank und seit Montag bettlägerig. Ich habe das Basrelief*) aus Massimi gekauft. Es ist alles was man schönes und edles sehen kann, sobald Rauch wieder auf ist, soll er Dir eine kleine Zeichnung davon schicken. Die beiden stehenden weiblichen Figuren sind so gut wie ganz erhalten, die sitzende ist über dem Gürtel abgebrochen; man sagt, dies fehlende Stück sei im großen Museum in Florenz. Ich werde deshalb an Akerblad**) schreiben, und sollte es so sein, so würde ich einen Abguß dieser halben Figur kommen und danach restaurieren lassen. Es ist nach der Meinung aller Künstler das Allervorzüglichste, was man haben kann. Du wirst recht Deine Freude an diesen edlen Gestalten haben.

Ich schließe hier für heute und umarme Dich aufs innigste.

*) Jetzt in Tegel.

**) Akerblad, schwedischer Archäolog.

52. Humboldt an Caroline

Berlin, 11. März 1809

Ich habe seit meinem letzten Brief an Dich, teure Seele, keinen von Dir. . . .

Gestern abend war beim hiesigen Gouverneur, General L'Estocq ein großer Ball zum Geburtstag der Königin, in dem jedermann, was sonst jetzt hier, wo man in Stiefeln an Hof geht, unerhört ist, in größter Gala war. Hättest Du mich gesehen, hättest Du Dich gewiß sehr geärgert. Ich war in meiner neuen Uniform, die ich nun einmal gegen meine alte äußerst häßlich finde, und in die für mich recht mit fatalen Stichen eingestickt ist, daß ich hier in diesen langweiligen Mauern bleiben muß. Übrigens war ich der einzige in meiner Pracht. Denn da Sack*) zufällig nicht hier ist, so bin ich das einzige Tier meiner Art jetzt hier und wenn Dich das trösten kann, wirklich allein der erste Mensch im Zivil hier.

Über die Rückkehr des Königs herrscht noch immer Ungewißheit, was für mich tötend ist, weil alles in meinem Departement durch diese Abwesenheit gelähmt wird. Dohna schreibt mir alle Woche, aber woran es eigentlich liegt, erfährt man nie recht deutlich. Soviel nur ist gewiß, daß vieles noch ungeheuer verwirrt zugeht, und das oft mehr Mühe macht, als die Sachen selbst. Ich habe, wie Du denken kannst, viel zu tun, aber auch viel Hilfe in und außer dem Hause. Im Hause meistenteils die Menschen täglich. Also ermüde ich mich nicht sehr, sondern spreche und diktiere nur, und schreibe sehr wenig. Auch gehe ich dabei, was ich, selbst wenn ich es wollte, nicht vermeiden könnte, viel aus, und so brauchst Du für meine Gesundheit nicht besorgt zu sein. Grapengießer, der auch wie Kohlrausch oft krankt, schreit über meine nicht zu affizierende Konstitution. Wirklich haben mir

*) Sack, Oberkonsistorialrat, Mitglied der Kultussektion.

Näſſe, Kälte und wieder Hitze in meiner Stube auch nicht einmal einen Schnupfen zugezogen. Ich ſehe auch ſehr geſund aus, habe den eleganteſten Perückenmacher in der Stadt und trage die Haare ins Geſicht gekämmt, worin mich alle Menſchen viel hübſcher finden. Da die neuen Uniformen ſo ungeheuer hohe Kragen wegen der breiten Stickerei haben, ſo behaupten die Leute, ich würde meinen Zopf abſchneiden müſſen. Aber, liebe Li, davor ſei unbeſorgt, Du ſiehſt mich entweder nie wieder, oder mit dem Zopf.

Theodor hat noch immer ſeine langen Haare, ſo ſehr er auch dagegen ſchreit. Vor dem vollen Frühjahr laſſe ich ſie nicht abſchneiden. Denn nach vielem Froſt mit Sonnenſchein iſt nun wieder Froſt mit Schnee gekommen und das geht gewiß noch ein halbes Jahr ſo fort. Mit der kleinen Bertha Laroche, die mir bei Theodor einfällt, haben wir neulich viel Spaß gehabt. Wir waren allein, und ſie hat uns detailliert, wie der Mann ausſehen und ſein müßte, den ſie heiraten könnte. Sie iſt auch darin ſehr ſonderbar, daß ſie mit viel Beſcheidenheit doch auch mit viel Dreiſtigkeit ſpricht, und in ihren eigenen Meinungen aus ſich heraus geht, viel mehr eigentlich als die Mutter. Der Mann ſollte denn erſtlich und vor allen Dingen die Haustugend beſitzen, nie und unter keiner Bedingung eine Feſtung zu übergeben, dann ſollte er wenigſtens ſechs Jahre älter ſein als ſie, dann von der größeſten Vernunft und Beſtimmtheit, dann ſollte er ihr immer befehlen und ſie wollte immer gehorchen und endlich ſollte es gar nicht möglich ſein, daß ihm eine andere Frau je auch nur im mindeſten gefiele. Hätteſt Du ſie dabei geſehen, mit Augen und Gebärden, ſo hätteſt Du ganz die eiſernen Geſetze des Vaters erkannt. Die Mutter ſchien die Sache viel weniger ſtreng zu nehmen und lachte ſehr, da ich ſagte, dem armen Mann könne es ja nie einen Augenblick bequem in ſeiner Haut werden. Die Mutter ſpricht eigentlich weniger als die Tochter, aber ich traue ihr eine gewiſſe Tiefe zu.

Unter den jungen Mädchen sind hier einige, die sich auszeichnen, und die Vaterlandsliebe ist wirklich bei allen sehr groß. Dabei ist mein „Rom“*) noch sehr an der Tagesordnung, und manche wissen es größtenteils auswendig.

Ich werde mir vermutlich bald einen sehr schönen Namen durch die Musik machen. Die Musik, für die es doch hier ein sonst nirgend existierendes Institut, die Singakademie, gibt, war hier der Kunstakademie gar nicht einverleibt. Auch außerdem geschah gar nichts mehr, und seit der Abschaffung der Kapelle der Oper noch weniger als je für die Musik. Selbst die Chorschulen waren nach und nach eingegangen oder hatten sich entsetzlich verschlechtert. Wegen aller dieser Dinge habe ich mich an Zelter**) gewandt, der schon vor einigen Jahren einen wirklich trefflichen und sehr schönen Aufsatz über die Musik und den Nutzen, den sie auf die Bildung ausüben könnte, geschrieben hat. Von ihm lasse ich nun einen Plan zur Veredlung der Musik, zur Errichtung ordentlicher Schulen, zur Verbesserung der Kirchenmusik usf. machen, und werde gleich mein möglichstes tun, die Sache wenigstens im kleinen augenblicklich auszuführen. Alle Musik, die man irgendwo hier macht, muß unter gehörige Aufsicht kommen, und wenn Du wieder herkommst, liebe Seele, sollen selbst die Nachtwächterhörner melodisch klingen. Die Kirchenmusik ist dabei das Wichtigste, und auch in Absicht der Kirchen werde ich mich dadurch verherrlichen. So viel Langeweile mir auch die Musik gemacht hat, so bin ich doch wirklich recht ernsthaft und nicht aus Nebenabsichten eifrig für diesen Plan. Die Musik, das bleibt einmal unleugbar ist ein unendlich mächtiger Hebel der Empfindung, sie fängt an, wo das Wort aufhört, und wo sie endigt reicht selbst der Gedanke nicht hin. Sie ist groß und

*) Dichtung Humboldts aus der letzten römischen Zeit.

**) Karl Friedrich Zelter, Komponist und Professor der Musik, Freund Goethes, geb. 1758, † 1832.

schön geworden, weil man sie seit langer Zeit nur einzeln, nur gesellschaftlich, nur für Individuen bearbeitet hat, aber eben dies hat sie auch weichlich gemacht. Würde sie jetzt auf Ernst und wahren Stil zurückgeführt und dadurch volksmäßig, so bekäme sie wieder mehr Stärke und mehr Nerven und würde auch anders auf den Charakter wirken. Und dazu ist es wirklich nötig, sie nicht auf das Theater zu beschränken, sondern von der Bühne in die Kirche zu führen.

Hier im Norden scheint mir dies noch notwendiger. Der Mensch ist hier eigentlich ohne Kunst in öder und jammervoller Armut. Es ist nur so das ewige und unzerstörbare Walten der Menschheit und Gottheit, das die Flamme des Gefühls hier noch erhält und nicht zugleich wild ausschlagen läßt. Und das letztere tut sie doch immer einigermaßen. Das Melancholische, Romantische, selbst das Höchste und Beste ist schon ein Hinschwanken zu solcher Disproportion. Darum erregen auch geistige Tiefe und Größe, selbst körperliche Schönheit, wo sie mit Ausdruck verbunden ist, vorzüglich bei Weibern, wenigstens in mir immer zuerst Wehmut, selbst Mitleid. Die schöne, freie Natur ist immer von trübem Himmel gedrückt, von sogar selbsteigenen, oft schwärmerischen Pflichten recht beengt. Dies kann nur die Kunst mildern und zu Schönheit und Glück hinleiten. Aber an bildende ist hier nicht zu denken. Der widerstrebt alles, die muß und kann nur getrieben werden, um die Sehnsucht danach zu wecken und zu erhalten, sonst nicht. Also bleibt allein die musikalische übrig, und sie verträgt sich sogar besser im Grunde mit diesen nordischen Eigentümlichkeiten. Kann man ihr auf eine zweckmäßige Weise Volkstümlichkeit geben, so wird sie die Empfindung läutern und verfeinern, ohne sie zu schwächen. Da Zelter so viel guten Willen hierfür hat, so kann mit ihm auch vieles ohne große Mittel geschehen. Dabei habe ich noch einen anderen Zweck. Ich weiß, man will in Königsberg den

Gottesdienſt feierlicher, eindringender machen, denkt auf Veränderung der Liturgie uſf. Daraus wird nun leicht Spielerei. Bringe ich aber auf dieſe Weiſe einen ernſten Kunſtſinn hinein, ſo entgehe ich auch dieſer Gefahr. Wo man etwas auf etwas Ernſtliches in Wiſſenſchaft und Kunſt zurückführen kann, iſt immer alles gewonnen.

Du ſollteſt nicht glauben, daß ich auch am Agamemnon noch immer von Zeit zu Zeit arbeite. Wolf ſieht ihn jetzt durch und ich ändere noch immer. Aber in den Chören iſt Wolf Deiner Meinung. Er findet die alten beſſer. Du biſt immer das klügſte Kind und willſt es nur nicht glauben. Ach! und Du biſt auch das Hübſcheſte! Wenn ich Dich nur ſehen könnte! Es wird ja alles gut gehn. Mein Glück und mein Leben hängen daran und die armen Kinder. Schone Dich um Gottes willen recht, liebe, teure, einzige Seele!

Ich bin noch nicht in Tegel geweſen. Manchmal habe ich doch ein Verlangen danach. Es iſt doch Land, und dann knüpfen ſich manche Erinnerungen daran. Aber jetzt ſieht noch alles hier ſo traurig aus und dann werde ich hier doch Tegel nicht genießen können. Es iſt ſo ſchwierig und koſtbar immer hinzukommen. An Geld bringt jetzt Tegel nichts. Man muß noch immer für den Krieg bezahlen. Meine ganze Beſoldung bis zum März ſchicke ich Dir, ſobald ich ſie habe, zu. Laß Dir nur nichts abgehen, mein teures Weſen. Ich will ſchon machen, was möglich iſt. Jetzt iſt eine Verordnung hier herausgekommen, die eine ſehr unangenehme Senſation macht. Man ſoll nämlich entweder alles Silber, Gold, Juwelen und Perlen, die man hat, bis auf den letzten Teelöffel zur Münze einliefern und gegen Münzſcheine, ein neues Papier, das man aber bei Käufen von Domänen uſf. brauchen kann, verkaufen, oder ſie behalten, ſtempeln laſſen und vom Lot eine Abgabe von ſechs Groſchen bezahlen. Das Edikt hat den allerwidrigſten Eindruck gemacht, und das Publikum iſt geſtern

im Schauspiel, am Geburtstage der Königin, sehr kalt gewesen. Etwas trug auch Ifflands*) dumme Wahl des Stücks dazu bei. Er gab ein Stück, wo ein verschuldeter Landedelmann von seinem Pächter unterstützt wird, also gleichsam ein dramatisiertes Silberedikt. Viele Leute haben, da man das Geheimnis nicht bewahrt hatte, ihr Silber verkauft, worüber nun ein großes Geschrei von Mangel an Patriotismus entsteht. Sehr viel Silber ist außer Landes geschickt worden. Ich habe natürlich nicht verkauft, werde aber die Abgabe zu bezahlen und nicht zu verkaufen suchen. Der dicke Hagen, die Hagen und Emma oder nach Alexanders Benennung, der Speckkäfer, die Käferin und der Knixkäfer, schreien fürchterlich dagegen. Ich fürchte noch mehr, als ich schreie, daß, weil man es so linkisch angefangen hat, sehr wenig bei der Sache herauskommen wird.

Merkwürdig ist es, jetzt alle Gesandten hier vereinigt zu sehen, ohne Hof und irgendeinen Menschen, sei es auch der unterste Rat, an den sie sich offiziell wenden könnten oder der sich einigermaßen um sie bekümmerte. Sie gehen wie die verlorenen Schafe umher.

Über den römischen Posten ist noch nichts beschlossen und wird auch so leicht wohl nicht werden. So wie man hier einen Menschen finden soll, ist immer eine Not und eine Qual. Die göttliche Art, wie man bisher regierte, hat es wirklich dahin gebracht, daß fast niemand recht brauchbares da ist.

Über Krieg und Frieden ist immer die gleiche Ungewißheit. Aber die meisten halten den Krieg für so gut als gewiß.

An den Gedanken von Zoëgas Tod kann ich mich noch nicht gewöhnen. Er muß Dir entsetzlich fehlen. Wenn man ihn auch in Tagen nicht sprach, so sah man ihn doch ausgehen, hörte ihn

*) August Wilhelm Iffland, geb. 1759. Schauspieler und Dramatiker, später (nach 1811) Generaldirektor aller Königlichen Schauspiele. † 1814.

reden, kurz, er beherrſchte die Trinità*) und jetzt iſt wirklich der alte d'Agincourt**) allein übrig. Wie Du es mit den Ankäufen zum Muſeum gemacht haben wirſt, darauf bin ich ſehr neugierig.

Grüße alles, umarme die Kleinen, ewig Dein H.

53. Humboldt an Caroline

Berlin, 14. März 1809

Hier abſorbiert jetzt das Silberedikt die Aufmerkſamkeit des Publikums durchaus. Vielleicht noch keine Maßregel hat ein ſo allgemeines und ſchreckliches Mißfallen erregt. Sollteſt Du es glauben? Sogar zum Vergraben des Silbers nehmen einige ihre Zuflucht. Das Schlimmſte, und worüber einem das Herz bluten möchte, iſt, daß man hierin nicht, bei weitem nicht alle Schuld auf den Egoismus der Menſchen ſchieben kann. Die Maßregeln werden linkiſch genommen, das Publikum fühlt das und entzieht ſich. Mir macht das Edikt auch zu ſchaffen, da alle Augenblicke die läppiſchſten Dinge darüber zum Druck gebracht werden, welche die Zenſoren an mich verweiſen. Ich bin aber mit dieſer Art von Schriftſtellerei ſehr hart und mitleidlos.

Eine Anekdote, die ſehr hübſch iſt und die ich Dir längſt erzählen wollte, fällt mir gerade, ich weiß nicht wie, jetzt ein. Der Kommandant von Küſtrin, Ingersleben, war verheiratet und ſeine Frau war durchaus gegen die Kapitulation. Als zuletzt in ſeiner Stube darüber beratſchlagt wurde, war die Frau gerade gegenwärtig und lag, weil ſie ſehr nervenſchwach war, auf dem Sofa. Wie ſie hörte, daß ihr Mann ſich zur Übergabe neigte, raffte ſie ſich auf, fiel ihm zu Füßen und flehte ihn (alles das iſt akten-

*) Piazza della Trinità de'Monti, an der die Villa Medici liegt, die ſeit 1801 franzöſiſche Kunſtakademie iſt.

**) d'Agincourt ſiehe S. 77.

mäßig) in den rührendsten Ausdrücken an, nicht eine solche Schande über sich und sie zu bringen. Der Auditeur und ein anderer Mann unterstützten ihre Bitten. Allein es half nichts und die arme Frau ist kurz darauf aus Kummer wahnsinnig geworden und gestorben. Es ist wirklich eine merkwürdige Geschichte, die wieder beweist, daß Frauen in der Regel weit mehr Mut und Ausdauer als ihre Männer besitzen.

Grapengießer*) ist noch durchaus der alte, ebenso verschwendrisch, obgleich nicht ganz, so zerstreut, so ewig unglücklich und verdrießlich alle Augenblicke mitten in aller Heiterkeit. Mit den Finanzen geht es nur gar sehr so so, und ich rette mich nur vor ihm dadurch, daß ich meine Armut ordentlich stadtkundig mache. Die Armut Berlins muß man Grapengießer erzählen hören. Er behauptet, daß sich die Leute mit Fleiß umfahren lassen, um Schmerzensgeld zu bekommen, und wirklich hat er in kurzem zwei, neulich noch ein Kind übergefahren. Die beiden sind am Leben geblieben. Aber neulich, bei dem Wagen der Prinzessin von Oranien, hat einer diese Theorie zu gründlich getrieben und ist wirklich gestorben. Es ist unglaublich, doch ist das Fahren jetzt so selten, daß es wirklich auch schwer zu begreifen ist, wie man so wenigen Wagen nicht aus dem Wege gehen kann.

Umarme die Kleinen und grüße alle. Ewig Dein H.

54. Caroline an Humboldt

Rom, 18. März 1809

Ich hoffe, mein geliebtes Herz, daß Du nicht mehr mit uns in Gedanken über den Pozzo schiltst und die Zeichnungen empfangen haben wirst, die Rauch gemacht hat. Über das Sujet sind die Meister uneins, und Zoëga, der noch vieles

*) Vgl. S. 69.

darüber nachlesen wollte, ist darüber hingestorben. Jetzt steht die Sache so: nach der Meinung aller Menschen müßte dem Pozzo geholfen werden, und ich habe in diesen Tagen mit Franzoni folgenden Kontrakt gemacht. Er restauriert, ohne an das Antike zu rühren den Pozzo in Ornamenten und Figuren in Stuck, und der Pozzo wird dann bei Franzoni ausgestellt, damit ein jeder Kunstverständige sein Urteil darüber sage. Indessen diese Arbeit gemacht wird, schreibt man an Visconti*) nach Paris, schickt ihm die Zeichnungen, und erfährt seine Meinung. Wollen wir nicht weiter gehn, so bin ich padrona, den Pozzo zurückzunehmen und Franzoni ein Douceur für seine Mühe zu geben, ist man aber mit der Restauration in Stuck zufrieden und ist sie von Sachverständigen approuviert, so verpflichtet sich mir Franzoni, sie mir in Marmor für 250 Skudi zu machen, die ich ihm in drei Rationen, beim Anfang, Ende und in der Hälfte der Arbeit zahle. Auf diese Weise kommt der Pozzo uns freilich auf 400 Skudi zu stehen, allein es ist dann auch eine einzige Sache, und wir müßten ihn in anderen Zeiten, wenn wir es je wollten, fürs Doppelte verkaufen. Ich hoffe, liebster Wilhelm, Du bist mit diesem Arrangement zufrieden.

Das Basrelief aus Massimi, von dem ich Dir letzt schrieb, ist jetzt mein großer Genuß. Der alte d'Agincourt, der wie Du weißt sonst nicht leicht lobt, war ganz außer sich, und wie ich ihm im Vertrauen sagte, es koste auch 100 Skudi, sagte er: „Mais mon Dieu, cela n'est pas payé avec mille." Franzoni, die Künstler, wer es gesehen hat, sagen: „È una gioja, un cameo." Wenn nur Rauch wieder auf den Beinen ist, daß er es zeichnet.

Ich könnte jetzt einen schönen Kauf tun. Der bekannte Faun, der Bacchus, zwei Konsulstatuen, der Scipiokopf, eine Ara und noch ein schlechter Kopf sind von einem Römer für 350 Skudi ge-

*) Römischer Archäolog, seit 1799 in Paris Professor der Altertümer und Aufseher der Sammlungen des Louvre.

kauft worden, und er will sie ums Doppelte verkaufen. Aber bei den Umständen, die Du mir schreibst, scheint es mir doch nicht ratsam, denn Du mußt ja geradezu das Geld borgen und verzinsen. Die Nachrichten, die Du mir über Dein Vermögen gibst, haben mich allerdings sehr erschreckt. Die Maßregel in Polen ist schrecklich und für Tausende ruinös. Ich bitte Dich, mich au courant zu erhalten, denn es ist immer besser man weiß die Sachen, und Du weißt ja auch, ich habe Mut und halte aufs Geld nicht aus Geiz, sondern der Erziehung und Versorgung der Kinder wegen, und des freundlichen Lebens, an dem man einen größeren Kreis Menschen teilnehmen lassen kann, wenn man es nicht so genau herauszusuchen braucht. Von was lebst Du aber eigentlich? Du kannst ja keine Revenuen haben als die erbärmlichen von Papa, da Du mir Dein königliches Gehalt ganz gibst? Auf Deine Tätigkeit und Geschicklichkeit rechne ich ganz, — ich kenne ja beide, wahrlich ist es ein eigen Schicksal, daß beide sofort gleich beim Eintritt ins öde Vaterland in Anspruch genommen werden. Wenn der Krieg wieder ausbrechen sollte, wie man hier allgemein fürchtet, so zittre ich auch für Papas Vermögen. Es ist doch eigentlich hart, so ein solides Vermögen wie Deins und meins war, so auf die Spitze gestellt zu sehen.

Theodors Verse haben mich göttlich amüsiert, sie sind wirklich niedlich und innig, auch die Mädchen sind sehr damit zufrieden und wissen sie schon auswendig. Die Kleinen sind lieblich und werden es täglich mehr. Die werden sich schon an den Mann bringen, wenn sie auch nicht viel Geld haben. Die Adel wird jetzt ordentlich schön. Caroline wird immer eine sehr eigene Tournüre haben und wird in Deutschland gewiß ihre Bewunderer finden, weil sie etwas Ernstes und Sentimentales hat. Rauch sagt mir oft: „verheiraten Sie ja Fräulein Caroline, ehe Adelheid 14 Jahr alt wird, sonst heiratet Adelheid früher, denn um die wird man ja toll.“ Ich meine nun nicht, daß das so arg sein wird, ich hoffe, daß wir

viel Freude an den Kindern erleben werden. Ach Gott, wenn uns nur dies Kleine lebt!

Ich muß hier abbrechen, küsse und umarme Dich und bin ewig Deine treue

Caroline.

55. Humboldt an Caroline

Berlin, 18. März 1809

Ich habe soeben einen langen Brief chiffriert, liebe Li, und bin etwas müde, und freue mich um so herzlicher, nun eine Stunde mit Dir verplaudern zu können. Du wirst Dich über das Chiffrieren wundern, allein Du siehst, ich bin Jean fait tout und noch immer mit dem auswärtigen Departement in Verbindung. Diesmal überraschte es mich indes selbst. Ich schrieb Dir neulich, daß die fremden Gesandten hier gewissermaßen verlassen wären und niemand hätten, an den sie sich halten könnten. Sie sind hierüber endlich ungeduldig geworden und einige haben nach Königsberg gehn wollen. Dort aber will man keine Negotiationen. Der nach Dresden bestimmte Minister Buchholtz und ich erhielten also Mittwoch nacht eine Estafette mit dem Auftrag, dem corps diplomatique anzukündigen, daß der König bald und der Graf Goltz unmittelbar jetzt kommen werde, und dasselbe zu beruhigen. In der Stadt hat dies viel Aufsehen gemacht, und man hat sogar gesagt, daß ich Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden wäre. Allein die Sache ist bloß so, und nur ein einzelner Auftrag, der sogleich aufhört, als, was in wenig Tagen geschehen wird, Graf Goltz kommt. Indes ist's mir lieb, daß man mich noch zu diplomatischen Geschäften und überhaupt viel braucht. Das kann immer wieder aus diesen Mauern herausführen, und das ist immer erfreulich.

Auch wird die neue Sendung eines Nachfolgers nach Rom ganz interimistisch behandelt. Goltz schreibt mir noch neulich: quant à l'interim du poste à Rome, nous tâcherons de l'arranger d'après Vos idées. Es ist also wirklich mit der fortwährenden Herrschaft auf dem Monte Pincio nicht ganz chimärisch, und meine Seele hängt noch sehr daran, wenn man auch hier einige Jahre zubringen muß. Die Rückkehr würde immer äußerst süß sein, und ich träume oft im Wachen und im Schlafen davon. Uhden geht nun bestimmt nie wieder hin. Dazu hast Du, süßes Kind, den entscheidenden Ausschlag gegeben, und Du siehst, wie Du von der Trinità*) aus die Welt hier regierst. Er ist Staatsrat, arbeitet schon jetzt unter mir und alle Triumphe deshalb sind vollkommen.

Ob wir den König wirklich sobald hier sehen werden als es heißt, darüber wage ich nichts zu entscheiden. Seine Absicht ist es gewiß, allein sehr leicht kann etwas auch so noch dazwischen kommen. Die großen Angelegenheiten sind gleich unentschieden. Die meisten glauben jetzt an den Krieg, allein angefangen hat er nicht, und die Ruhe, die noch in Frankreich zu herrschen scheint, zeigt, dünkt mich, deutlich an, daß man gewiß ist, daß noch nicht sobald angefangen wird. Hier bleibt alles gewiß ruhig und neutral. Ich zittre für unsern Briefwechsel, wenn der Krieg ausbricht.

Für die Rechnungen meinen herzlichsten Dank. Briefporto kann seit Neujahr nicht mehr königlich gerechnet werden. Nimmst Du aber keine englischen Stunden, wie Du wolltest? Klavierstunden aber doch immerfort? An den Kindergeschenken ziehe ja den armen Mädchen nichts ab. Wie können die Pferde weniger kosten? Du hast doch nicht verderbliche Projekte? Ich bitte Dich um alles, erhalte fürs erste und bis auf meine ausdrückliche Er-

*) Humboldts wohnten in der Nähe dieses Platzes.

laubnis den Glanz noch. Wenn ich Dich mir nicht mehr in der carretella im Korso herumfahren denken kann, bin ich ganz verloren, und die kleinen hübschen Mädchen mit den Näschen aus dem Wagen heraus, um alles zu sehen.

Von inniger Seele Dein H.

56. Humboldt an Caroline

Berlin, 21. März 1809

Sollteſt Du es denken, Kunth macht ernſtliche Projekte, ſtatt meiner nach Rom zu gehen. Ich habe neulich zu meinem Unglück es im Spaß der Frau vorgeſchlagen, und es iſt unglaublich, beweiſt Dir nur eben, wie beweglich alles iſt, und wie jeder hier weg will, heute ſchreibt er mir einen langen Brief, mir zu beweiſen, daß ich ihn zu der Stelle nehmen müſſe. Mir kommt es ungeheuer vor. Wenn es aber Dich amüſiert, ihn dort zu haben — denn im Sommer wäre er da — ſo ſchreib es mir. Wenn es überhaupt irgend möglich iſt, ſo ſoll keiner den Poſten haben, den Du nicht genehmigt haſt. Das Kind muß allein und eigenmächtig in Rom herrſchen.

Mit der Erziehung, ſehe ich, bin ich viel ſchwächer, als Du, gute Seele. Mich dauerte es ſo ſehr, daß Theodor ſich in ſeiner Penſion mißfiel, er kam mir ſo exiliert aus dem frohen Römerleben, ſo abgeſondert vor, daß es mir oft nachts Kummer machte, und das die erſte Veranlaſſung bei mir war, ihn Laroche zu geben. Jetzt iſt es mir auch in anderer Hinſicht lieb. Sein Charakter bildet ſich beſſer. Es iſt wirklich eine ſehr gute und hübſche Familie, man kann ſich nicht liebenswürdiger, herzlicher und beſſer mit einem Kinde nehmen, als er und ſie und alle im Hauſe mit Theodor tun. Geſtern hat er, wie es das ewige Spiel iſt, Soldat geſpielt

mit vielen anderen Kindern und mich so lange gequält, bis ich ihm habe müssen die Epauletten meiner roten Uniform dazu leihen. Ich kann ihm nichts abschlagen. Wenn ich mit Dir bin, bin ich so schwach nicht gegen die Kinder. Aber ich erinnere es mich auch mit Adelchen, als Du in Paris warst. Sie kommen mir immer so verlassen vor ohne Dich, ich kann sie nicht ohne Mitleid ansehen, und da will ich es denn auf alle Weise gut machen.

Dein Zettel über die Lektion der Kinder ist so ordentlich und hübsch, daß kein Gymnasium mir einen besseren Lektionsplan einschickt. Ich habe sehr lachen müssen, daß ich überall dasselbe Schulmeisterhandwerk treibe. Amati ist eine sehr gute Wahl für die Kenntnisse. Er ist der gelehrteste Grieche in Rom. Adelheids Fleiß entzückt mich, dringe nur darauf, daß Rauch ernstlicher mit ihr zeichnet.

Goltz kommt in wenigen Tagen her. Ich aber fürchte, daß ich werde nach Königsberg gehen müssen. Ich sehe keine Wahrscheinlichkeit, daß der Zauber, welcher die Leute dort bannt, werde sobald gelöst werden und alle Angelegenheiten meines Departements stocken und gehen unordentlich, solange nicht Dohna und ich zusammen an einem Orte sind. Alle aus Königsberg schreiben mir das und mit Recht. Ich wehre mich zwar, so viel ich kann, da mir teils die Reise, teils der Aufenthalt in Königsberg, besonders aber die Trennung von Theodor äußerst fatal sind. Und unsre Briefe nun gar? und in der Zeit, wo ich sie am schnellsten wünschte. Es wäre äußerst traurig. Ich mag gar nicht rechnen, wieviel Meilen es mehr sind. Die Briefe freilich hält es nur sechs bis sieben Tage länger auf.

Von ganzer Seele ewig Dein H.

57. Caroline an Humboldt

Rom, 25. März 1809

Gestern habe ich Deinen teuren und lieben Brief vom 18. Februar erhalten. Es ist mir allerdings ein großer Trost, daß Theodor bei Laroche im Hause ist, und ich will künftigen Posttag auch an Laroche schreiben und ihm für seine Güte danken. So webt doch die Liebe und das echte reine Wohlwollen, das frei von allen Nebenabsichten sich im Menschen bewahrt, ein zartes und doch festes heiliges Band, was sich durch alle Veränderungen und Zeiten hindurchschlingt, daß sich immer etwas Neues und Schönes und Wohltätiges daran anknüpft. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr es mich gerührt hat, daß Laroche so gütig Theodor in seine Familie aufgenommen hat, nur selten kommt's mir vor, daß das, was ich täte, mir andre tun, desto dankbarer bin ich dann auch.

Wegen Koch*) wünschte ich sehr, man könnte ihm helfen, seine Not ist groß, er hat kürzlich eine schöne kleine Komposition für Kohlrausch gemacht in Öl, Lot, dem seine Töchter Wein einschenken. Rauch hat wieder einen Rückfall gehabt, heute hat er wieder Fieber. Ich fürchte eigentlich ernstlich für seine Gesundheit, denn er ist nicht stark und grenzenlos unvorsichtig.

Es freut mich sehr, daß unsere spanischen Manuskripte benutzt werden, aber daß Dein Tagebuch aus Paris in anderen Händen, ist sehr verdrießlich. Du hast es doch zurückgenommen?

Adieu, Teurer, Lieber.

*) Joseph Anton Koch, Landschaftsmaler, geb. 1768, † 1839.

58. Caroline an Humboldt

Rom, 1. April 1809

Ich habe Dir vorigen Posttag nicht geschrieben, woran das Miserere Schuld war, aus dem ich zu spät und mit anderen Leuten nach Hause kam, die dann bei mir blieben, weshalb ich Dich, teuerstes Herz, recht sehr um Verzeihung bitte. Der gestrige Posttag brachte mir endlich wieder Briefe von Dir. Nummer 29 fehlt mir noch. Ich vermute aus einer Stelle Deines Briefes, daß darinnen einer für Zoëga liegen wird. Es hat so etwas tief Bewegendes für mich in dem Gedanken gelegen, daß Du ihn solange lebend noch denken mußtest, wie er schon nicht mehr war. Ich höre jetzt von Akerblad*), der seit sechs Tagen hier angekommen ist, daß Zoëga oft gegen ihn geäußert hat, er wolle bei der Pyramide begraben sein. Sein Wunsch, den er meines Wissens gegen niemand sonst geäußert hat, ist nicht erfüllt worden. Er ist in die dunkle Kirche St. Andrea delle Fratte beigesetzt worden und nach Jahren kommt einmal gewiß auch wieder eine dunkle Nacht, wie die war, wo wir die vielen Särge auf dem Platz verbrennen sahen. Erinnerst Du Dich wohl? Aber dann sind auch wir nicht mehr da. Mögen wir nur bei der Pyramide liegen!

Ich schrieb Dir, glaube ich, nicht von der Beleuchtung der ganzen Stadt am 20. und 21., dem Fest der Thronbesteigung des Papstes. Sie hatte durch ihre Allgemeinheit wirklich etwas Rührendes. Kein Winkelchen, kein Gäßchen war unerleuchtet geblieben. Piazza Navona war das Brillanteste. Die Fontana Trevi hatten die Facchini des Platzes erleuchtet und dazu Beiträge von den Vorübergehenden eingesammelt und mit großer Gewissenhaftigkeit dazu verwendet. Ebenso hatten es die Facchini des spanischen Platzes gemacht und die Treppe sah sehr abenteuerlich aus.

*) Siehe S. 108.

Habe ich Dir gesagt, daß Lucian*) eine sehr schöne, bekleidete Minerva, der nur der Kopf fehlt in Cassino gefunden hat? Er hat 150 Arbeiter angestellt und läßt sein ganzes Terrain umwühlen. Mein zuletzt gekauftes Basrelief erregt die größte Aufmerksamkeit. Es ist unstreitig, nächst den Torsen, das schönste, was wir haben. Akerblad ist auch vor Verwunderung stehen geblieben. Es ist noch ein Trost, daß er hier ist, aber an die gründliche, stille Kenntnis von Zoëga reicht er nicht von fern. Er ist gleich mit den Sachen ins Reine. Hätte Zoëga gelebt, er hätte einen Traktat über den Pozzo geschrieben, das war seine Absicht.

Die endliche Entscheidung unseres Schicksals sah ich voraus und daher hat Dein Brief vom 28. Februar nichts Frappierendes für mich gehabt. Aber desto trauriger. Ich kann die Berge, die Ruinen, die Pyramide, unsere Gräber dort, ich kann die Campagna von Rom, die Straßen, nichts kann ich ansehen, ohne daß es mir nicht einfällt, wie schön wir doch alles zusammen genossen. Erhalte Dich nur, mein teures Herz, in frischem Lebensmut. Ach, alle Menschen werden Dich dort lieben wie hier, wo alles untröstlich ist, Dich fürs erste wenigstens gewiß nicht wiederzusehen. Daß Uhden höchstwahrscheinlich nicht an Deine Stelle kommt, ist gewiß gut. Nicht Neid hat mich verleitet es abzuraten, wenigstens nicht persönlicher, denn freilich beneide ich jeden, der herkommt, aber ein gewisser Respekt und höhere Delikatesse vor denen, die unglücklich sind.

Rauch ist noch immer bettlägerig, wenn ich nicht hiergewesen wäre, weiß ich nicht, was aus dem armen Menschen geworden wäre.

Adieu, teures Wesen.

*) Lucian Bonaparte, Bruder Napoleons.

59. Humboldt an Caroline

Berlin, 1. April 1809

Es tut mir sehr leid, liebe, teure Seele, Dir sagen zu müssen, daß ich vermutlich in sehr wenig Tagen nach Königsberg reisen muß. Goltz ist gekommen, und es wird sich nun entscheiden. Auf keinen Fall bleibe ich jedoch lange, ich denke vier bis sechs Wochen aufs höchste. Ich reise ganz allein, bloß mit meinem Bedienten. Die Gräfin Goltz, die nur sechs Tage von Königsberg unterwegs war, sagt, daß sowie man von hier über die Weichsel kommt, noch alles in Schnee und Eis starrt. Welch ein Land, gegen das Berlin und Tegel Italien sind! Wenn der Mensch einmal das Gute verläßt, muß es mit ihm immer schlimmer werden, das fühle ich recht lebendig.

Das Buch von Arndt will ich gewiß lesen. Ich hatte es schon einmal in Erfurt bei der Recke in Händen, allein der Anfang gefiel mir nicht und ich ließ es liegen. Wohl, liebe, teure Seele, wirst Du Dir nie einen Vorwurf zu machen haben, wie leise er auch sei. Du bist das Reine des Reinen, und gewiß muß das das allgemeinste Urteil sein, was alle über Dich aussprechen. Es ist auch das, was sich so vorzugsweise in Deinen Zügen und Deinem Auge ausdrückt, himmlische Reinheit und ruhig milder Ernst.

Bist Du mit einem Mädchen zufrieden, so bin ich es gar sehr. Ich ziehe die Mädchen sogar vor. Sie sind lieblicher und leichter zu erziehen, und das Verhältnis eines Vaters zu Töchtern hat etwas sehr Hübsches, das selbst durch die Scheidewand, welche das Geschlecht setzt, noch erhöht wird.

Die Leute in unserm Rechnungsbuche kannst Du nicht alle tilgen. Fernow kannst Du streichen und ebenso Levetzow, diesen weil er bezahlt hat, jenen weil er nie bezahlen wird. Ich habe aber doch das Vergnügen gehabt, förmlich zum Besten seiner Kinder zu renunzieren. Hardenberg und die Sartoris (er ist tot) sprechen vom Bezahlen, aber erfolgt ist nichts bis jetzt.

Wieviel Schillers Kinder mögen zusammen bekommen haben, weiß ich nicht genau, 6—8000 Taler gewiß.

Du bist sehr gut, liebes Herz, daß Du mich nach meinem Kaffeetrinken fragst. Ich trinke manchmal Kaffee, manchmal Milch. Du weißt, daß ich die letztere immer sehr liebte. Dann ist der Kaffee auch sehr teuer, und ich habe doch immer mit aller eingeschränkter Lebensweise sehr viel Ausgaben, das weiß der Himmel.

Ich schrieb Dir schon neulich von dem neuen Silberedikt. Man muß gegen Münzscheine verkaufen oder stempeln lassen und das Lot mit sechs Groschen besteuern. Ich mache es nun so, ich verkaufe das Necessaire und wende die Münzscheine an, das übrige zu besteuern. Mit barem Gelde alles zu besteuern, ist mir jetzt unmöglich. Das Necessaire verkaufe ich freilich ungern, um so mehr, als es eigentlich Dir zugehörte, allein ich bin gewiß, Du billigst es doch.

Ich schrieb Dir, denk ich, einmal von den Gehaltsabzügen, die man erleiden sollte. Dies ist abgeändert. Sie sind jetzt freiwillig, nur so, daß ein Minimum, was man notwendig sich abziehen lassen muß, bestimmt ist. Dies Minimum ist für meine Besoldung fünf Prozent, wenn ich daher zehn gebe, bin ich schon sehr generös. Aber das muß man auch tun. Du glaubst nicht, was die Besseren hier jetzt patriotisch sind. Kunth gibt von seiner Armut sechs Prozent statt drei, die er geben müßte.

Daß Caroline wirklich in Rom konfirmiert wird, wo sie nicht zum Abendmahl gehen kann, scheint mir nicht nötig, auch nimmt man hier vielleicht Graß' Zeugnis nicht an. Den wahren Nutzen stiftet der Unterricht, und der hat sehr gut auf Carolinen gewirkt, zur Konfirmation wäre auch noch hier Zeit. Bist Du manchmal bei den Stunden zugegen, liebe Seele?

Lebe innigst wohl, teures, einzig liebes Herz.

Ewig Dein H.

60. Humboldt an Caroline

Berlin, 4. April 1809

Ich muß nach Königsberg, liebe Li, so ungern ich es tue. Meine Reise kann nützlich sein, verlaß Dich auf meine Tätigkeit und meinen guten Willen, in vier bis sechs Wochen bin ich vermutlich wieder hier. Glaube, liebe, teure Seele, daß ich nicht länger wegbleiben werde, als höchst nötig sein wird. Aber die Pflichten, die man mit einem Posten übernimmt, gehen vor; wie so unendlich froh bin ich, Dich jenseits der Alpen zu wissen. Hier müssen erst Krisen vielfach vorüber sein, ehe man sagen kann, wie es eigentlich sein wird.

In Königsberg stand noch vor wenigen Tagen das Thermometer 15 Grad unter Null. Um den Frühling komme ich dies Jahr vermutlich, allein da es nur ein hiesiger Frühling ist, mache ich mir wenig daraus. Ich sehe die Kälte einmal als die eigentliche Natur hier an und frage nun nicht mehr danach. Ich gehe vermutlich, damit Du ungefähr mir in Gedanken folgen kannst, nach Frankfurt, wo ich auf der Universität allerlei zu tun habe, dann weiter mit nicht mehr Aufenthalt, als die Besuchung einiger Schulen notwendig macht, nach Königsberg. Dort soll es fürchterlich langweilig sein. Die Leute essen schlecht und lachen gar nicht, und dabei macht man nichts Vernünftiges. Nur aus Heiterkeit und Wehmut entspringt das Wahre und Gute, aber da scheint ein kalter, trockener und uninteressanter Ernst zu herrschen. Einige dort hoffen auf mich und erwarten mich mit Ungeduld, andere tun vermutlich das Gegenteil, ich werde sehen, was für mein Fach zu tun ist. Mit Ruhe, Besonnenheit und Gewandtheit läßt sich auch unter ungünstigen Umständen viel ausrichten. Den römischen Posten lasse ich, womöglich vor dem Herbst nicht besetzen. Es haben sich außer Kunth gemeldet Scholtz [?], der schon absolut als mein Sekretär mitgehn wollte, und Graf Lehndorff. Ich beschütze einen jungen

Büsching*), der die Nibelungen herausgegeben hat, sich mit altdeutschen Sachen beschäftigt und gern auf dem Vatikan arbeiten will. Doch suche ich ihn erst näher zu kennen, ehe ich ihn empfehle. Sein Äußeres ist gefällig. Goltz protegiert Scholtz, aber es scheint angenommen, daß ich die Stelle vergeben soll, und ohne mich geschieht's schwerlich. Sage mir ja mit umgehender Post, was Du willst, ich richte mich sehr danach. Scholtz ist verheiratet, Lehndorff kränklich. Allenfalls könnte Büsching Lehndorffs Sekretär sein.

Mit den polnischen Geldern ist seit heute ein großer Strahl von Hoffnung. Alexander ist durch den König von Sachsen ausgenommen von der Maßregel des Arrests, und da mein Vermögen mit Alexander seinem so nahe zusammenhängt, so hilft das indirekt auch uns. Überhaupt, liebe Li, es ist sehr traurig, daß wir nicht beisammen sind, ich bin unendlich schwermütig manchmal gestimmt, aber unnütz bin ich hier nicht, auch nicht für uns. Ich bin unaufhörlich tätig. Es ist ein wunderbares Schicksal, daß der Anfang unseres Zusammenlebens so ruhig und schön war und das Ende so gestört wird. Aber Ende ist auch ein eigenes und wunderbares Wort. Wir sind, denk ich, nun in der Mitte, und ein froher Abend schimmert noch für uns in Rom. Das ist meine ewige, ewige Hoffnung.

Ich war heute in einer Schulmeisterprüfung, wo ich ein Lied wählen mußte zum Singen. Ich habe singen lassen: „Sink immer hin mein Leib in Staub". Das ist doch jetzt die natürliche Stimmung der meisten Menschen. Die Frauen und selbst Mädchen hier zeigen sehr viel Charakter und Geist. Noch gestern habe ich einen Brief von einer Anonyma gelesen, in dem

*) Johann Gustav Büsching, geb. 1783, † 1829, um deutsche Kunst und Altertumskunde verdienter Schriftsteller, später Professor der Altertumswissenschaften.

sie die hiesige Garnison ermuntert, sich lieber kleine Garnisonen auszubitten, und von der Nichtigkeit Berlins und den ehemaligen Gensdarmes spricht, ich schwöre Dir, unendlich geistvoll und gut.

Von inniger und tiefer Seele Dein und der kleinen, holden Mädchen und der guten, großen Li H.

61. Humboldt an Caroline

Berlin, 8. April 1809

Ich schreibe Dir noch einmal von hier, teure Li. Ich soll in zwei Stunden im Wagen sitzen und bin noch von Besuchern belagert und in Papieren vergraben. Theodor und Hellmuth*) sind bei mir und haben bei mir gegessen. Es sind treffliche Knaben. Theodor quälte mich vor einigen Tagen sehr, ihm einen silbernen Becher zu schenken, der noch hier war, und ich tat es. Hellmuth hatte auch einiges Silber. Nun sind sie zusammen allein auf die Münze gegangen und haben ihr ganzes Silber, jeder einen Becher und Hellmuth noch ein paar Teelöffel und Theodor einen silbernen Bleistift zum patriotischen Geschenk gemacht, aber ausdrücklich gesagt, daß man sie in den Zeitungen nicht nennen soll.

Es ist heute sehr hübsches, obgleich kaltes Wetter. Jenseits der Weichsel starrt noch alles in Eis und Schnee. Die Kastanienbäume schlagen da im Julius aus. In Blüten hat man einen im September gesehen.

Verzeih heute meine Kürze, aber ich kann nicht mehr. Ewig mit inniger und einziger Liebe Dein H.

*) Hellmuth v. Laroche.

62. Caroline an Humboldt

Rom, 12. April 1809

Ich bin wieder wohl, mein teures Herz, es war letztens nur ein Übergang.

Wegen Deines Vermögens in Polen sage ich gar nichts, denn niemand wird das Mögliche so gut besorgen wie Du, aber hart ist es sehr. Der arme Rittmeister*) mit den vielen Kindern, und Alexander! Wo sind denn die großen Schätze, die aus den Werken kommen sollten? Ich fürchte, die sogenannten Freunde kosten ihm in Paris noch ungeheuer. Wir kennen ja seine Gutmütigkeit. Er ißt trocken Brot, damit jene Braten essen.

Über Kunth weiß ich nichts zu sagen, Du mußt wissen, ob er zu den Geschäften taugt, im ganzen auf lange glaube ich nicht, daß Rom ein Ort für Kunth wäre, er hängt doch so an allem Zeitlichen und am Tand dieser Erde, aber ein paar Jahre hielt es wohl vor, doch verlörest Du ihn dort. Ich, verzeih, kann nichts entscheiden. Ein gewisses Gefühl von Schicklichkeit und Respekt vor dem Unglück des Höheren hier hat mich verleitet, über Uhden das zu sagen, was ich gesagt habe, es lag etwas Empörendes darinnen.

Die lieben Kleinen und Caroline sind recht wohl. Akerblad hat Carolinen gefragt, ob er ihr Stunden im Türkischen oder Arabischen geben solle, ihr Sprachtalent macht große Sensation.

Ich weiß nicht, es ist mir besonders un[heimlich], wenn Du nach Königsberg mußt, es ist so tief im Norden, ich war nie da, die Phantasie bindet sich an nichts mehr. Für Theodor bin ich bei Laroche nicht besorgt. Gegen das Schicksal kann niemand, aber so tief es mich auch getroffen, vernichten wird es mich ja doch nicht wollen.

Das finde ich einen schönen und sehr zweckmäßigen Gedanken,

*) Vgl. S. 107.

die Schulen nur von der Nation abhängig zu machen. Du Guter, Lieber haſt aber gewiß ſchrecklich zu tun.

Ewig Deine Caroline.

63. Caroline an Humboldt

Rom, 15. April 1809

Wie herzliche Freude habe ich geſtern durch Deinen Brief gehabt, der ſo unendlich lieb und gut war. Ach freilich, das ſind ſie alle, und ich habe keine innigere Freude, weiß der Himmel, als von Dir und Theodor zu hören. Ich kann mir gar nicht vorſtellen, wie Du mit abgeſchnittenen und in die Stirn gekämmten Haaren ausſiehſt, denn Du Gutes, Liebes, mit den Haaren war es ja doch längſt nur ein Scherz, oder Du mußt ſie wie Kohlrauſch von den Flanken nehmen, um das Zentrum zu decken. Für das Abſchaffen des Zopfes wäre ich wohl auch, will Dich aber auch mit dem Zopf lieb haben.

Die Nichtwiederkunft des Hofes hat wohl mit den jetzigen Umſtänden und Furcht vor den Unruhen in der Nachbarſchaft zu tun? Es iſt mir aber leid um Dich, und muß eine große Stockung in den Geſchäften hervorbringen, und beſonders da Du neue Einrichtungen zu machen haſt. Alles, was Du mir über Muſik, die Veränderungen und Einrichtungen ſagſt, die Du zu machen denkſt, hat mich lebhaft intereſſiert und tief gerührt. Du haſt, und das iſt einzig ſchön in Dir, immer die würdigſte Anſicht aller Dinge und gehſt in alles gleich tief durch den Verſtand ein, wenn Dir ſelbſt die Beweglichkeit einiger Senſationen, wie nun z. B. hier bei der Muſik, nicht ſo ſtark gegeben iſt, wie vielleicht andern Menſchen. Das iſt mir eigentlich nie in meinem Leben, bei keinem Menſchen vorgekommen. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich gemacht habe. Ich bin ſeit einigen Tagen ſehr dumm.

Die Li ist jetzt ganz besonders zärtlich mit mir und hält das ganze Haus in Zucht und Ordnung, z. B. da ich einmal nach Tisch schlafen muß, so treibt sie alles hinaus, riegelt und schließt mich ein und setzt sich in die blaue Stube hin und bewacht die Kinder. Kohlrausch nennt sie daher auch immer meine Leibgarde.

Adieu, geliebtes, teures Herz, fasse ja Mut, es wird alles, alles gut gehen. Theodor hat mir ja auch schon Namen zugeschickt, der liebe Junge. Die Mädchen grüßen und küssen. Die Adelheid wird täglich schöner, sie gewinnt einen eigenen Reiz und eine himmlische Gestalt.

Addio anima mia.

Dritter Abschnitt.

Aufenthalt in Königsberg bis zur Urlaubsreise auf die Dacherödenschen Güter

14. April bis 5. Dezember 1809

64. Humboldt an Caroline

Königsberg, 14. April 1809

Du hast aus meinem letzten Brief gesehen, liebes Herz, daß ich am 8. abends um 11 Uhr aus Berlin ausreiste. Wege und Postpferde waren ungeheuer schlecht, und so bin ich, obgleich ich Tag und Nacht unausgesetzt gefahren bin (drei Stunden ausgenommen, die ich mit den Frankfurter Professoren zugebracht), doch erst gestern um drei nachmittags hier angekommen. Ich bin sehr wohl und habe gleich gestern viel Besuche gemacht, mich auch die Nacht schon gut ausgeruht. Aber welche horreur, diese Stadt! Welche Wirtshäuser! welch Essen! Es wird immer, immer schlimmer mit mir, liebe Seele, aber hier muß denn doch der Gipfel sein. Der Weg ist abscheulich; Himmel und Sand, Spuren der Verwüstung auch nicht wenig. Von Marienwerder an wird das

Land etwas hübſcher, höhere Hügel, mehr Laubholz und viel Seen und Waſſer. Das Meer ſieht man nicht, bloß das Haff, das noch ganz in Eis ſtarrt. Dohna iſt gleich eine viertel Stunde nach meiner Ankunft bei mir geweſen. Er iſt gut wie ein Kind und hat eine kindiſche Freude mich zu ſehen. Ich habe ihm verſprechen müſſen, immer bei ihm zu eſſen, was ich gern tue. Prinz Wilhelm*) (die Frau ſah ich noch nicht) und Radziwills**) waren auch ſehr artig. Den König habe ich noch nicht geſehen. Die alte Voß***) iſt indigniert über dieſe Reſidenz. Sie hat mir ausdrücklich geſagt, Dir zu ſchreiben, daß Du ja nicht aus Rom in dieſe Hundekälte kommen möchteſt. Für meine Geſchäfte war die Reiſe hierher ſo nötig, daß ich ſchon alle dieſe Schrecklichkeiten ertragen muß. Dann weißt Du, daß ich mich leichter durchwinde. Die Sehnſucht nach Dir, mein teures, ſüßes Herz, iſt ja von jedem Ort aus gleich. Aber Dein Bild iſt auch hier ſchon auf meinem Schreibtiſch. Das Arme! muß ſo durch Schnee und Eis reiſen, und die unſchuldigen kleinen Mädchen ſtehen immer mit ihren Blumen ordentlich rührend da. Von Theodor ſo weit zu ſein, tut mir mehr leid, als ich glaubte.

Teurer iſt es hier unendlich, viel mehr als in Berlin. Allein ich werde in den Wochen, die ich hier bin, doch nicht viel ausgeben. Quartier und Eſſen koſten mich nichts, denn das Quartier muß mir die Stadt geben. Ich werde gleich jetzt das mir angewieſene beſehen. Es ſoll ganz hübſch ſein, Generalleutnant Tauentzien hat darin gewohnt.

Die Poſt geht hier auf eine lächerliche Weiſe, des Morgens um

---

*) Prinz Wilhelm, Bruder Friedrich Wilhelms III., deſſen Gemahlin Marianne, Prinzeſſin von Heſſen-Homburg, eine Schweſter der Fürſtin von Rudolſtadt war.

**) Fürſt Anton Radziwill hatte Prinzeſſin Luiſe von Preußen, eine Tochter des Prinzen Ferdinand zur Gemahlin. Siehe S. 81.

***) Siehe S. 38.

10 Uhr, und ich habe ein wenig lang geschlafen, also verzeih mir, wenn ich hier abbreche. Wie wird es jetzt mit unsern Briefen gehn!

Scholtz war schon heute, als ich im Bett lag, hier. Er hat gestern meinen Brief vermutlich bekommen, wo ich ihm alle Hoffnung, den römischen Posten zu kriegen, benahm. Er dauert mich fast. Aber ich bin unerbittlich. Einen jungen Herrn v. Marwitz*), der viel Griechisch weiß und der ausgezeichnetste junge Mensch ist, den ich hier kenne, hätte ich gern geschickt. Er hatte die größte Lust, und hat mich doch gebeten, nichts zu tun, er tut aus wirklich sehr edlen Gründen Verzicht darauf. Überhaupt findet man durch jung und alt, Männer und Frauen doch noch viel Sinn, der durch Eigentümlichkeit und Trefflichkeit interessiert und freut. Ohne das hielte es niemand hier aus. Über die Länge meines Aufenthalts kann ich noch nichts bestimmen. Sobald ich meine Absichten für mein Departement erreicht habe (denn um etwas anderes bekümmere ich mich schlechterdings nicht), gehe ich wieder zurück.

Leb innigst wohl, teure, geliebte Seele.

Ewig Dein H.

65. Humboldt an Caroline

Königsberg, 18. April 1809

Das Leben hier, teures Herz, ist bis jetzt wenig angenehm und kann es in dieser Stadt schwerlich je sein. Sie ist häßlich, kleinstädtisch, teuer, geschmacklos, alles was sich irgend sagen läßt, und doch muß man sie noch dazu hübsch finden, wenn man nicht alle Leute aufs empfindlichste kränken will. Der Hof hält sich eingeschlossen, in der Stadt ist wenig oder keine Geselligkeit, und der Gang der Geschäfte und Verwaltung ist so bunt

*) Siehe S. 102.

und kraus, daß man wenig davon begreift. Gleich ein Tag nach meiner Ankunft habe ich beim König gegessen, nach Tisch ließ er mich allein rufen und hat ein langes und sehr ernsthaftes Gespräch mit mir gehabt. Eindruck hat es auf ihn gemacht, das weiß ich, weil er es am Abend zweimal zitiert hat. Ob aber mehrere andere folgen werden, weiß ich darum nicht. Das Departement, das ich habe, liegt zu fern von den Hauptzweigen der Verwaltung, als daß er oft genau daran denken sollte. Er selbst hat viel gesprochen, und mit sehr gesundem, richtigem Blick, viel Zusammenhang und einem eigenen Scharfsinn in Behauptung seiner Meinung. Unter den Ministern, den Geheimen Staatsräten und anderen Bureaus ist hier ein eigenes und für den Augenblick belustigendes, hernach aber verdrießliches Treiben. Die neue Verfassung ist halb ausgeführt, und die andere Hälfte scheuen sich die Minister auszuführen. Bei viel anscheinender Einigkeit arbeitet nur einer gegen den andern, und mir haben, als einem neuen Ankömmling, alle ihr Herz ausgeschüttet und mir mehr oder weniger eine Koalition angeboten. Dohna, behaupten viele, werde sich nicht lange zu halten vermögen. Ist das, so gehe ich nach Rom zurück, oder komme ins Ministerium. Ein drittes gibt es sonst für mich dabei nicht. Ich laviere daher jetzt auch mehr als je, um den römischen Posten noch unbesetzt zu lassen. Ach, es wär ein wunderbares Glück, wenn das Schicksal mich noch so bald in deine Arme zurückführte. Denn sonst, fürchte ich, kann unsere Trennung noch sehr lang sein. Obgleich der Krieg noch nicht ausgebrochen ist, so haben wir heute hier die Proklamation des Erzherzogs Karl vom 6. April erhalten, die so gut als eine Kriegserklärung ist. Dann ist aller Weg von Italien nach Deutschland gesperrt und wer weiß, ob nicht dann auch das nördliche Deutschland selbst beunruhigt wird. Dabei verzögert sich, wenn Krieg wird, die Rückkunft des Königs nach Berlin, und Königsberg ist wirklich abscheulich. Indes rechne ich noch immer

auf unser Glück, und sehe ich, daß ich unter diesen Umständen nicht meinem Fach hier nützlich sein kann, so benutze ich die erste sich darbietende Gelegenheit loszukommen.

Soeben erhalte ich Deine beiden inniglieben Briefe vom 15. und 18. März. Sie haben mich unaussprechlich glücklich gemacht. Beide sind so lieb und gut, und der vom 18. über das Museum so klug, daß der König nur Dich zum Gesandten machen sollte.

Des armen Rauch ewiges Kränkeln tut mir sehr leid. Es wird mir immer gewisser, daß er nicht mehr lange lebt. Doch wird er in Rom sterben, und das ist unendlich viel. Das Basrelief aus Massimi ist wahrscheinlich das der Parzen. Wann werde ich es sehen! Wir müssen etwas ans Museum wenden. Es ist ein schöner Besitz, und wollte man es einmal veräußern, ein wirklicher Reichtum. Aber wir tun das schwerlich. Schon von der einen Grazie hätte ich mich höchst ungern getrennt, und nun von dem vielen und Großen, das seitdem und jetzt unter Deiner Herrschaft dazu gekommen. Wenn wir nur für den Augenblick mehr bares Geld hätten, so machte ich sehr gern den Kauf, von dem Du schreibst. Sehr dafür bin ich. Aber, daß ich es jetzt borgen muß, ist freilich wahr. Ich werde sehen, ob sich vielleicht doch hier eine Gelegenheit zu der Summe fände, die nicht zu ruinös wäre.

Wie kannst Du Dir einbilden, liebste Seele, daß ich je, auch nur in Gedanken, über den Pozzo mit Dir oder Rauch gescholten hätte! Ich frage nur öfter danach, weil er mich sehr interessierte, und weil auch Rauch ordentlich mit Hohn immer verzweifelte, daß es mit dem Pozzo zustande kommen könnte. Die Einrichtung, die Du jetzt gemacht hast, und der Kontrakt sind vortrefflich. Kein Mensch hätte es besser gemacht, und Du wirst sehen, daß das in Rom und Paris Aufsehen erregen und Deinen Namen verherrlichen wird. Überhaupt jammere ich bloß, Dir nicht mehr Geld schicken zu können. Sonst wüchse das Museum gewiß noch sehr.

Allein trotz unserer Armut laß ja nicht ab, ich bitte Dich herzlich, immer noch etwas zu tun. Der Kauf des Basreliefs zeigt, daß es immer noch möglich ist, für wahre Kleinigkeiten etwas zu tun. Es kommt nur darauf an, den Geschmack am wahren Großen zu haben, den Du hast und der den übrigen fehlt, um beim Schönsten selbst gar keine Konkurrenz zu haben.

Daß ich Dir nicht gleich heute einen Vermögenzustand schicke, mußt Du mir ja verzeihen; es ist mir heute nicht möglich. Ich schreibe Dir gewiß immer alles, liebe Li. Ich kenne Deinen Mut, und man kann nicht menschlicher und schöner über Vermögen und Lebensgenuß schreiben, als Du tust. Überhaupt kann ich Dir nicht beschreiben, wie glücklich mich Dein letzter Brief gemacht hat. Er ist so ruhig, klug und liebend geschrieben, wie keine Frau der Welt mehr schreibt. Harre nur aus, teures, liebes Wesen. Denk nur nicht an Weggehn. Die Zeiten bleiben nicht so wie sie sind, glaube mir. Solange der König zwischen Berlin und Königsberg schwankt, gibt es für Dich keine bleibende Stätte hier. Im Herbst sehen wir klarer. Es zerreißt mir das Herz, wenn ich so für unsere Trennung sprechen muß. Ich sehne mich so unglaublich nach Dir. Aber wie auch alle Dinge gekommen sind, kann ich nicht mißbilligen, weder daß ich von Rom wegging, noch daß ich hier blieb. Die drei Mädchen sind jetzt meine liebsten und frohsten Gedanken. Sie wachsen schön auf unter Deiner Leitung und Pflege, und für sie, denke ich, bereitet sich auch jetzt eine bessere Zukunft. Die Stürme können nicht ewig dauern. Wieviel Vermögen wir ihnen retten ist allerdings ungewiß. Allein die Menschenkraft und der Menschensinn schaffen sich immer, vorzüglich in Frauen, ein eigenes und oft viel reicheres Leben, als man sonst mit wer weiß welchen Mitteln erlangt.

Ewig Dein H.

66. Humboldt an Caroline

Königsberg, 21. April 1809

Der Krieg, liebe Li, zwiſchen Frankreich und Öſterreich iſt nach der bei Abgang des Erzherzogs Karl und des Kaiſers aus Wien ergangenen Proklamation ſo gut als erklärt, und ich bin daher nicht wenig um unſern Briefwechſel beſorgt. . . .

Ich bin nun acht Tage hier und es geht mir ſehr leidlich. Das Klima iſt viel ſonderbarer als in Berlin. Vorgeſtern war auf einmal wahre Sommerwärme. Heute iſt's wieder rauh, und vom Schnee, der noch kommen wird, reden die Leute mit vieler Gemütlichkeit. Ich ziehe in ein Haus, das weit entlegen iſt, aber einen hübſchen Garten hat und nicht weit vom Strom iſt. Die Einſamkeit iſt mir lieb, und die Bewegung, die ich davon gezwungen habe, geſund. Dabei iſt der Strom mit jetzt nicht ſehr vielen, aber doch immer noch zahlreichen Schiffen das ſchönſte hier. Ich habe neulich ein ziemlich großes Schiff vom Stapel laufen ſehen. Es ſieht ſehr hübſch aus. Ich ſtand mit vielen Menſchen gegenüber. Im erſten Augenblick geht das Schiff ſo tief, daß man denkt, es erreicht den Grund, und das Schäumen des Waſſers um den Schnabel iſt ſehr maleriſch. Aber hernach ſetzt es ſich ins Gleichgewicht und rennt ſo ſchnell und keck gegen das jenſeitige Ufer, daß die Menſchen aus Furcht, als würde es auflaufen, ſich zurückzogen.

Ich habe dabei an unſere Stettiner Reiſe gedacht. Wieviel ſchöner war damals alles. Ach, liebe Li, ich klage ungern, doch iſt nicht zu leugnen, daß unſer Schickſal jetzt ſehr trüb iſt, Du kannſt nicht kommen, ich nicht gehen. Der Krieg iſt ein neues, furchtbares Hindernis für alles. Am meiſten kümmert mich jetzt das nächſte, Deine Niederkunft. Wenn Du dieſe Zeilen bekommſt, liegt Dir das Kleine ſchon im Arm. Wenn nur Kohlrauſch auf mehreren Wegen ſchreibt, um mir den Brief gewiß zuzubringen. Aber die entſetzliche Ferne!

Die Königin war, als ich sie neulich sah, sehr bewegt und weinte. Sie hat mich unbeschreiblich gütig empfangen. Sie ist noch recht schön, nicht zu stark, und nur so viel Spur der Zeit und des Kummers, als den Ausdruck rührender und interessanter macht. Sie hat viel nach Dir gefragt.

Mein Leben ist jetzt noch nicht recht eingerichtet. Ich hoffe es aber dahin zu bringen, daß ich einsame Muße habe, nach der ich mich unendlich sehne. Ich schließe mich darum, soviel ich kann, in einen engen Kreis ein, die Gedanken bleiben doch immer das Beste und Höchste, und mein Leben muß bleiben, was es einmal gewesen ist: Beschauen und Nachdenken. Ein lebendiges Bild der Welt gehörig in Einheit gebracht, mit sich wegnehmen, ist vielleicht überhaupt das beste, was der Mensch tun kann, und mir insbesondere ist nichts so angemessen, so durch meine Natur selbst aufgegeben. Was irgend geschehen und auftreten mag in der Welt, findet sich in Grund- und Urideen wieder, wie in ewigen vorbereiteten Bildern, und kein Studium erschöpft je, wie aus jener Einheit die Mannigfaltigkeit hervorgeht und in sie wieder reicher zurückkehrt. Das unmittelbare Ergreifen der Idee im Wirklichen, dies wahre Erblicken des Geistes im Körper, ist zwar in einigen leichten Fällen allgemein genug, aber in seinem ganzen Umfang, in seinem tiefen Wesen so selten, daß es den meisten nur mystisch und lächerlich vorkommt, und doch ist das wahre Begreifen der Welt, die einmal aus beiden besteht, nur durch diesen Sinn möglich. Ebenso das Begreifen des Charakters und der Individualität. Mein Aufenthalt in Deutschland hat mir wieder sehr viel hierin genützt. Die Art, wie man hier ist, ist mir sehr neu und überraschend gewesen. Unleugbar hat sich alles sehr verändert, und ich wage zu sagen, zum Besseren. Es mag sein, daß es einmal meiner Natur gemäß ist, wenn auch nicht nur immer das zu sehen, aber doch das herauszuheben, woran sich Hoffnungen

anknüpfen lassen; allein es ist doch gewiß durch alle Stände mehr Hinneigen und mehr Hängen zu und an Ideen, es ist daher auch für alles, was auf Ideen beruht (und es ist wieder sehr allgemeine Stimmung, alles daran zu knüpfen), also für Wissenschaft und Kunst mehr zu erwarten. Das physische Unglück hat allenfalls freilich die schriftstellerische Tätigkeit etwas gelähmt, allein nicht die intellektuelle bei den Menschen überhaupt. Diese vielmehr hat, ich sage nicht durch, aber trotz jener Widerwärtigkeiten, durch den Fortschritt der Zeit und das Nachwirken des früher Geschehenen zugenommen. Das zu beobachten ist eigentlich, was mich seit meinem Eintritt in Deutschland am meisten und angenehmsten beschäftigt. Geisteseigentümlichkeit und Mannigfaltigkeit ist hier überall, im Auslande weniger, auch nicht für den Fremden immer gleich bemerkbar. Aber darum Deutschland interessanter fürs Leben darin zu nennen als zum Beispiel Rom, bin ich sehr entfernt. Das eigentliche Leben ist doch nur in den Ideen und im Idealen, wenn es nicht zu fromm und mystisch klänge, in Gott und dem Himmel. Und in diesen lebt man rein und unmittelbar dort, ohne der mühsamen Leiter sogenannter geistiger Individualität zu bedürfen. Harmonie und Schönheit in der leblosen Natur und im Menschen in dem, was nicht auf einzelnen Ideen beruht, sondern sich in Gestalt und Leben selbst ausspricht, versetzen unmittelbar dahin. Dabei bleibt der Geist ruhiger und heiterer, minder verwirrt durch einzelnes, und ist, ohne selbst nur einer Kraftäußerung gewahr zu werden, höheren Schwunges fähig. Darum segne ich ewig fort das Geschick, das Dich noch da läßt.

Ich muß schließen, teure Seele. Ewig mit inniger Liebe Dein

H.

67. Humboldt an Caroline

Königsberg, 25. April 1809

Es ist 5 Uhr, liebe Li, und ich denke mir Dich noch in Deinem großen, schönen Bett. Ich wohne hier sehr freundlich. Ich habe rund herum eine freie Aussicht, und zum Teil eine barocke, da Königsberg auf Hügeln gebaut ist, und ich z. B. über den Dächern aus einem meiner Fenster noch ganze Häuser hervorragen sehe. Die Leute behaupten daher auch, es hätte eine Ähnlichkeit mit Rom. Das ist aber, wie die Li sagt, nur ein feierlicher Ausdruck, das weiß Gott. Das Haus, wo ich wohne, ist dasselbe, was der jetzige König von Neapel*) bewohnte, als er hier war, ob ich gleich nur ein paar Zimmer sehr bescheiden davon einnehme. Aber ich habe ein großes mit fünf Fenstern, wo ich schlafe und wo ich Dir jetzt schreibe, das die Sonne sehr freundlich bescheint. Im Sommer muß es sehr heiß sein, allein sollte ich dann mich noch hier aufhalten, so habe ich ein anderes gegen die Abendseite, wo ich die Sonne über einer ganz freundlichen Wiese untergehen sehe. Der Garten beim Hause, auf den meine Fenster gehn, hat den Ruf, der schönste in Königsberg zu sein, und er hat Zwergstatuen aus Sandstein, Vexierfontänen, und der Buchsbaum schneidet einem gar gefährliche Nasen.

An Bewegung fehlt es mir nicht. Ich gehe viermal zu Dohna und zurück, weil ich mittags und abends bei ihm esse. Dohna ist die Liebe selbst mit mir, und soviel es jetzt sein kann, sind wir froh miteinander. Es essen bloß seine Brüder, unter denen die drei Militärs, vorzüglich der Flügeladjutant des Königs, sehr brav sind, mit uns, das Essen ist nicht übel, und kurz, ich höre was vorgefallen ist und habe täglich Gelegenheit, was mich interessiert, mit ihm abzureden. Auch mit Beyme**) bin ich sehr gut. Er behandelt

*) Joachim Murat, seit 1808 König von Neapel.

**) Siehe S. 73.

mich mit unbeschränktem Vertrauen und wirklicher Herzlichkeit, und beträgt sich jetzt hier gut und sehr klug. Am meisten beschäftigt er sich aber mit seinem Justizdepartement. Scharnhorst, mit dem ich auch auf einem sehr freundschaftlichen Fuß bin, hat mich vom ersten Augenblick an durch eine zufällige, aber doch nicht eingebildete Ähnlichkeit gefesselt. Er hat nämlich in einem gewissen Niederschlagen der Augen, einer ruhig bescheidenen Verschränkung der Arme, und im stillen, aber festen und bestimmten Ton der Stimme eine auffallende Ähnlichkeit mit Schlabrendorff in Paris. Ich möchte ordentlich, daß Du ihn sähest, um zu hören, ob Du es auch findest. Er ist ein sehr gescheuter, origineller Mann, zugleich von liebenswürdigem und großem Charakter, der unter einem den meisten wenig versprechenden, beinah träumerischen Ansehen sehr viel verbirgt. Er bezeugt mir viel Vertrauen, und ich sehe ihn ziemlich oft.

Neulich war eine Art Kinderfete bei der Prinzessin Radziwill, wo König und Königin auch waren. Beide waren sehr gütig gegen mich, die Königin sprach sehr lange und viel. Sie ist durch Prinz George*) sehr mit Rom und mit den Kleinigkeiten seines und unseres damaligen Lebens bekannt. L'Ariccia, Albano usw. Es hat mich auf eine wehe Weise in jene Zeiten versetzt. Ich habe mit ihr von Rauch gesprochen, aber noch nichts bewirken können. Sie sind jetzt selbst nicht reich. Gestern morgen schrieb sie mir eigenhändig, um mich zu erinnern ihr die Literarische Zeitung zu schicken, in der Deine Beschreibung der Raffaelschen Bilder in Spanien abgedruckt ist, von der ich ihr gesagt hatte. Denn Du weißt wohl gar nicht, liebe Seele, daß Du da erschienen bist? Auch mich hat es überrascht. Aber ich habe die Beschreibungen ordentlich bewundert. Sie sind so unglaublich kurz und sagen doch so viel. Wenn ich

*) Siehe S. 106.

nun bedenke, wie Du ſie ſchriebeſt, oft krank, in der Kälte, mit Bleiſtift, ſo iſt es wirklich bewunderungswürdig. Es iſt mir ſehr lieb, daß Goethe ſie hat drucken laſſen. Genannt biſt Du nicht, kaum als Frau bezeichnet. Es heißt bloß „von einer Perſon, die“ uſw. Bei den Werken fällt mir ein, daß Alexander klagt, immer mein Gedicht*) nicht bekommen zu haben. Wie mag es denn damit geworden ſein? Leid tut es mir übrigens nicht. Ich bin dem Gedicht ſo gram, unter uns geſagt, und halte es, was der ſchlimmſte Fehler eines Gedichts iſt, ſo langweilig, daß ich es in Deutſchland noch nie einem Menſchen gezeigt habe.

Prinzeſſin Wilhelm**), die Schweſter der Fürſtin von Rudolſtadt habe ich neulich eine halbe Stunde bei ihr geſehen, ſonſt gar nicht. Sie iſt nicht recht wohl, und alle Prinzen ſowie der König leben hier, die einzigen Radziwills ausgenommen, ſo eingeſchloſſen, daß man ſie nie zu ſehen bekommt. Sie iſt ſchön, wenn man will, ein wenig zu ſtreng abgeſchnittene Züge, mehr eine römiſche als griechiſche Geſtalt; ſie ſoll ſehr viel Charakter haben und ſpricht ungemein gut. Die Fürſtin***) — vielleicht iſt's aber auch nur, weil ich ſie mehr kenne — gefällt mir noch mehr. Sie iſt auf den erſten Anblick blöder, aber doch offener und manchmal wenigſtens naiver, dieſe ſcheint ſehr feſt und beſtimmt. Dazu kommt ihr Ton der Stimme, der etwas Kaltes und beinah Fremdes hatte; es wird Dir auch ſchon ſo gegangen ſein, ſo daß man glauben könnte, die Stimme käme von einem Dritten und nicht von dem, mit dem man ſpricht.

Unter den Gelehrten gibt es hier mehrere in ihrem Fach achtungswerte und brauchbare, aber keinen ſehr intereſſanten. Die beiden Menſchen, die meine Räte ſind, Nicolovius†) und

*) „An Alexander v. Humboldt.“

**) Siehe S. 135.

***) Von Rudolſtadt.

†) Alfred Nicolovius, geb. 1767, war zum Direktor der Kultusabteilung ernannt worden, die ebenfalls zu Humboldts Sektion gehörte.

Süvern*), mit denen ich täglich arbeite, ſind klug und brav, und ich hoffe, ſie ſind auch mit mir zufrieden. Die Leute finden mich alle viel duldſamer, gefälliger, ſanfter als ſonſt. Oft iſt weniger Verdienſt dabei, als ſie denken. Ich habe ein tieferes Intereſſe in der Seele, ſchönere Erinnerungen, eine innigere Sehnſucht, als daß mir nicht das meiſte um mich her gleichgültig ſein ſollte, ob es ſo oder anders iſt. Dann aber verdirbt man auch ſich und anderen ſo viel Zeit und Stimmung mit dem ewigen Murren über doch nun nicht zu ändernde Kleinigkeiten, daß ich mich auch gern mit Fleiß davon losmache. Es iſt närriſch, daß Nicolovius eine Tochter Schloſſers, die alſo Nichte Goethes iſt, zur Frau hat, und auch mit Stolberg in Italien war. So ſind wir, er, Uhden und ich, drei, die viel lieber noch auf dem Pincio herumwandern, als hier „ſich und die Jungens ennuyieren“ möchten.

Daß der Krieg angegangen iſt wiſſen wir, ſonſt aber noch nichts Bedeutendes.

Die Zeichnung von Adelheid und Gabriele wird hier ſehr bewundert. Es iſt unſtreitig das erſte Kunſtwerk, das von Schick**) über die Weichſel geht. Sage ihm das.

Die Bethmann***), die ehemalige Unzelmann, wird heute hier erwartet und ſoll hier ſpielen. Sie iſt ziemlich garſtig geworden und hat unter anderem einen dicken Hals bekommen. Indes ſpielt ſie noch immer gut und iſt ganz amüſant in Geſellſchaft.

Gleich wie ich herkam hatte ich einen wunderbaren Streit hier zu ſchlichten, der noch nicht entſchieden iſt. Du erinnerſt Dich, daß man hier ein neues Komödienhaus gebaut hat, das abbrannte. Jetzt hat dieſelbe Geſellſchaft es von neuem aufgebaut, hat ſich aber mit dem

*) Johann Wilhelm Süvern, geb. 1775, war 1807 als Profeſſor nach Königsberg berufen worden. Begeiſterter Anhänger Steins.

**) Gottlieb Schick, geb. 1776, † 1812.

***) Berühmte Schauſpielerin.

Theaterdirektor, der in einem anderen Hause spielt, darüber erzürnt, daß sie im neuen Hause nach einer neuen Erfindung ein sogenanntes Schirm- oder Panorama-Theater einrichtet und er nur in einem Kulissentheater spielen will. Ich habe darüber die närrischsten Szenen gehabt, die eine wahre Episode im Meister gegeben hätten. Denn der Architekt, der ein sehr eigensinniger Mensch ist, behauptete gar nicht bauen zu wollen, wenn er Kulissen nur von weitem sähe, und der Direktor sagte immer, er habe eine wahre Aversion gegen die Schirme und könne keinen Fuß hineinsetzen. Sein Hauptgrund war, daß in den Schirmen nicht so viele Ausgänge wären, und ein Schauspieler im Affekt müsse überall hinausfahren können, sei es auch durch einen Kamin, wie bei den Kulissen oft der Fall ist. Wer recht hat, mag Gott wissen. Aber in den Zeichnungen gefällt mir das Schirmtheater besser, sowie überhaupt das Schauspielhaus hier sehr hübsch wird.

Lebe innigst wohl, mein einzig teures Herz. Von ganzer Seele ewig Dein H.

68. Humboldt an Caroline

Königsberg, 29. April 1809

Du bist die ordentlichste Person der Welt, und das ist eben so himmlisch an Dir, daß Du, neben der zartesten und höchsten Weiblichkeit, Geschäfte ebensogut wie ein Mann, und besser wie die aller-allermeisten machen würdest. Glaube mir sicherlich, ein Kind wie Du, teures Herz, wird nie wieder geboren, und es ist mir eine ewige Beruhigung fürs Leben, hier mit Laroche*) wieder in nahe Beziehung und ein liebevolles Verhältnis gekommen zu sein. Mit dem einzigen Menschen, dem ich eigentlich mein Glück auf Erden danke, der mich Dir zuführte,

*) Carl v. Laroche, siehe Bd. I, S. 3 f.

auf einem fremden, entfernteren Fuß zu ſtehen, wäre mir immer ſehr ſchmerzlich. Noch oft aber denke ich daran. Es hat ein eigener guter Geiſt über unſerem, damals manchmal kindiſch ſcheinenden Beginnen gewaltet. Ich glaube nicht, daß Carl und Du je ſehr glücklich geweſen wären; ſeine Frau iſt viel anders, indes hat auch ihr Verhältnis das wirklich Schöne, daß man leicht glaubt, ja beinahe gewahr wird, daß jeder eine eigene, tiefer liegende und vom andern nicht ganz erreichte Eigentümlichkeit beſitzt.

Ich denke, doch noch in dieſem Sommer nach Burgörner zu kommen. Wenn ich von hier weggehe, will ich Urlaub nehmen und die kleine ſehr notwendige Reiſe machen. Ich beſuche dann alle Güter und wie ich denke, ſelbſt Erfurt. Anfang Junius hoffe ich hier loszukommen. Der Krieg macht mich für Papas Güter ſehr bange. Allein für jetzt zieht er ſich tiefer ſüdlich. Nur werden unſtreitig, wenigſtens, wenn der Krieg nicht ſehr ſchnell endet, neue Kriegsſteuern oder ähnliche Annehmlichkeiten erfolgen. Ich werde jetzt Papan und Dunkern häufiger ſchreiben, mich gewiß au courant erhalten und ſobald ein Notfall eintritt, bei der Hand ſein, um auf den Gütern die Anſtalten zu machen, die unſerem Intereſſe die angemeſſenſten ſind. Große Gefahren fürchte ich nicht. Einzelne Verluſte muß jetzt jeder tragen. Nur freilich können wir nicht viele mehr aushalten.

Über unſere polniſchen Gelder wollt ich eben hier negoziieren, als ein neues Ereignis alle Negoziation wieder unmöglich macht. Die Öſterreicher haben Warſchau genommen, und um das Herzogtum wird jetzt geſtritten. In dieſer Epoche iſt alſo an kein Zinſenzahlen zu denken, es mag der Sequeſter aufgehoben ſein oder nicht. Es iſt ſehr hart, ſich in ſolchen Verlegenheiten ewig fort zu befinden, wir waren und ſind eigentlich noch reich und laufen ohne alle unſere Schuld, ohne je verſchwendet, je Unbeſonnenheiten irgendeiner Art begangen zu haben, Gefahr,

wirklich arm zu werden. Indes verliere ja den Mut nicht, einzig liebes Herz. Denke auch nicht, daß ich verdrießlich oder traurig bin. Nur unsere Trennung bewegt mich schmerzlich, sonst nichts auf der Welt. Mein Sinn bleibt rein und frei, und wir mögen uns durch diese Mühseligkeiten durcharbeiten oder neue Verluste erleiden, so rechne immer, teures Wesen, mit Sicherheit auf Dich und mich. Wir haben beide viel, wodurch man sich vorwärts hilft, und alles, womit man, wo nicht zu helfen steht, trägt, ohne zu sinken, und die Schauspiele der Welt sind jetzt groß. Der einzelne geht leicht darin unter, aber es wird ihm auch leicht, sich, und sobald es nur unverschuldet ist, sein Untergehen zu übersehen. Ich habe nie mehr Lebensmut gehabt. Alle Augenblicke fällt mir Goethes „Das Leben ist lang" ein, und sterben tun wir doch vermutlich, wo wir auch einmal sterben, nur in Italien und nicht weit von der Pyramide.

Der Wille, den man in eigentlichen Handlungen übt, hängt schrecklich vom Schicksal und selbst von solchen Zufälligkeiten ab, die man nicht gern mit dem Namen des Schicksals beehrt. Aber der Wille, der tiefer in der Seele liegt, der die ganze Handlungs- und Lebensweise betrifft, an den glaube ich unendlich. Darum überlasse ich gern die einzelnen Dinge dem Zufall, wirke wenig geradezu ein, aber beharre fest auf meinem Wollen und benutze lieber die Umstände, wie sie sich finden, als daß ich sie selbst geflissentlich hervorbringe. Auf diese Weise zwingt man die Menschen sehr bestimmt, indem man ihnen anscheinend und wirklich viel Freiheit läßt und bestimmt am Ende doch selbst sein Schicksal.

So nun hoffe ich, soll es auch uns in Rom wieder zusammenführen. Komme ich nicht wieder, gehst Du schwerlich vor dem Frühjahr 1810. Wie ich es bedenken mag, halte ich es für besser, den Schmerz und alle Widerwärtigkeiten der Trennung noch diese

Monate länger zu tragen, als uns eher zu verpflanzen, als wieder Friede in Deutschland ist, der König seine Residenz wieder in Berlin genommen und ich mich überzeugt habe, mit Nutzen in meinem Posten bleiben zu können.

Lebe wohl, einzig teures Herz. H.

Uhden und ich sind in der Sehnsucht nach Rom, die wir beide empfinden, einiger, als wir es vermutlich sein würden, wenn einer im Besitz des Genusses wäre. Er schreibt mir unterm 22.: „Heute morgen waren die Straßen und Dächer mit Schnee bedeckt, in Rom schneit es jetzt Blüten."

Jawohl, der schöne Orangenduft!

69. Humboldt an Caroline

Königsberg, 2. Mai 1809

Wundre Dich nicht, daß ich, liebe Seele, noch immer ungewiß von meiner Zukunft rede, und meine jetzige Anstellung nicht als gewiß und bleibend ansehe. Diese Ungewißheit rührt bloß von mir her, nicht von den Umständen. Kein Mensch denkt daran, mich in einen anderen Posten zu bringen, und auch Preußen selbst ist gewiß keiner Gefahr in seiner Existenz ausgesetzt. Denn das Betragen des Königs und der Regierung ist von der Art, daß ohne wirkliche und direkte Ungerechtigkeit, die sich doch nicht erwarten läßt, niemand auch nur einen Schein des Tadels darauf werfen kann. Aber ich gestehe Dir auch, daß die innere Regierung bei uns (denn bloß diese, die Verwaltung der Justiz, Finanzen und des Inneren kann jetzt für mich Interesse haben) mir im mindesten nicht gefällt. Der König ist trefflich, will alles Gute, bietet zu allem die Hand und wohnt dem Minister-Vortrag mit

großer und einsichtsvoller Aufmerksamkeit alle Vormittage mehrere Stunden bei. Allein die Geschäfte gehen doch ohne Einheit und Energie, aus persönlicher Schuld der Minister, und weil der Plan, nach dem alles verteilt und angeordnet ist, und der an sich noch viele Mängel hatte, jetzt Händen anvertraut worden ist, die ihn aus Unkunde ihn zu verbessern und zu befolgen, und ohne Mut ihn ganz zu verlassen, bloß verstümmelt haben.

Ich genieße übrigens persönlich eine große Freiheit und bin der einzige unter den Geschöpfen, die man Geheime Staatsräte nennt, der mit gehöriger Unabhängigkeit administriert. Das ist aber nur persönlich, weil ich es bin und weil Dohna gerade mein Minister ist, daher immer prekär und nicht angenehm. Es ist auch sicher, daß weder diese Verfassung, noch dies Ministerium sich halten können, und wie lange sich beides hinschleppt mag ungewiß scheinen. Sehr närrisch und ordentlich wunderbar ist's, wie jetzt alle Kollegia und Menschen, die sonst unabhängiger waren, nach und nach Empörungen versuchen. Mich trifft das vorzüglich, nicht daß die Leute etwas gegen mich hätten, vielmehr sind sie mir gut, aber weil meine Sektion vielen ehemaligen Unabhängigkeiten ein Ende gemacht hat. Alle diese Stürme sind abgeschlagen und die Leute zur Ordnung verwiesen worden.

Nur Iffland*) hat im Grunde gewonnen; die Sektion nämlich sollte ihn und das Theater unter sich haben. Er aber hat darauf bestanden, daß er zwar sich der Aufsicht der Sektion in Absicht der Sittlichkeit unterwerfen, aber übrigens nur unmittelbar mit dem König in Gemeinschaft stehen wolle. Ich selbst habe geraten, ihm nachzugeben. Er wäre, da er einen sehr vorteilhaften Ruf nach Wien hatte, fortgegangen, und nun schien mir doch ein leidliches Theater für Berlin weit amüsanter, als meine Sektion. Es kann

*) Siehe S. 114.

mir übrigens nicht viel daran liegen, mich um das Theater und die Zänkereien der Akteurs und Aktricen zu bekümmern, und für den Kultus ist es nicht einmal recht anständig. Indes hat ihm doch der König gesagt, daß die Sektion sich nicht bloß um die Sittlichkeit, sondern auch um die Kunst beim Theater zu bekümmern habe, und es ist ihm zugleich geäußert worden, daß der König ihm nur aus persönlicher Rücksicht für ihn erlaube, sich geradezu und unmittelbar an ihn zu wenden.

Sack*), das wird Rauchen amüsieren, wollte auch Kurator der Kunstakademie bleiben, und die Sache hatte sich solange ich in Berlin war, so hingeschleppt. Allein heute geht ein Reskript ab, das seiner Einmischung ein Ende macht. Du siehst, liebe Li, daß ich manchen kleinen Krieg führe, indes der große in Deiner und meiner Nähe — wie entfernt wir auch sind — vorgeht.

Im Herzogtum Warschau ist, bis auf wenig bedeutende Vorteile der Österreicher, nichts Merkwürdiges vorgegangen, und in Bayern sind die Österreicher geschlagen. Doch das wirst Du früher und besser wissen, als wir hier.

Alexanders Finanzen sind zum Verzweifeln. Der älteste in Hamburg etablierte Mendelssohn hat nach Berlin geschrieben, daß er ihm Geld, es scheinen einige tausend Taler zu sein, vorgeschossen, und ihn so gefunden habe, daß er sich manchmal in Verlegenheit um wenige Livres befände. Ich weiß ihm nicht zu helfen. Er ist an Friedländer 12000 Taler zu 10 Prozent, vielleicht gar 12 Prozent schuldig. Wo will das hinaus? Hier ist kein Rat zu schaffen. In den Marken und hier in Preußen (in Schlesien ist's vermutlich nicht anders) gibt man 12—15 Prozent bei Sicherheit. Er muß ein Anlehen in Paris suchen.

Ich muß jetzt schließen, liebste Li. Dieser Monat ist der

*) Sack hatte 1809 den Kurator der Kunstakademie vertreten.

Monat der Geburtstage, und darum freilich auch des Schmerzes. Der arme Wilhelm ſteht mir noch unendlich oft vor Augen! Grüße ja ſeinen kleinen Hügel am Teſtaccio. Wie oft ſehne ich mich nach ſeiner und des lieben Guſtav Ruheſtätte. Ich wollte nichts ſonſt in und um Rom ſehen, als mit Dir dahin gehn und dort eine Stunde bleiben. Mir würde dann, dünkt mich, auf Monate wohl! Daß die kleine Luiſe ſo einſam bei Paris liegt, iſt mir oft ſchmerzlich. Diesmal kann ich aber auch der frohen Erinnerungen des Mais nicht mit wahrer Freiheit genießen. Ich bin doch unruhig. Warum muß man alles aufs Spiel ſetzen, um das Schönſte und Liebſte, was doch Kinder ſind, zu haben? Und wieder iſt ſelbſt das ſchön. Ohne Furcht und Wehmut wäre des Menſchen Daſein auch nur halb.

Adieu, teure, liebe Seele. Ewig mit inniger und herzlicher Liebe Dein H.

70. Humboldt an Caroline

Königsberg, 5. Mai 1809

Es iſt mir alle Zeit durch Beſuche ſo weggenommen worden, teure Li, daß ich Dir kaum werde einige Zeilen ſchreiben können. Man lebt hier langweiliger als in Berlin, aber viel mehr beſchäftigt, weil man nicht ſo viele Hilfe und Unterbediente hat, und auch die Entfernung von Berlin und den Akten eine Menge unnützer Schreiberei mehr verurſacht. In Berlin hatte ich regelmäßig drei Schreiber bei mir, und zwei bis drei Boten, hier nur einen und einen Boten.

Ich habe Dir neulich von Alexanders Armut geſchrieben. Nun höre, was er ſelbſt grandement ſagt. Der Brief iſt vom 19. vorigen Monats.

„Comme je sais que tu es à Königsberg j'écrirai plus souvent

à la chère Li. Je la prierai de s'adresser à moi, je pourrai même lui fournir de l'argent, 10 000 francs si elle en manquait. Malgré ma pauvreté je suis riche par des amis, et je ne gagne pas mal par le travail de mes mains." Er ſagt hernach weiter: „J'irais moi-même à Rome, dans le moment qu'il y eut quelque crise qui rendît mon arrivée désirable à ta femme." Er hofft auch alle polniſchen Kapitalien zu retten, kurz er iſt immer der alte, und wie man nicht leugnen kann, äußerſt liebenswürdig. Mein Gedicht hat er endlich bekommen.

Ewig Dein H.

71. Caroline an Humboldt

Rom, 3. Mai 1809

Ich hoffe, geliebtes Herz, Du haſt Kohlrauſchs Briefe bekommen, und zum Zeichen meines Lebens und Geſundheit ſchreibe ich ſelbſt. Ich habe viel in der Niederkunft gelitten [23. April], aber ich bin für alles belohnt durch den Anblick des lieblichen Knaben. . . .

Ich kann Dir nicht genug ſagen, wie tröſtend, wie ſüß bezaubernd der Anblick des holden Kleinen auf mich wirkt. Der Himmel wird ja ferner erbarmend ſein. Es iſt der Sonnenſtrahl nach dem dunklen furchtbaren Gewitterhimmel, es iſt die Belohnung meiner Tränen und meiner unausſprechlichen Sehnſucht.

So biſt Du denn nach Königsberg! Für die Phantaſie liegt doch etwas noch Schmerzlicheres in einer noch größeren Entfernung. Und Theodor iſt alſo allein, zum erſtenmal im Leben. Ach, ich bin ohne Sorgen um ihn bei unſerm guten Freund Laroche, und doch weißt Du, meine Seele, daß man ohne Sorgen ſein und doch ſchmerzlich, ſehr ſchmerzlich bewegt ſein kann.

Ewig Deine Caroline.

72. Humboldt an Caroline

Königsberg, 8. Mai 1809

Ich bin heute abend mit Fleiß zu Hause geblieben, um Dir ruhig zu schreiben und einige andere Dinge abzumachen. Ich treibe meine Geschäfte, wie es mir einmal eigen ist, mit einer Art Mut und selbst Heiterkeit, wenigstens Freiheit von Sorgen, aber wenn ich nun in mich zurückkehre, dann sehe ich freilich, daß es eine Art Wahnsinn ist, zu arbeiten, als würde man nun jahrelang der Ruhe und Sicherheit genießen, wie jetzt. Man erfährt in dieser Entfernung kaum ordentlich, was in Deutschland vorgeht, darum schon schreibe ich nicht davon. Aber aus den Zeitungen wirst Du sehen, daß sich in Berlin Dinge zutragen, die unerhört sind, seitdem es eine Preußische Monarchie gibt.*) Wo diese Auflösungen enden werden, kann niemand mit Sicherheit voraussehen, aber vorgehen konnten sie nicht, ohne viele falsche Schritte. Es ist niederschlagend, von diesen Zeuge gewesen zu sein, sie bemerkt, bezeichnet zu haben, und nicht imstande gewesen zu sein, auch nur einen zu verhindern. Und doch ist mirs sehr lieb, daß mein Geschäft mich fern hält, daß ich mir gegen niemand Vorwürfe zu machen habe, und mein Name intakt bleibt. Dabei fehlt es hier an Kabalen nicht.

Der König und die Königin sind fortdauernd sehr gnädig und gütig gegen mich. Noch neulich auf einem Konzert beim Kronprinzen haben sie sehr viel mit mir gesprochen. Der Königin hat Deine Schilderung der Raphaelschen Gemälde außerordentlich gefallen. Sie hat mir ausführlich davon geredet. Jetzt hat sie die Prinzessin Wilhelm.

Das Wetter ist hier jetzt heiter, schöner Sonnenschein, aber keine Wärme. Die Sonne steht Gott weiß wie viel Stunden am

*) Das Vorgehen Österreichs gegen Napoleon hatte namentlich in Berlin eine große Begeisterung erregt, die Schills kühnes Unternehmen ermöglichte.

reinſten Himmel, und es wird immer nichts weiter, als daß man ſie ſieht. Die Bäume bekommen nun einen Soupçon von Grün. Was aber hübſch bleibt, iſt der Strand vom Pregel. Es kommen jetzt mehr Schiffe und es iſt ziemliches Leben beim Ein- und Ausladen. Sobald es warm und grün wird, will ich nach Pillau und vielleicht auch nach Memel gehn. Das muß man nicht, wie Neapel, verſäumen, nach Neapel kommt man immer wieder, aber wer ginge zum zweitenmal nach Königsberg? Es iſt eine ſchändliche Stadt, das weiß Gott, in der alle Menſchen, außer mir, ſehr ſchlecht wohnen. Hier aber darf man das nicht ſagen. Auch mache ich es, wie Reineke Fuchs unter den kleinen Meerkatzen. Ich lobe alles, und mache ein Kreuz in der Stille. Eine beſonders fatigante Partie iſt es, wenn ich in Uniform ausfahren muß. Da die Wagen vor Schmutz ſtarren, ſo muß man ſtudieren, auf ſo wenig Punkten zu ruhen wie möglich, und wenn es ſein kann, gleichſam zu ſchweben. Dann iſt das Pflaſter ſo fürchterlich, daß man Winters oft umwirft, und die Wagen gehn ſo hart und ſtoßen ſo fürchterlich, daß man ordentlich ſich in die Zeit verſetzt glaubt, wo die Stahlfedern noch nicht erfunden waren. Dabei koſtet ſolche Partie, auch nur wenige Stunden, gleich zwei bis drei Taler.

Bei Dohna, wo ich mittags und abends eſſe, und der fortdauernd äußerſt freundſchaftlich mit mir iſt, ſind die Tiſchgeſpräche ſehr oft wie ſonſt bei uns in Rom. Die Herzen*) ſcheint er ſehr vergeſſen zu haben. Wenigſtens hat er mir noch nicht einmal von ihr geſprochen. Schleiermacher geht jetzt nach Rügen, holt ſie dort ab, und heiratet zugleich eine Predigerwitwe**) dort, und hernach werden, heißt es, alle drei zuſammen leben. Das Witwenheiraten iſt mir von beiden Teilen immer ein Greuel. Und doch verlangte

*) Graf Dohna hatte Henriette Herz nach dem Tode ihres Mannes 1803 ſeine Hand angeboten, die ſie jedoch ausſchlug.

**) Frau v. Willich.

neulich eine Schulmeisterswitwe mit sehr scharfsinnigen Argumenten von mir in einer langen Supplik, daß ich den neuen Schulmeister zwingen müßte, sie zu heiraten, weil das einmal immer so sei und sein müßte.

Lebe herzlich wohl. Ewig Dein H.

73. Humboldt an Caroline

Königsberg, 16. und 17. Mai 1809

Es ist ein schöner warmer Tag, teure Li, und ich habe einen langen Spaziergang gemacht. Die Bäume fangen eben an auszuschlagen, die Weiden erscheinen wenigstens in der Ferne grün, und die Sache fängt an, so erträglich zu werden, als es hier möglich ist. Aber wie nackt alles, und kahl und armselig, es kann höchstens eine Stimmung hervorbringen, wie die der Worte, welche der Magister immer im Munde führte: „wo die dunklen grauen Weiden stehn", eine gotische Wehmut, ohne die innere Freiheit bei der äußeren Gebundenheit, ohne die ruhige Klarheit der Trauer bei der Entbehrung der Fröhlichkeit. Es mahnt mich jetzt oft an die beiden Frühlinge, die ich vor unsrer Heirat nach meiner Reise in Berlin zubrachte. Gleiche Sehnsucht in gleich öden Umgebungen drängte mich auch da; nur war die Zeit noch leicht und das Leben lag noch unentfaltet vor uns. Doch bin ich eigentlich jetzt mit unserm Sein zufriedener. Und wie könnte man es anders? Freuden und Leiden verweben sich innig mit dem Gemüt, werden zum andern Dasein, und man kann ebensowenig von ihnen als vom ersten scheiden.

Ich habe jetzt die Sache mit der Annahme des Dacherödenschen Namens für Theodor gemacht, und ich schicke Dir hier einliegend Abschrift der Kabinettsorder. Papan wird es sehr freuen, es ist

eine Art Beſchäftigung für ſeine Phantaſie. Auch iſt Dein Familienname ſehr edel.

Teures Herz, wie mag es Dir heute gehn? Die Ungewißheit iſt tötend. Und doch iſt es meine einzige und ewige Beſchäftigung, nur daran zu denken, ich lebe eigentlich und recht buchſtäblich bloß in Rom und bei Euch. Es iſt ſehr wunderbar, daß mir der Umgang, ſelbſt mit den Beſſeren und Intereſſanteren, deren es hier wirklich einige gibt, ſehr wenig gewährt. Ich glaube, daß der Aufenthalt in Rom, dem, der ihn zu genießen verſteht, ſehr dieſen Genuß gleichſam abſtumpft. Die Einſamkeit in den ungeheuer großen Gegenſtänden und Erinnerungen, wie den ſchön und ſanft bewegenden Geſtalten von Erde und Himmel nimmt in ganz entgegengeſetzter Umgebung dem einzelnen, doch immer beſchränkten Daſein ſeinen Reiz. Es iſt überhaupt etwas ſehr Eigenes, wenn man ſich einmal gewöhnt hat, und auch von Natur dazu hinneigt, die Welt mehr wie ein Schauſpiel als einen Ernſt in den man eingreifen ſoll, anzuſehen, wenn man nicht, durch einen einzelnen und daher immer einſeitigen Eifer getrieben, annimmt und verwirft, mit ſich vereinigt und zurückſtößt, ſondern neben der glatten immer auch die ſchroffe, neben der erſprießlichen die verderbliche, neben der ſchönen und reingeſtalteten auch die mangelhafte Seite ſieht, wenn dadurch der Mut, wenigſtens die Freudigkeit gebrochen wird, mit der andere friſch und derb ins Leben eingreifen, und man nun doch im Innern des Gemüts eine idealiſche Form mit Sehnſucht umfaßt, der wohl das All, aber nie ganz das einzelne, bald weil es ſeine Natur ſo hoch nicht trägt, bald weil das Geſchick es bindet und hemmt, entſpricht, die am wenigſten Raum findet in der eigenen Seele, die ſie bald ſchmerzlich ausdehnt, bald eng beklemmt.

Der Menſch iſt wirklich zu etwas doppeltem geboren. Die einen, das Leben und ſich ſelbſt zu nehmen, als wäre nur das etwas Wirkliches, das worauf es ankommt, der eigentliche Zweck,

die andern, als sei es nur eine Form, an der sich die Menschheit wie ein Künstler am formlosen Tone versucht, wo das Dasein untergehen kann, wenn der Gedanke nur Spur zurückläßt. Eine wahre und gänzliche Vereinigung gibt es dazwischen nicht, ebensowenig, als einer zugleich Schauspieler und Zuschauer sein kann. Wer ganz darin ist, schaut nur selten und unvollkommen über sein Glück hinaus, und wem es Bedürfnis ist, zu überschauen, taucht nur selten tief ein. Am schlimmsten ist's, wenn die schmale Bahn verlassen wird, ohne eigentlichen Übergang jenes idealen, das aber ist bei weitem seltener geworden. Vielmehr neigt sich, und mit Recht, alles zu jener viel stärker als sonst hin. Ich fühle das sehr in meinen jetzigen Beschäftigungen. Eine viel glaubensvollere Religion, Volksbildung, pestalozzische Unterrichtsmethode, alles hat diese Tendenz.

Ich begünstige hier vieles nnd setze meinen Namen unter manches, was vielen wunderbar vorkommen möchte. Doch glaube ich mich überall vollkommen rechtfertigen zu können. Eine Art Gleißnerei oder Leichtsinn oder Gleichgültigkeit wäre mir hierin, wie immer im Homer steht, ὅμως Ἀίδαο πύλῃσιν verhaßt.*) Doch bin ich gewiß nicht anders als sonst. Aber ich leugne nicht, daß, wo andere vor und neben mir sehr zuversichtlich und aus Zuversicht vielleicht beinah gedankenlos handelten, in mir selbst manchmal erst mancher Kampf zu schlichten und auf sein eigentliches Prinzip zurückzuführen ist. Oft wäre es mir ein großes Bedürfnis, mit jemand darüber zu reden. Aber ich könnte es, da es tief in meine eigenen Gesinnungen und Überzeugungen eingreift, mit niemand als mit Dir. Auch darin vermisse ich Dich sehr, und wenn ich so oft erlebt habe, daß das Zusammensein bei anderen das Reden über Gegenstände der Überzeugung und des Nachdenkens seltener macht,

*) „Verhaßt wie die Tore des Hades ist mir derjenige, der anders im Herzen gesinnt ist, als er es ausspricht."

so geht es mir mit Dir gerade umgekehrt. Ich bin auch tief überzeugt, daß es eine Menge von Dingen gibt, die niemand so gut und richtig und so fein und zart schlichtet als Du.

Aber die Zeit des Schreibens ist verflossen. Lebe innigst wohl und erhalte mir Deine Liebe, ohne die ich mein innerstes und bestes Dasein verlöre!

Umarme die Kinder. Ewig Dein H.

74. Humboldt an Caroline

Königsberg, 19. Mai 1809

Ich habe gestern Deinen lieben Brief vom 15. April bekommen, teure Li. . . .

Jetzt wirst Du wohl wissen, daß ich Berlin verlassen habe. Es ist eine ordentlich ängstliche Sache, daß man jede Veränderung immer erst so spät erfährt.

Mit den Haaren verleumdest Du auch gar zu schrecklich meine arme Frisur, liebes Kind. Ich habe gewiß nicht mehr, als in Rom, eher weniger, aber noch immer zuviel. Ich muß sie alle Augenblick abschneiden, wenn sie mir nicht zu tief ins Gesicht kommen sollen. Ich sehe recht daran, welche Partie man aus wenigen nur gut placierten Kräften ziehen kann. Aber vom Zopf lasse ich noch nicht. Es wird ein Tag kommen, wo auch diese heilige Ilias fallen wird und bei mir ist er schon bestimmt seit langer Zeit. Aber wann ich nun diesen Schmuck wirklich aufgeben werde, das ruht im Schoß der Götter. Bis dahin mußt Du, armes Kind, mich schon mit dem Zopf lieb haben. Ich und der Generalchirurgus Görcke sind aber die einzigen hier, die noch dies Zeichen der Mannheit und der festen Anhänglichkeit an die ehemaligen besseren Gesinnungen tragen.

Mit meinen Geschäften und selbst einigen neuen Einrichtungen

geht es allerdings beſſer hier, als wie ich noch in Berlin war. Ich kann mich von dieſer Seite in der Tat nicht beklagen. Der König geht auch auf Vorſchläge, für die er ſeiner Natur nach nur wenig Sinn haben kann, ein, und ſelbſt mit dem Gelde iſt man freigebiger, als man es in der jetzigen dringenden Not denken ſollte. Wenn auch in meinem Fach noch nicht ganz alles geſchieht, was geſchehen könnte, ſo iſt es mehr die Schuld anderer Umſtände, vornehmlich des Aufenthalts des Hofes in Königsberg, denn dadurch entſteht nun immer die Verlegenheit, daß ich entweder vom Hofe getrennt bin, und alſo viel mühſamer einzelne Sachen betreiben kann, und in manchen nicht glücke, oder daß ich von Berlin entfernt bin, wo doch nun einmal der Sitz der Geſchäfte iſt, die meiſten Leute ſind, die man brauchen kann, und für mich beſonders auch die meiſten Anſtalten, für die ich zu ſorgen habe.

Die Sache mit der Muſik iſt wenigſtens im Werden. Zelter iſt Profeſſor der Muſik bei der Kunſtakademie geworden und erhält eine Aufſicht über die ganze öffentliche, vorzüglich die Kirchenmuſik. Dieſe Aufſicht recht zu regulieren, wird nun freilich nur ſehr nach und nach geſchehen können; weil viele einzelne Menſchen ſich widerſetzen werden. Allein mit der Zeit bringt man doch durch. Der König iſt etwas ſchwer dahingekommen, die Sache zu genehmigen. Er hat, wie ich in vieler Rückſicht auch meine, geſagt, es wäre nur ſchon zu viel Muſik in Berlin, als daß man ſie noch gar vom Staat begünſtigen ſollte. Allein ich hatte in meinem Bericht, in dem Du wirklich, wenn Du ihn einmal leſen wirſt, eine ordentliche Lobrede der Muſik finden wirſt, gleich vorzüglich mit Nachdruck von der Notwendigkeit der Verbeſſerung der Kirchenmuſik geſprochen, und ſo habe ich es gerettet. Nur hat der König in der Kirche bloß von Orgel und Geſang wiſſen wollen, und das iſt auch im Grunde meine Meinung. Auf das Volk kann nur eine ſehr einfache, faſt bloß die Worte begleitende Muſik wirken; die kommt alsdann auch

der der Alten näher, und könnte man wirklich wesentlich Orgel und Gesang verbessern, so wäre schon unglaublich viel getan. Wenn ich wieder nach Berlin komme, werde ich die Sache mit Eifer betreiben.

Was Du bei dieser Gelegenheit über mich sagst, ist sehr hübsch, liebe Li, und Du bist ein närrisches Kind, wenn Du glaubst, auch nur gewisse Tage minder klug zu sein. Es ist wirklich sehr wahr, daß ich, um in eine Sache selbst mit einer gewissen Tiefe zu dringen, mich ihres Geistes zu bemächtigen und ein sehr lebhaftes Interesse für sie zu gewinnen, selten der eigentlichen Sensationen bedarf. Aber ich kann das weder sehr gut, noch sehr liebenswürdig finden, und (was gewiß kein übler Maßstab ist) ich wünsche es keinem meiner Kinder. Man bringt doch auf diesem Wege wohl selten mehr hervor, als sich voraussehen und berechnen läßt, da die natürliche Wärme, das Feuer, das bloß und einzig aus dem unmittelbaren Einfluß des Gegenstandes auf die Empfindung ohne alle Dazwischenkunft des Verstandes, ja selbst im ersten Kontakt der Phantasie entsteht, wie das Genie wirkt, und auch das sonst nie geahndete erzeugt. Einigermaßen fühle ich auch das selbst an den Dingen, wofür mir die natürliche Empfänglichkeit weniger als nun gerade für die Musik mangelt. In anderer Rücksicht aber ist freilich auch eine Gesinnung oder auch eine Art zu denken, wie die meinige, hierin ersprießlich und angenehm. Man kennt allerdings die Welt und die Menschen ganz anders, man hat ein bei weitem mannigfaltigeres Gefühl seiner eigenen Existenz, man ist gewiß, was in einem Amt wie mein jetziges sehr wichtig ist, nie einseitig, und was das allerwichtigste ist, man stellt sich immer in den allgemeinen Mittelpunkt, von welchem aus alle Dinge ihr wahres Licht erhalten. Denn sonst ist freilich der Mangel an Einseitigkeit nichts wert. Es muß notwendig das damit verknüpft sein, daß man die Gabe besitzt, auch den wahren und eigentümlichen Geist jeder Sache zu

faſſen. Der Punkt, in dem in mir, wie ich recht gut fühle, das ausgeht, iſt eine nur vielleicht mir in dem Grade ganz eigene Liebe zur Individualität. Nicht bloß als neuer, als intereſſanter, als angenehmer Gegenſtand reizt mich in Menſchen und Sachen das Neue, ſondern eigentlich als individueller. Ich will nicht bloß wiſſen und empfinden, wie es anders iſt, als andere Dinge, nein, ſondern wie es in ſich ein Ganzes bildet und ſich als ſolches verhält zum Ganzen aller Dinge und zum Ganzen aller Möglichkeiten der Dinge.

Dieſe Liebe zur Individualität der Menſchennatur (da doch der Menſch einmal das iſt, auf den ſich alles reduziert) liegt in mir jeder anderen Empfindung zugrunde, macht die von Natur und (wenn man auch vom Edlen ſo ſagen dürfte) temperamentartig Starken milde und fähig, als Phantaſie und reflektiertes Gefühl zu erſcheinen, verſtärkt die natürlich Schwachen und erſetzt ſogar in einigen Fällen den gänzlichen Mangel an Senſation. Was aber mich eigentlich allein mit dieſer Richtung zufrieden macht, iſt, daß nun wirklich auch niemand das, was er liebt und ſeine Natur im Innerſten anſpricht, ſo tief kennt, ſo rein bis in ſeine kleinſten Nuancen bewundert, und doch ſo klar und ohne die mindeſte Täuſchung durchſchaut. Das fühle ich täglich bei Dir, holdes Herz, und ich bleibe dabei, wenn es möglich geweſen wäre, was eigentlich, da doch das Innere allein die Welt regiert, nicht möglich war, daß wir uns nicht getroffen oder nicht verbunden hätten, niemand je Dich ſo empfunden hätte als ich!

Dein Brief an Laroche hat mich wieder aufs tiefſte gerührt. Er iſt unendlich ſchön und wird ihn ungemein freuen. Er knüpft auf eine wunderbare Weiſe die Gegenwart an unſere erſte Jugendzeit an, führt Erinnerungen zurück, die doch uns allen immer wert bleiben, und niemand verſteht überhaupt ſo zu ſchreiben.

Meine Räte kommen zum Vortrag, lebe herzlich wohl. Doch noch eine Anekdote. Ein alter Prediger hier kanzelt die Leute oft

ab. So hat er auch über die neue Verfassung gesagt: „Und sie beschlossen einen Rat, und es ward nichts daraus“. Das fällt mir unendliche Male ein. Überhaupt habe ich mich nie mehr über mich selbst und andere mokiert, als jetzt. Aber ich tue es immer allein. Wärst Du hier, wollte ich Dich schon amüsieren. Doch behüte Dich der Himmel vor den sieben Hügeln am Pregel!

Ewig Dein H.

75. Caroline an Humboldt

Rom, 20. Mai 1809

Du verzeihst, mein teures Herz, daß ich Dir nun schon zweimal so sehr kurz schrieb. . . .

Die Kräfte nehmen nun zu, und mein Aussehen erholt sich. Der kleine Junge ist wohl, heute ist der achte Tag seiner Vakzination, morgen wird er wohl ein wenig Fieber haben. . . .

Ich habe gar keine Erinnerung, einen so hübschen Brief geschrieben zu haben, wie der vom 18. März sein soll, möchte aber sie alle so hübsch schreiben, damit Du Freude hättest. Ich denke mir, daß Du mit eigener und noch schmerzlicherer Sorge an uns denkst, seitdem Dir Kohlrausch geschrieben, daß er nach Deutschland ginge, und das tut mir so weh. Ich habe gewiß alles getan, ihn zurückzuhalten, allein es ist unmöglich, und man muß sich in die Notwendigkeit fügen.

Ich werde nun bald aufs Land gehn, und meine ganze Zeit soll gewiß angewandt sein, die Kinder zu pflegen und für sie zu sorgen. Der Himmel wird mir beistehen, und ich habe gewiß den besten Mut. Ich erwarte Deinen Befehl, ob ich im Herbst zurückkommen soll — läßt Du mich noch hier, so bin ich gesonnen, mein Haus im Januar aufzugeben, Januar, Februar und März in Neapel zuzubringen und dann Anfang April von dort wegzugehn

und nur durch Rom durchzugehn. Ich werde nun doch wohl nach Albano gehn, denn die Nähe der Brun*) ist mir doch lieb, und Ida**) und Caroline haben doch einen freundlichen Umgang zusammen, an dem ich mich selbst erfreue. Kohlrausch geht, glaube ich, noch diese Woche, und die Rennenkampffs***) in wenigen Tagen nach Paris.

Ich breche hier ab und umarme Dich innigst.

76. Humboldt an Caroline

Königsberg, 23. Mai 1809

Es geht hier immer den alten langweiligen Gang fort, liebe Li, und ich fange an, diesen Aufenthalt herzlich müde zu werden. Berlin ist freilich auch freudenlos genug, indes gegen diesen Aufenthalt immer göttlich. Bloß die Geschäfte, und daß man darin hier mehr durchsetzt als in der Entfernung, gewährten einige Entschädigung. Und nun die ängstliche Erwartung der Nachrichten von Dir. Jeden Abend gehe ich damit zu Bett, jeden Morgen stehe ich wieder damit auf, doch muß ich bis zu meinem Geburtstag etwa geduldig ausharren. Du schreibst an Carl†), daß Du an die Kraft frommer Wünsche glaubst. Dann, teures Herz, kannst Du gewiß ruhig sein, dann geht alles gut. Denn meine heißen, sehnsuchtsvollen Wünsche begleiten Dich in jedem Augenblick des Lebens, und jetzt womöglich noch lebendiger und inbrünstiger.

Die Neigung zum Schlaf ist gewiß sehr wohltätig, ich genieße ihn zwar ziemlich mäßig, wenn auch gewiß nicht zu wenig. Schadete es der Gesundheit nicht, so wäre es weit edler, sich von Schlaf

*) Vgl. S. 92.
**) Ida Brun, Tochter der Schriftstellerin.
***) Vgl. S. 36.
†) v. Laroche.

als von Essen zu nähren. Das Essen ist viel gröber und gemeiner. Indes habe ich vielleicht auch nur hier solche Verachtung des Essens, weil man hier unendlich schlecht ißt. Der einzige Prinz Radziwill*) und Madeweis**), dessen Du Dich noch von Halle her erinnerst, machen eine Ausnahme. Auch bin ich gegen Prinz Radziwill voll der ausgesuchtesten Attentionen. Auch nur alle drei Wochen gut zu essen, ist schon immer ein Gewinn. Man hat doch ein paar Nachmittage im Monat vornehme und gehörige Gedanken. Tausend Dinge lassen sich jetzt nicht schreiben. Aber ich versichere Dir, das schlechte Essen, als ein Teil des bürgerlichen Lebens, ist ein recht tiefes Übel hier.

Mit dem Agamemnon***) steht es wieder recht übel. Eben der Umstand mit den Chören, und dann daß Wolf und ich nicht wollen, daß er gedruckt werden soll, solange nicht alle kleinen Flecken heraus sind, machen, daß wir noch immer daran feilen wollen, und nun habe ich jetzt selten Stimmung und Muße. Aber Deine Liebe dazu wird mir auch neuen Eifer dafür geben.

Addio anima mia! Ewig Dein H.

77. Humboldt an Caroline

Königsberg, 26. Mai 1809

Laroches Anwesenheit in Berlin ist in Rücksicht auf Theodor ein unbeschreibliches Glück für uns. Darum bleibe ich immer dabei: das einzig Feste in der Welt sind die Menschen und ihre Empfindungen. Wer nur der Liebe irgend wert ist, kann auch auf Liebe bauen.

*) Vgl. S. 135.
**) Polizeirat in Halle.
***) Vgl. S. 9.

Plamann, bei dem Theodor in die Schule geht, habe ich eine große Hilfe verschafft. Auch Fichte*) habe ich seine Pension von 800 Taler gleich wieder auszahlen und für die Zukunft versichern lassen. Ich bin in diesen Dingen sehr glücklich. Der König hat mir noch keinen Antrag abgeschlagen. Dennoch rechne ja nicht noch zu fest auf mein Bleiben in dieser Sphäre. Die Zukunft ist noch zu ungewiß.

Vorgestern war an Prinzessin Radziwill ihrem Geburtstag eine Marionettenkomödie beim Kronprinzen, wo der ganze Hof war. Prinzessin Wilhelm**) war sehr schön. Der König und die Königin haben mich wieder beide sehr ausgezeichnet. Man aß an kleinen Tischen, und die Königin hat mich an den ihrigen genommen, an dem außer den Prinzen und Ministern sonst niemand war. Aber alle diese Gunst und Ungunst sagt hier weiter nichts. Jeder bleibt darum immerfort in seinem Geleise.

Ist auch in Rom jetzt die Rede, daß die Damen Kleider tragen, die die Schultern so gut als ganz bloß lassen? Ich hasse es, es sieht aus, als fielen einem die Kleider vom Leibe, und der Arm, eine der hübschesten und unschuldigsten Partien am menschlichen Leibe, erscheint nun weniger gut. Er ist oben nackt, unten auch, aber weniger als sonst, und hat in der Mitte das Stück Kleid sitzen. Der Rücken wird aber, wie man es hier trägt, so bloß, daß er der ganzen Breite und Tiefe nach vollkommen halb zu sehen ist. Laß ja die Li es nicht stark tragen.

Wenn die Li Arabisch lernte, wäre es gar nicht übel. Da sie vermutlich weniger als ihre Eltern mit Juden umgehn wird, hätte sie doch eine Verbindung mit dem Morgenlande. Im Ernst aber möchte ich, sie lernte, wenn Du vom Land zurückkommst, Englisch.

---

*) Der berühmte Philosoph.

**) Vgl. S. 135.

Sage ihr, daß man nicht wissen könne, wozu das gut sei. Es wäre auch darum nützlich, weil sie schon Schwedisch kann, und so einen guten Schritt mehr täte, alle ursprünglich deutschen Sprachen zu wissen.

Über die Schulen habe ich wirklich einige leuchtende Ideen, und bleibe ich, wie aber schwerlich geschehen wird, so muß das Volk, vorzüglich durch Pestalozzischen Unterricht, den ich sehr beschütze, grundenergisch und der höhere Teil sehr erleuchtet werden. Auch ist die Stimmung sehr gut dazu hier. Schon ehe ich herkam, hat die einzige Provinz Preußen jährlich 12000 Taler für ein Pestalozzisches Schullehrer-Seminarium und 17000 Taler für die Universität Königsberg und ein für allemal 14000 Taler zu einem botanischen Garten bekommen. Die Professoren streben von allen Seiten, von Deutschland und Rußland her, nach Preußen, und es lassen sich viele haben. Stelzer, der jetzt Professor in Moskau ist, und, für mich, ewig bleiben soll, hat mir einen rührenden Brief geschrieben, ihn von den Tataren zu befreien. Es muß arg sein, denn er hat doch 5000 Rubel Gehalt. Er schickt sogar Geschenke, für mich einen seltenen Schwamm und eine Opferkerze des Dalai Lama und für Dich eine vom Kaiser Alexander selbst geschliffene Glasplatte mit einem Kopf. Erinnerst Du Dich wohl noch, daß mich Madame Stelzer sehr dringend einmal nach Mansfeld einlud? Du mußt doch gestehen, daß ich schon damals sehr treu war. Daß sie einmal nach Moskau kommen würde, dachten wir aber nicht.

Mit Deinen Ausgaben geht es ja ziemlich gut, teure Seele. Bei der Küche kommst Du jetzt mit viel weniger aus. Ich bin ordentlich stolz darauf, daß ich so viel gegessen habe. Daß die Wäsche durch das neue Kleine teurer wird, hat mich sehr gerührt. Das arme kleine Wesen, ob es nur schon da ist?

Bei dem Anzug der Kleinen sprichst Du schon von Packerei. Arme Li! Bleibe noch ja ruhig. Man muß nie aus der Arche

noch Tauben ausfliegen lassen, ehe der grüne Ararat aus der Tiefe auftaucht.

Jetzt lebe herzlich wohl. H.

78. Caroline an Humboldt

Rom, 30. Mai 1809

Ich denke den Pupo*) Karl Heinrich Hermann zu nennen und ihn beim letzten Namen zu rufen, italienisch heißt Hermann Erminio. Heinrich habe ich gewählt, weil immer zwei Namen mit demselben Anfangsbuchstaben sein müssen, damit ein Name einen schönen Fall habe. Ich habe einen großen Glauben an das Leben dieses Hermann. Er sieht sehr tüchtig und hübsch aus, hat dunkelblaue Augen und blonde Haare und auf jedem seiner dicken Backen ein allerliebstes Grübchen.

Ich bin ganz verwundert über meine Schriftstellerei in der Literatur-Zeitung, auch Welcker**) schreibt mir davon. Alexander hat mir geschrieben. Ob er denn Dein Gedicht endlich bekommen hat? Du hast unrecht, dem armen Gedicht so gram zu sein, es hat schöne, sehr schöne Stellen.

Ich teile, ach, so ganz Deine Empfindungen über Laroche. Ich habe nie aufgehört, mit Rührung und Liebe an ihn zu denken, letztens hat er mir einige Zeilen zu einem Brief von Theodor geschrieben, die sehr lieb sind. Mein teures Herz, wie süß ist der Gedanke, daß ich Dich nicht unglücklich gemacht habe, wir werden auch, hoffe ich, bald und froh wieder vereint sein.

Ewig Deine Caroline.

*) Säugling.

**) Friedrich Gottlieb Welcker, geb. 1784, † 1868, Altertumsforscher.

79. Humboldt an Caroline

Königsberg, 30. Mai 1809

Hier ist alles in gleicher Ungewißheit und Unentschiedenheit; die Maßregel, die man heute nimmt, wird durch eine unvorhergesehene Begebenheit morgen unmöglich oder unnütz gemacht. Man hängt überall von Menschen, Verhältnissen, Ereignissen ab. Doch verzeih die ewigen Klagen!

Das Wetter ist jetzt sehr schön hier, warm und sommerlich. Man sagt, daß einige Sommertage hier ungemein heiß würden, das muß man abwarten. Wirklich hat dieser Norden einige sehr plötzliche Erscheinungen. So ist das Wachsen der Blätter und des Grüns überhaupt ordentlich komisch wegen der Schnelligkeit. Es ist, als fühlten die armen Pflanzen, daß die Freude nur kurz sein wird. Es geschieht eben hier zuweilen, daß noch Schnee auf die grünen Blätter fällt.

Ein Amüsement, das ich jetzt mir manchmal mache, ist ein Marionettentheater, das wirklich recht hübsch ist. Man spielt Stücke von Mahlmann, Falk u. a., worin sehr lustige und jetzt auch bedeutende Dinge vorkommen. Die Puppen werden gut maniiert und Doktor Faust, den ich vorgestern sah, war wirklich sehr hübsch. Prinz Radziwill, einige Offiziere, eine Gattung Menschen, die jetzt zu den besten hier gehört, und ich haben die Sache sehr en train gebracht, und es geht jetzt auch beau monde hin, ob sie gleich sich noch immer mit den Phrasen entschuldigen, daß man doch alles sehen müsse, einmal so etwas wohl angehe usf. wie in Goethes Jahrmarktspiel. Indes zeigt sich auch hierbei, wie wenig amüsable die Menschen sind. Schlegels Diktum von der ernsthaften Bestie fällt mir tausendmal ein, und man ist wahrlich in Verlegenheit, auf welches Wort man den Akzent legen soll. Der Prinz Zeisig, die betrogenen Teufel, sind wirklich Stücke von viel Talent, die man zehnmal lieber sieht, als die Menge elender oder mittelmäßiger Kotzebuescher oder Ifflandischer Dramen. Neulich beim Kronprinzen,

wo auch eine solche Komödie gegeben wurde, hat sich die Prinzeß Wilhelm, wie ich ihr gleich anmerkte, über mein Amüsement daran höchlich gewundert. Sie hat hernach gesagt, sie hätte es für Schmeichelei gegen die Königin gehalten, aber dann wohl gemerkt, daß es aufrichtig gemeint sei. Wenn sie aber auch diesen Umfang des Geschmacks und der Empfänglichkeit nicht hat, ist sie doch eine sehr treffliche Person. Nur sehr schade ist's, daß man sie gar nicht, aber auch gar nicht als bei solchen Gelegenheiten sieht. Die courartige Lebensart ist hier durchgehends sehr beliebt.

Hufeland*) hat seit einiger Zeit wieder, was Du doch Kohlrauschen erzählen mußt, hier magnetisiert, ordentlich nach Mesmerscher Art, und erzählte mir neulich einen Fall, der, wenn er wahr ist, sehr merkwürdig wäre. . . .

Es ist wunderbar, wie ordentlich jetzt die Zeit kommt, wo man zu allen den verborgenen und mystischen Dingen, die man in der eben vorhergehenden Periode verachtete und lächerlich machte, zurückkehrt. Was immer für das Zurückkehren ein ganz gutes Vorurteil erregt, ist, daß wirklich jene Periode des klaren und reinen, gar nicht tiefen Verstandes in vieler Rücksicht tadelnswürdg war und großenteils den Grund zur jetzigen Schwäche gelegt hat.

Freilich kann es mit der Mystik auch leicht zu weit gehen, aber das beweist eigentlich, daß in ihr mehr Wahrheit liegt. Das wahrhaft Rechte in allen Dingen liegt immer tief, ist nicht so leicht und klar zu demonstrieren, und wird eigentlich nur durch die echte und reine Stimmung des ganzen Gemüts gefunden, so wie nur aus einem rein gestimmten Instrument ein reiner Ton hervorgeht.

Aber meine Zeit ist vergangen, liebe Seele. Mit inniger und herzlicher Liebe ewig Dein H.

*) Angesehener Mediziner.

80. Humboldt an Caroline

Königsberg, den 2. Junius 1809

Ich wage noch nicht zu sagen, ob Theodors Fleiß sich jetzt erhalten wird. Wenn er es tut, so ist die Periode in ihm gekommen, die ich erwartete, wo nämlich sein Kopf eine bestimmte Wendung nimmt. Jeder Mensch hat sie. Bei Alexander kam sie sehr spät, fast wie ich schon in Göttingen war. Vorher wußte er zwar recht viel, hatte aber nur immer so aus einzelnen Antrieben von Ehrgeiz gearbeitet. Bei mir kam sie früh, kündigte sich aber mehr mit Fleiß als Geist an. Ein etwas freieres Talent und eine Art Witz zeigte sich erst mit den Anfängen der Verliebtheit.

Ich, liebe Li, führe mein Leben so ruhig und ziemlich unbedeutend fort. Außer der Sehnsucht nach Dir und jetzt einer Ängstlichkeit, die mir nur die Nachricht Deiner glücklichen Entbindung nehmen kann, nicht gerade traurig oder langweilig. Wie mit den Orten, geht es mir mit den Geschäften. Was ich tue, gewinne ich lieb und erweckt mein Interesse, und führt mich auch in mir weiter fort. Ich bringe jetzt manchmal ganze Vormittage in bloßen Elementarschulen zu. Bisher taten das die Minister nicht und blieben der Sache und die Sache ihnen fremd. Ich komme, ohne daß man es weiß, die Lehrer bleiben in Furcht, wenn sie schlecht sind, da ich, wie noch heute bei einem, der keinen Vers im Homer richtig übersetzte, mit frage und korrigiere, und finden sich durch den Anteil erfreut, wo sie gut sind. Dann ist's immer amüsanter, als Akten lesen. Man hört doch schöne Töne; höre ich freilich, daß die armen Jungens in einer dunkeln jämmerlichen Stube (die Schulhäuser sind hier fürchterlich) vom Soracte und Tiber lesen, so wird mir wunderbar zumute, daß ich ehemals da sein konnte und nun in eine so dumpfe Öde gebannt bin, aber auch das gibt hübsche gotische Gefühle, kurz, ich bleibe immer dabei, glücklich

muß man immer sein, und immer nur durchs Schöne; ist's nicht durch Genuß, so ist es durch Sehnsucht. Und mit dem Klassischen und Romantischen, dem Antiken und Gotischen, dem Vollgenuß an der gegenwärtigen Unendlichkeit in einer schönen, reichen, südlichen Natur und dem Brüten über einer idealen [Unendlichkeit] in einer Klosterzelle oder einer nordischen Gegend ist es immer, wie es in der „Resignation" heißt: „wer dieser Blumen eine brach, begehre die Schwester nicht!" Doch vollenden immer nur beide den Menschen. Ich mache darum nicht zur Regel, was leider auch den Glücklichsten unter uns fast immer geschieht, daß man darum bald das eine, bald das andre entbehren muß; ich meine nur, daß, wenn es das Schicksal so fügt, man nicht schwermütig, nicht untätig werden, sondern das jedesmal Gegenwärtige ergreifen, sich aneignen, heben und veredeln muß, und mir gelingt das fast immer und zu jeder Zeit leicht; nur bedarf ich von Zeit zu Zeit der Einsamkeit, und die gebe ich mir in reichem Maße. Heute z. B. bin ich seit Mittag nicht ausgewesen, habe gearbeitet bis vor einer halben Stunde, schreibe nun Dir und gehe dann zu Bett, und denke so fort an Dich, bis ich eingeschlafen bin, und mein erster Gedanke am Morgen bist wieder Du, wie mein erster Blick Dein Bild und das der kleinen Mädchen.

Mit der nächsten Post schicke ich Dir wieder Geld. Mit der Besoldung ist es doch besser, als ich dachte. Der Abzug für die brotlosen Offizianten ist für mein Gehalt nur fünf Prozent, jeder gibt aber mehr, da diese armen Menschen fast Hungers sterben, ich gebe acht Prozent, dagegen werden den Geheimen Staatsräten zwei Drittel in Gold bezahlt, und ein Friedrichsdor gilt jetzt sechs Reichstaler zwei Groschen. Wielange aber der König noch wird Gehälter zahlen können, ist eine andere Frage, von der wir nicht reden wollen. Preise mich glücklich, liebe Li, daß ich nur mit dem unschuldigen Kindergeschlecht zu tun habe und an keinen andern Sünden teilnehme.

Die Sache löst sich auf und geht zu Ende. Wer die Zügel fahren läßt, kann auch sehr geduldige Pferde nicht mehr lenken.

Wie lieblich die Einquartierung hier ist, kannst Du daraus sehen, daß, wo sie hinkommt, dem Hauseigentümer mit seiner ganzen Familie buchstäblich nur eine einzige Stube geblieben ist. Solche Agréments hat jeder Hausbesitzer seit dem Kriege hier sehr oft. Doch hat sonst Königsberg weniger durch den eigentlichen Krieg und nur mehr durch den gesperrten Handel gelitten. Aber im Lande ist die Not sehr groß. In einem Teil des Ermellandes ißt man wieder Brot aus Holz. Dies ist ganz buchstäblich wahr, und zwar nicht wie in Norwegen aus der doch wohl mehr Saft enthaltenden Borke, sondern aus den jungen Zweigen, die man im Frühjahr abschneidet, trocknet, zerreibt und so zerrieben einer kleinen Quantität Mehl beimischt. Und die Minister behaupten, daß einer solchen offenbar nicht nährenden, ungesunden Nahrung nicht abzuhelfen sei!! —

Für die Anzeige der Ausgaben für Kunstsachen vom Januar bis März danke ich Dir sehr. Es schmerzt mich äußerst, daß ich gegenwärtig nicht mehr darauf wenden kann, vielmehr mit allen größeren Einkäufen innehalten muß. Wir sind leider jetzt im Grunde auf mein Gehalt reduziert.

Kurz vor dem Abmarsch der Franzosen äußerte einer in einem gedruckten Aufsatz, daß nun die Hohenzollernsche Dynastie wieder ins Schloß kommen werde. Der damalige Zensor, kein Franzose, strich das, und auf Befragen um den Grund, sagte er bloß: sie ist ja noch nicht da. Darüber lachte neben der Indignation damals jedermann, weil der Hof in 14 Tagen erwartet wurde.

Es ist sehr möglich, daß der König noch den ganzen Winter über hier bleibt.

Lebe innigst wohl!

81. Caroline an Humboldt

Rom, 3. Junius 1809

Gestern, geliebtes Herz, habe ich einen verspäteten Brief und einen durch Welcker*) vom 2. Mai bekommen.

Du erwähnst so lieb des Monats Mai. Wohl ist's ein Monat der Schmerzen und der Freude. Ich war noch gestern beim Testaccio und bestellte ungern beim Weggehn, daß man das Gras schneiden sollte, denn es steht so hoch und ist durchaus mit so hohen Purpurrosen, Coquelico, bedeckt, daß die Säulen und die Pinie, die nicht ganz klein ist, nicht mehr zu sehen waren. So verschlingt die blühende Vegetation und das innere Leben der Erde selbst die Spur der Gräber. Ich kann nicht sagen, wie die dunkle Farbe der unzähligen Rosen dazu beitrug, dem Ort einen eigenen Charakter zu geben. Die Bäume, die wir zwischen die Zypressen pflanzen ließen, tragen eine lila Blüte, die wie Vanille riecht. Da dacht ich an Dich, mein liebes Herz, an die Kinder, an die Lebendigen und Toten und saß lange allein auf dem kleinen Kapitäl, indessen die Kinder draußen herumsprangen. Auch mir war es so oft schmerzlich, daß die kleine Luise so entfernt liegt. Die Süße! Ihr Leben war ein Blick und Verschwinden. Ach, wie tief fühle ich Deine Sehnsucht nach den Gräbern der Kinder und nach diesem Himmel!

Zu Deinem Geburtstag, mein teures Herz, habe ich Dir ein Geschenk machen lassen, das ich Dir freilich wohl erst in Berlin darbringen werde. Spät oder früh, weiß ich aber gewiß, wird es Dich freuen. Es ist das Bild der Adelheid und Gabrielle in einer Gruppe von Schick**) gemalt. Es ist vielleicht das Schönste, was Schick gemacht hat, und wird an Ausführung Carolinens Porträt übertreffen. Ich

*) Vgl. S. 169.

**) Das bekannte Bildnis der beiden Schwestern, das auch als Titelbild die Biographie „Gabriele v. Bülow" schmückt.

hoffe, Du ſchiltſt nicht mit mir, ich will auch weiter keine Ausgaben machen, aber es war mir ſehr ſüß, Dir dies Bild machen zu laſſen und ein Angedenken ihrer kindlichen Schönheit zu erhalten. Hätten wir doch eins von Wilhelm!

Adieu, mein Herz. Man erwartet hier die größten Dinge in hieſiger Veränderung in dieſen Tagen. Über Deutſchland gehn hier die wunderlichſten Gerüchte.

Addio!

82. Humboldt an Caroline

Königsberg, den 6. Junius 1809

Ich bin ſehr glücklich ſeit vorgeſtern, liebſtes Kind, ich habe Kohlrauſchs Brief vom 27. April mit der Nachricht Deiner glücklichen Entbindung erhalten. . . .

Du wirſt Dich an dem lieben Kleinen freuen, wirſt mit Vergnügen ſtillen und wirſt, wenn auch vielleicht oft mit Sehnſucht nach Theodor und mir, einen frohen Sommer haben. Das alles macht mich ſehr glücklich. Für das übrige wird der Himmel ſorgen. . . . Sehr fatal iſt es mir, daß ich heute ſchon hier ſchließen muß. Allein ich bin von Schauſpielern und Predigern überlaufen worden, die Poſt geht hier um Mittag ab, und ich möchte doch noch Papa und mehreren Menſchen Deine Niederkunft melden, vor allem Theodor und Laroche. Sie werden ſich unglaublich freuen. Papa erhält die Namensgeſchichte mit Theodor gewiß um 17 Jahr länger.*) Die Ausfertigung iſt in die Hände eines ſehr weitläuftigen Mannes gekommen, der Familiennachrichten fordert, und auch das Wappen muß geändert werden. Darüber vergißt Papa ſicherlich alles andere.

Küſſe tauſendmal den holden Kleinen! Sage ihm, daß ich

*) Vgl. S. 157.

ihn schon sehr lieb habe und mich darauf freue, ihn zu sehen. Wann wird das sein? — Hier ist noch alles sehr dunkel.

Gneisenau, der Colberg so tapfer im letzten Krieg verteidigte, und den ich viel sehe, hat mich oestern eine Variante des Goetheschen Königs Thule gelehrt, die ich nicht kannte, und die die alte Ausgabe ist, die mir sehr gefällt:

„War einst ein König in Thule,
Einen goldenen Becher er hätt'
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Totenbett!"

Es hat eine sehr einfache Naivität.

83. Humboldt an Caroline

Königsberg, den 9. Junius 1809

Daß Du einen Jungen hast, ist mir sehr lieb. Ich habe zwar die kleinen Mädchen unendlich gern, aber nun sind die beiden von den beiden Jungens ordentlich eingefaßt. Ach! möge uns der liebliche Knabe diesmal gedeihen. Mögest Du, noch ehe ich ihn sehe, viel Freude an ihm haben! Wann wirst Du ihn uns zuführen, oder suchen wir ihn bei Dir auf? Die Zukunft ist sehr dunkel. Harre ja ruhig aus; wie es ist, kann es nicht bleiben, nicht im Guten und nicht im Bösen.

Einen Menschen, der Dir immer sehr gut bleibt, habe ich gleich sehr mit Nachricht Deiner Niederkunft erfreut, den Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz*), der seit vorgestern hier ist. Er hat mich ganz mit der alten Herzlichkeit empfangen. Da aber König und Königin auf dem Lande wohnen, und er oft auch da ist, werde ich

*) Geb. 1779, † 1860, von 1816 ab Großherzog von Mecklenburg-Strelitz.

ihn vielleicht weniger sehen, obgleich die Entfernung nur klein ist. Ich aß eben beim König, als die Königin den Brief bekam, daß er abgereist sei. Sie freute sich unglaublich.

Des Prinzen erstes Wort, als er mir um den Hals fiel, war: „So viel Unglück mußte kommen, wenn wir uns nach Rom in Königsberg wiedersehen sollten!" Einer der Bedienten, die auch mit in Rom waren, begleitet ihn. Sein Gesicht frappierte mich sehr, es ist der, der mich die Nacht von des armen Wilhelms Tode nach L'Ariccia begleitete. Zoëga, der mich damals weckte, ist nun auch nicht mehr. Und vielleicht sind sie alle glücklicher als wir. —

In meinem Garten hat man jetzt die Orangenbäume aus den Treibhäusern gebracht, die Blüten duften ganz hübsch, die Fontäne springt, der Anblick auf die kraus geschnittenen Hecken und Buchsbaumfiguren ist vom Fenster herab ganz närrisch, und die Einsamkeit das Beste dabei.

Lebe wohl, süßes, einziges Herz. Ewig Dein H.

84. Caroline an Humboldt

Rom, 10. Junius. Mittag.

Soeben haben die Kanonen der Engelsburg uns die Veränderung des Gouvernements*) angekündigt, und man hört in der Stadt viele Trommeln gehn. Man hat die päpstlichen Wappen von dem Kastell abgenommen und die dreifarbige Flagge aufgesteckt. Man sagt, aber ob es wirklich so ist, weiß ich nicht gewiß, daß dem heiligen Vater zwei Millionen Francs

*) Napoleon hatte Rom zur kaiserlichen unmittelbaren Stadt erklärt und dem Papst die weltliche Herrschaft genommen.

Penſion, Monte Cavallo, St. Peter mit dem Vatikan und Caſtell Gandolfo verbleiben, und jedem Kardinal eine Penſion ausgeſetzt ſei, und man alle Kardinäle nach Rom zurückſenden werde. Miollis*) iſt wieder Gouverneur von Rom, Salicetti iſt hier.

Rauch benimmt ſich auf eine ſehr hübſche und wirklich zarte Weiſe gegen mich. Er hat es immer getan, aber er ſucht jetzt mehr mich fühlen zu machen, daß ich ganz über ihn disponieren kann.

14. Junius

Die Veränderungen der Regierung hier werden Dir die öffentlichen Blätter geſagt haben. Die ſpaniſche Legation iſt den 12. nach Turin abgereiſt, und Lebzeltern**) reiſt morgen abend ab. Das iſt für mich ein großer Verluſt; er war immer ſo gut und teilnehmend und zuvorkommend für mich. Vielleicht ſiehſt Du ihn in Deutſchland. Die beiden Rennenkampff ſind auch fort nach Paris. Die Abreiſe Alexanders***) hat mir recht leid getan. Tue mir die Liebe und ſchreibe zwei Zeilen an Deinen Bruder und an Schlabrendorff, und empfiehl ihnen Alexander.

Alexander Humboldt ſchreibt mir ſehr lieb, er invitiert mich gewaltig nach Paris und bietet ſich an, mir bis zum Mont Cenis entgegenzukommen. Er bietet mir Geld an, ſpricht viel von ſeiner Reiſe nach dem Ganges, äußert, Kohlrauſch möge ihn begleiten, falls er der Teemaſchine entginge†). Il a toujours le mot pour rire.

Das Wetter hat ſich ſeit acht Tagen ungemein ſchön gemacht. Aller Scirocco iſt verweht und der Lorbeer wiegt ſich hoch und

*) Franzöſiſcher General.
**) Vgl. S. 2.
***) v. Rennenkampff.
†) Kohlrauſch begleitete zwei engliſche Damen nach Deutſchland.

schwank in den blauen Lüften. Ich fahre jetzt häufig des Morgens von 6 bis 8 spazieren, und dann doch noch abends wie gewöhnlich, und in Albano, wo ich früher zu Bett gehn werde wie hier, wo immer viel Gesellschaft abends war, werde ich es regelmäßig tun. Die Morgenluft hat etwas unendlich Erquickendes. Heute morgen ½6 Uhr, wie herrlich standen die Zypressen auf Monte Mario in der Klarheit des eben erwachten Tages. Ach, könnte ich Dir den Anblick hinzaubern, mein teures Herz. Wo bist Du? Adieu, mein teures, liebes Herz.

85. Caroline an Humboldt

Rom, 17. Junius 1809

Gestern, teuerster Wilhelm, habe ich keine Briefe von Dir und überhaupt von niemand bekommen. Man sagt hier wunderbare Dinge von Berlin, und so gut ich auch Theodorn bei Laroche aufgehoben weiß, möchte ich doch auch Dich dort wissen. Wie wird in dieser generellen Umwälzung aller Dinge und aller Verhältnisse unser Schicksal sich entscheiden? Meine Lage ist hier immer dieselbe. In 14 Tagen gehe ich nach Albano und komme dann schwerlich drei Monate lang herein, denn man muß ja jetzt alles selbst beherrschen. In den letzten Tagen sind auf Befehl des Gouverneurs alle päpstlichen Wappen in der ganzen Stadt abgenommen worden, und auch ich bin dazu eingeladen worden. Es bleibt daher Via Gregoriana nur das königliche Wappen.

Dein letzter Brief hat mich darin bestätigt, was ich oft und eigentlich doch ununterbrochen über Dich gedacht habe, mein teures und geliebtes Herz. Du wirst freilich durch die Kraft Deines Willens, durch Deine seltene Parteilosigkeit, die aus dem reinsten Gefühl der Gerechtigkeit in Dir und der Achtung gegen menschliche Würde

entſteht, überall immer an Deinem Platz ſein, d. h. Du wirſt ihn füllen zur Zufriedenheit der andern, aber das betrachtende Leben wäre Deiner innerſten Natur eigentlich angemeſſener, und es macht mich doch manchmal traurig, wenn ich denke, daß Du tuſt und treibſt, was Du allein wohl nicht tätest und triebest.

Ich bin heut mit Adelheid wieder bei Schick geweſen, und er hat noch viel in ihren Kopf hineingearbeitet. Er, der ſonſt nicht ausnehmend bewundernd und lobend iſt, kann ſich nicht ſatt reden über das Sinnige dieſes Geſchöpfchens und alles, was jetzt nur noch leiſe von werdender Form darin angedeutet iſt. Gabrielle lehnt an die Schweſter. Das iſt das Bild der lieben Fröhlichkeit, und ich möchte ſagen der Wirklichkeit, ſo lieblich in ſich beſchränkt, ſo kindlich ſüß und zufrieden. Unbegreiflich wahr und tief hat Schick den Unterſchied dieſer beiden blühenden Geſichter aufgefaßt. Das Geiſtige im Auge der Adelheid und um den Mund der ganz eigene Zug von Gefühl und bewegtem Gemüt. Es iſt in der Natur ein Hauch, und ſelbſt dieſen hat ſein Pinſel nachzuahmen gewußt.

Für heute, meine liebe Seele, muß ich aufhören. Adieu, mein teures Herz.

86. Humboldt an Caroline

Königsberg, 16. Junius 1809

Dein Briefchen vom 10. dieſes Monats hat mich, ungeachtet ſeiner Kürze, ſehr glücklich gemacht, da ich ſehe, daß Du ſchon wieder ausgefahren biſt. Du ſchreibſt von den Bergen und warſt alſo ja wohl am Lateran. Genieße, teures, liebes Herz, noch recht die himmliſche Ferne, den Himmel, von dem man hier kaum ſo viel Idee hat, als ein Träumender vom Leben, verlebe den Sommer und Herbſt recht glücklich im Genuß der himmliſchen Gegend, mit dem Annahen des Winters wird ſich unſer Schickſal

entschieden haben, und wir werden sehen, wer von uns beiden zum andern kommt. Hier war vorgestern eine gräßliche Kälte und schon einige Tage vorher. In einigen Häusern heizte man wieder ein, und ich ging wieder beständig im Rock und Überrock. Heute indes scheint die Sonne und ist's morgen unstreitig wieder drückend heiß. Doch ginge das noch an, wenn nur die Natur hübsch wäre. Sie ist's freilich mehr, als in Berlin. Aber so gemein, lauter Bäume, Gras und Kräuter ganz konfus durcheinander gewachsen, ohne Form und Gruppierung.

Es geht mir damit ebenso wie mit dem Volk, vorzüglich dem weiblichen Teil, den man auch hübsch findet, weil die Mädchen meist ungeheuer dicke Arme haben und wie Milch und Blut aussehen. Ich schlage immer wie der Zöllner an meine Brust, und lobe mir die Olivenfarbe mit Formen, wobei doch ein Mensch noch mehr als Fleisch und Bein denken kann. Freilich sitze ich aber aus Ärger über diese schlechte Natur auch immer in der Stadt und komme nie aufs Land hinaus; nur neulich war ich einen Nachmittag bei Scharnhorst, der jetzt seiner Gesundheit wegen auf einem Dorfe wohnt. Es ist eins der hübschesten, in einer Art Laubwald, so wie die englischen Gärten — das hiesige Schönheitsideal. Der arme Mann ist seit einiger Zeit sehr kränklich, je mehr ich ihn sehe, desto mehr frappiert mich seine Ähnlichkeit mit Schlabrendorff.

Den Prinz von Mecklenburg-Strelitz*) sehe ich meistenteils einen um den anderen Tag, aber da er den ganzen Tag bei der Königin ist, immer erst um 11 Uhr abends. Er ist noch ganz der alte, in allen Stücken, uns ist er unendlich gut und sehnt sich recht nach einer Antwort von Dir. Wunderbar ist mir's gewesen, daß er in dieser ganzen verhängnisvollen Zeit auch keinen Schritt vorwärts getan zu haben scheint. Er ist sehr gut, sehr brav wirklich, auch

*) Vgl. S. 177.

von richtigem Urteil und Gefühl. Aber so war er auch immer schon vorher, alle guten Seiten in ihm haben sich erhalten, aber auch nicht gerade verstärkt, man sieht jetzt recht, daß er sehr früh eine abgeschlossene Größe gewesen ist, zu der sich nun nicht leicht mehr zusetzen läßt. Dagegen hat er durch die Jahre mehr, auch gar nicht an Liebenswürdigkeit verloren, er ist noch gleich kindlich und gleich vertrauend, wirklich man kann es nicht genug wiederholen, außerordentlich so, wie man wünschen könnte und müßte, es wären viele in ähnlichen Plätzen so. Rom liegt ihm noch immer wie mir in den Gedanken. Er hat gleich am ersten Tage mit der größten Wärme bis auf Gabrielen herunter nach allen Kindern gefragt. Dann nach allen Bekannten, alle Anekdoten, auch die kleinsten, sind ihm lieb und wert, den Norden haßt er nach Würden, und gegen diesen Norden des Nordens hat er Abscheu.

Gestern morgen besahen der König und die Königin von acht bis elf Uhr eine Pestalozzische Schule, die hier ist, so daß ich die ganze Zeit mit ihnen allein war. Sie sind beide immer sehr freundlich und gut mit mir, und die Königin hat mich bei der Gelegenheit, daß ich die Kinder singen ließ, wieder sehr mit dem Musikhaß geplagt. Es ist keine leichte Arbeit, jemanden, der nie einen solchen Unterricht gesehen hat, hineinzuführen, ohne daß er sehr staunt, und vielleicht oft lacht. Indes habe ich die Sache sehr künstlich gedreht, so daß der König gewiß eine gute Meinung von der Methode bekommen hat. Bei diesem Künstemachen wende ich mich immer an die Mädchen und verrechne mich nicht. Sie haben immer mehr Talent und helfen sich leichter als die Knaben.

Von Herzen Adieu! liebe teure Seele. Küsse die hübschen Mädchen und den Kleinen, den einzigen Mann Deiner Familie dort.

Ewig ganz und allein Dein H.

87. Humboldt an Caroline

Königsberg, 20. Junius 1809

Ich habe seit dem 10. Mai keine Briefe mehr von Dir, mein teures Kind, indes hoffe ich, daß mehrere auf einmal ankommen werden, und da Du damals schon ausfuhrst, so fürchte ich nicht mehr für Deine Gesundheit. Ich habe schon zweimal von dem kleinen, für mich noch immer namenlosen Jungen geträumt. Er war sehr schön, ich sah ihn, wie Ihr ihn mir beschrieben habt, nur, wovon Ihr mir noch nichts gesagt, mit sehr großen hellblauen Augen. Diese Nacht war er auch mit uns und sprach schon. Das letztere, denke ich, soll keine Vorbedeutung sein, daß ich ihn nicht eher, als bis er spricht, sehen werde. Die Zeit, die uns noch trennt, scheint mir unendlich, und doch weiß ich nicht einmal recht zu sagen, wie es mit Deiner Rückkunft wird sein können. Alles hängt vom Kriege, seiner Dauer und seinem Ausgange ab. Es ist eine wahrhaft traurige und qualvolle Zeit.

Stell Dir vor, welch neues Unglück den armen Rittmeister*) betroffen hat. Der ganze Hof seines Guts mit Wohnhaus und allen seinen Habseligkeiten ist in einem Nachmittag abgebrannt. Alle Wirtschaftsutensilien, bis auf das kleinste, alles Saat- und Brotkorn und Pferdefutter liegt unter dem Schutt. Sie wohnen in einem alten stehengebliebenen Hause in einer einzigen Stube und Kammer, und haben, wie er ordentlich rührend hinzusetzt, mit allen ihren Sachen jetzt Raum genug darin. Seine Nachbarn haben sich, wie er rühmt, seiner sehr angenommen und ihm sehr viel gegeben. Es ist schrecklich, diese Familie so untergehen zu sehen und doch sehe ich gar nicht, was ich jetzt für sie tun kann. Du weißt am besten unsre eigene wirklich bedenkliche Lage, und was die Sache vorzüglich arg macht, ist der Mangel alles Kredits.

*) Vgl. S. 107.

Es ist selbst für ungeheuere Zinsen, selbst für gute Sicherheit kein Geld zu haben. . . .

Das Wetter ist hier schrecklich, ein so kalter Regen, daß viele wieder einheizen und ich wieder in völliger Wintergarderobe gehe. Es ist hier auch nur eine Stimme darüber, daß es in diesem Lande nur eine schöne Jahreszeit gibt — den Winter. Sonst führen alle Menschen ihr einförmiges Leben auf eine so schrecklich langweilige Weise fort, daß man wirklich keinen Begriff hätte, wie sie's auszuhalten vermöchten, wenn man es nicht mit ihnen aushielte. Ich vergehe aber auch manchmal wenigstens zur Hälfte, und nehme dann irgend ein außerordentliches Vergnügen vor, was sich aber auch höchstens bis auf eine schlechte Komödie oder ein Puppenspiel bringen läßt. Dabei bleibt der Geschäfte wegen sogar sehr wenig Zeit für etwas anders als Geschäftsarbeiten und Briefschreiben. Hätte ich nicht einen so unerschöpflichen Fonds von Heiterkeit und selbst von Amüsabilität, so wüßte ich gar nicht, was aus mir würde. Das aber rettet mich, und ich bitte Dich, nicht bange zu sein. Während fast keiner meiner Bekannten da ist, der nicht an Fieber oder Zahnweh oder Schnupfen leidet, bin ich immer gesund, sehe wohl aus, ärgere und amüsiere die Leute, wie es der Zufall gibt, und harre der Dinge und Zeiten, die da kommen sollen. Oft freilich falle ich in tiefe Wehmut über die verlorene Zeit.

Wie schön ließen sich diese Monate, die nun mächtig zum Jahr anwachsen, in Rom mit Dir verleben, mit wie anderem Gewinn für Geist und Gemüt. Ein Zusammenleben wie das unsere ist so selten und dürfte daher nicht so lange unterbrochen sein. Doch muß ich leider noch immer, auch für unsere Privatlage, billigen, daß ich hier blieb. Kann ich auch für den Augenblick wenig tun, so bin ich doch da, wenn irgend ein wichtiger Moment eintritt, und mit Deinem Vater kann es in jedem Augenblick der Fall sein. Kurz, es ist nichts zu tun, als zu warten, das Ende

der Dinge zu sehen und dann irgend einen kühnen Entschluß zu nehmen. Denn, daß sich die Sachen so leise und sanft lösen werden, daß man nur fortzuschlendern braucht im alten Gleise, glaube ich nicht. Auch lasse ich unsern Lebensplan nicht länger unentschieden, als es unumgänglich notwendig ist. Zwei gewisse Pole sehe ich schon jetzt darin: Hier bringe ich Dich nie her, und hier wohnen wir nie; Frankfurt a. d. O. sind die Säulen des Herkules; die jenseits wohnen, muß man mit Homer σχετλίους nennen, die alles, auch das Unzuversuchende, versuchen; dort jenseit der Alpen wohnen wir so oft und so viel wir können. Was dazwischen geschieht ist Not, aus der Klugheit eine Tugend macht. Bleibt mir nur Deine Liebe, behalte ich nur Dich, so ist mir für nichts auf der Welt bange.

Lebe ruhig und heiter, sage mir jeden stillen Wunsch, jedes leise Verlangen und sei sicher, daß ich alles daransetze, es zu erfüllen. Adieu! mein allerteuerstes, einzig liebes Herz.

88. Humboldt an Caroline

Königsberg, 23. Junius 1809

Ich habe gestern einen sehr süßen Geburtstag durch Deine Liebe gehabt, mein ewig teures Kind. . .

Mit mir steht es nach der reiflichsten Überlegung so: ich muß ehrlich gestehen, daß hier die Sachen überhaupt und mit mir nicht so sind, daß ich gebunden wäre, und daß ich nicht mit Recht Lust haben müßte, noch zurückzugehn. Man hat keinen Staatsrat errichtet, zu dem ich berufen war, man läßt mich allerdings ganz frei, aber die anderen Geheimen Staatsräte sind es gar nicht, und dies ist bloß Folge meiner und Dohnas Persönlichkeit. Wenn Dohna abginge (und dies Ministerium ist so, daß es sich

nicht halten kann) und das Verhältnis nicht anders würde, ginge auch ich. Die Stelle in Rom ist noch unbesetzt und ich halte sie künstlich so fort. Auf die Minister nehme ich keine Rücksicht mehr. Ich bin mit allen gut, aber meine Rechnung mit ihnen ist abgeschlossen, und sie wissen, was ich von der jetzigen Regierung im Innern denke. Den König würde mein Zurückgehn ärgern, aber er ist gegen mich so gut, daß ich ihm nur zu sagen brauchte: es ist nun einmal mein Glück, um es augenblicklich zu erlangen.

Ich halte nicht viel vom Nutzen, den man äußerlich stiftet. Mein wahres Glück bist nur Du, und mein inneres Leben und das letztere gewinnt in jeder Lage, da ich mich immer gleich hineinfinde und ihr irgendwoher Interesse abgewinne.

Wenn Du nur, wie Du immer tatest, Dich selbst mir lässest, so bin ich immer geborgen und glücklich. Du bist in mein ganzes Innere verwebt, und wenn ich auch nicht bei Dir bin, denke ich und lebe ich doch ewig in Gedanken mit Dir.

Ewig Dein H.

89. Caroline an Humboldt

[Rom], 24. Junius 1809

Mein teuerstes Herz! Deinen Brief Nr. 54 habe ich gestern empfangen und sehe nun der Nachricht entgegen, daß Du meine Entbindung erfahren hast. Wie rührend und doch wie süß ist es mir, Deine Besorgnis um mich in Deinen Briefen zu lesen, während ich so wohl und nun schon ganz hergestellt bin, denn das bin ich wirklich. Ängstige Dich nicht um Kohlrauschs Abreise. Die Kinder sind so, wie wir es nur wünschen können, und morgen über acht Tage gehe ich auf das Land. Die Hitze ist noch nicht stark, 22 bis 24°, aber viel Scirocco, was sie drückend macht. In Albano soll es viel kühler sein.

Die Taufe ist in St. Peter glücklich vollzogen worden*). Beim Aufschmieren des Salzes und Öles weinte der Kleine, aber wie man ihn über den Taufstein bog und das Wasser aufgoß, lachte er laut. Der kleine Junge ist wirklich sehr hübsch und dick und fett.

Wie süß sind mir in Deinem Brief die Worte: „wer nur der Liebe irgend wert ist, kann auch auf Liebe bauen", und „das einzig Feste in der Welt sind die Menschen und ihre Empfindungen". Ja, und daran knüpft sich auch alle Hoffnung auf Unzerstörbares und Ewiges, daß das Bewegliche in der moralischen Welt eigentlich allein das Stete und Unvernichtbare ist. So lebt und webt unsterblich der Gedanke des Menschen, und er ist's, der unsichtbar Menschengeschlechter zusammenhält und Jahrhunderte verknüpft und uns lebendig wieder anspricht aus dem überlebenden Lied, aus der Form, die er dem Stein in Gestalten und großen Monumenten aufgedrückt hat. Selig und glücklich, wer den Drang seines Gemüts so hat aussprechen können, selig auch, wer in stiller und heiliger Liebe ihn in der zarten Pflege der Kinder in andere Seelen überträgt. Es ist immer alles eins und dasselbe. Wo Fülle und Kraft und Gesundheit der Empfindung ist, drückt sie sich immer mächtig aus, und erweckt wieder das Mächtige und Unsterbliche.

Auf den Kleinen wieder zurückzukommen, ich habe ihn Carl Friedrich Georg Heinrich Hermann genannt, und im Hause nennen wir ihn Hermann. Dein und mein Name, und daß er im Palazzo della Legazione di Prussia geboren ist, steht nun im Kirchenbuch von St. Peter.

Ist der Hagen**), der nach dem römischen Posten strebt, ein Bruder des Geheimen Finanzrats? Die neueren Vorfälle in Rom werden wohl alle Ideen auf Gesandtschaftsstellen hierher fürs erste

*) In Ermangelung eines evangelischen Geistlichen mußte die Taufe nach katholischem Ritus vollzogen werden.

**) Vgl. S. 75.

beseitigen. Ich lebe jetzt, wie Du Dir wohl vorstellen kannst, sehr allein in den Abendstunden, wo sonst die Menschen kamen, da Kohlrausch, Lebzeltern, die Rennenkampffs und Bruns*) nicht hier sind. Wie sehr wünschte ich, daß Dein Vorschlag in Hinsicht Welckers**) ausgeführt werden könnte. Es ist doch ein sinniger Mensch. Ich würde viel Genuß haben, ihn die letzten Monate hier zu sehen. Rauch beträgt sich ungemein fein, zuvorkommend, mit großer Zartheit, Sinn und Verstand gegen mich seit Kohlrauschs Abreise. Ich kann ihn nicht genug loben.

Über Deine Reflektionen wegen der Küche habe ich lachen müssen. Du hast nicht den Überschuß gegessen, dafür sei ruhig, aber im Durchschnitt waren wir in der Regel zehn und jetzt fünf, und vorigen Winter sechs. Im Mai war die Küche sehr teuer, weil ich alle Tage ein Huhn haben mußte auf Kohlrauschs Befehl, und wegen der ersten Früchte, dann die Geburtstagskuchen und ein Diner zu Augustens***) Geburtstag.

Adieu, geliebtes Herz. Ewig Dein.

Zwischen den Zeilen dieses Briefes steht mit unsichtbar gewesener Tinte, jetzt kaum mehr lesbar:

Am 10. wurde die Regierungsveränderung angekündigt. Am 11. erschien die Bulle, mit der der Papst den Kaiser und alle seine Minister und Helfershelfer exkommuniziert und bis in die dritte Generation verflucht, die ganze Familie. Er hat alle Schriften, größtenteils gedruckt, auch hierher ins Haus geschickt. Ich weiß aber kein Mittel, sie Dir zukommen zu machen. Am 14. wurden alle Menschen arretiert, die aus dem Quirinal hinausgingen. Am 14. und 15. abends wurde dem Palast das Wasser abgezogen, allein am 16. früh

*) Vgl. S. 92.
**) Vgl. S. 169.
***) Tochter der Frau Brun.

wieder hingeschickt, und seitdem ist diese Vexation unterblieben. Salicetti reiste den 17. ab und alle [?], so daß vielleicht acht Tage lang nicht 200 Mann in Rom waren. Man befürchtet Debarkation der Engländer auf drei Punkten und vor den Pontinischen Sümpfen. Der König und die Königin von Neapel werden erwartet, kommen aber immer nicht an. Man glaubt hier Deutschland in offenem Aufruhr. Die Exkommunikation ist in 11 Hauptkirchen angeschlagen gewesen. Die Fulminazion*) ist drei Tage darauf in der Kapelle des Vatikans, die schwarz dazu ist ausgeschlagen worden, vollzogen.

90. Humboldt an Caroline

Königsberg, 27. Junius 1809

An meinem Geburtstag aß ich zufällig beim König. Die Königin war krank und blieb in ihrem Zimmer. Der Prinz von Mecklenburg war, außer den gewöhnlichen langweiligen Tischgenossen, der einzige Fremde. Es ist sehr viel über Rom gespaßt worden und die prätendierte Ähnlichkeit von Königsberg damit; unter anderem gibt es hier eine Art von Dreckhügel hinterm Schloß, dessen sich Rauch vielleicht erinnert, und den ich immer den tarpejischen Felsen nenne. Der Kronprinz, der ein hübsches, munteres Kind ist und Rom nach den kleinen Kupferstichen von Cipriani wirklich sehr gut kennt, tat die närrischsten Fragen, die den Vater sowie das ganze Gespräch parodierten. Gegen mich ist der König immer sehr gut und spricht auffallend viel mit mir. Den Prinz von Mecklenburg sehe ich einen um den andern Tag, abends um 11 Uhr. Wir bleiben dann bis Mitternacht zusammen und niemals, ohne von Dir zu reden. Er versichert,

*) Bannstrahl.

daß er es ſich gar nicht würde denken können, daß unſer Haus nicht mehr in Rom exiſtierte.

Bei Prinz Wilhelm, der ſonſt niemanden in der Welt bittet, aß ich neulich. Es tut mir ſehr leid, die Prinzeſſin*), da das Haus gar keine Beſuche annimmt, ſo ſelten zu ſehen. Sie ſcheint ſehr intereſſant und iſt manchmal wunderſchön, ob ihr gleich zur wirklichen Schönheit viel abgeht. Sie hat etwas Antikes, aber nicht Griechiſches, dagegen das Große und Edle der Züge und den Mangel an Freiheit und Vollkommenheit, wie man es zuſammen in den altrömiſchen Köpfen findet. Von Geſtalt iſt ſie groß und wohlgebaut. Ehemals iſt ſie, wie man mir ſagt, zu ſtark geweſen, jetzt iſt ſie eher das Gegenteil.

Die Fürſtin von Rudolſtadt**) hat mir einen ſehr lieben Brief geſchrieben. Sie iſt uns ſehr gut. Ob wir noch einmal wie ihre wahren Vaſallen die goldene Aue beherrſchen werden? Es iſt ſchrecklich, wie man zurückkommt. Alles jenſeit der Oder ſcheint mir jetzt ſchon bezaubernd, und die goldene Aue kommt mir wie der Vorhof von Italien vor.

91. Humboldt an Caroline

Königsberg, den 29. Junius 1809

Herzlich gern erlaube ich Dir, Dich in Neapel zu etablieren. Man iſt in keinem Lande recht heimiſch, in dem man nicht ein paar Jahreszeiten geſehen hat, und man kann nicht heimiſch genug in den ſüßen zaubervollen Gegenden ſein. Es freut mich auch ordentlich, daß Du dann mehr geſehen haſt als ich. Doch iſt mir nicht bange für mich. Wie es auch komme; ehe ich ſterbe,

*) Vgl. S. 135.
**) Vgl. S. 43.

sehe ich Neapel gewiß. Das Leben ist lang, die Welt klein und die Postpferde rasch. In vier Wochen ist man von einem Ende Europas zum andern. Heute vor 18 Jahren,*) gute Li, dachten wir auch nicht so gewiß, so lange in Rom zu sein, und vieles wird die Zukunft noch tragen, was wir jetzt nicht ahnden. Die meisten Menschen leben nur so einförmig, weil sie keinen Sinn für ein anderes Leben haben, und es ihnen auch an Mut und Kühnheit fehlt. Bei uns ist keins von beiden der Fall.

Ich habe mich heute von allem losgemacht und bin außer der Zeit des Mittagessens ganz zu Hause geblieben. Meine liebste Existenz ist diese. Meine Wohnung ist hübsch und freundlich; ruhig und still darin zu arbeiten und dabei in der Vergangenheit zu leben, ist mein süßester Genuß. Keinen Tag aber sehe ich so gerne wiederkehren, als diesen; er ist mir wie unser gemeinschaftlicher Geburtstag; er hat mein höchstes Glück gegründet, ich hatte vorher, wie ich recht gut weiß, manche Anlage, und trug manches in mir, aber Du erst hast mir die wahren Richtungen gegeben. Ich habe manchmal eine ordentlich unglückliche Unabhängigkeit im Denken, und habe mir oft gedacht, wie es geworden wäre, wenn ich Dich nicht geheiratet hätte. Das Beste wäre in mir untergegangen oder kaum entstanden; ich hätte mich sicherlich in ein sehr alltägliches Leben herabziehen lassen, hätte vielleicht und höchstwahrscheinlich nie einen andern Himmel gesehen, nie die Alten empfunden, wie jetzt, nie eigentlich das Innerste und Tiefste des Menschen erkannt. Es ist unbegreiflich und auch in Worten nie auszudrücken, was das innige und unaufhörliche Eindringen in ein Wesen, wie Du bist, erschließt. Alle Tiefen des Daseins liegen in einer großen, reichen Seele, und sie werden immer klarer und klarer dem, der das Glück hat, in einer solchen eigentlich heimisch zu werden. Ein recht mensch-

*) Der Hochzeitstag.

liches Daſein, und ich glaube, es hat nie ein menſchlicheres gegeben, als das Deine, reißt von ſelbſt gleichſam alle Schickſale an ſich und verwebt ſie mit ſich. Es geht notwendig durch alle Töne der Freude und des Schmerzes, es umfaßt alle Gefühle und löſt ſie immer in reine und idealiſche Menſchheit auf. Es iſt nichts Schönes auf und nichts Erhabenes über der Erde, zu dem es den Sinn nicht feiner und ſtärker macht. Es verbreitet ewig Segen um ſich und lebt fort, ſelbſt wenn es lange nicht mehr da wäre, in dem Geiſte, den es geſchaffen oder neu belebt hat. Acht Kinder haben wir nun in dieſen ſo ſchnell verflogenen Jahren gehabt und die, welche wir einigermaßen entwickelt ſehen, und ach! ſahen, ſind und waren unleugbar und ohne alles Vorurteil alle von ſehr origineller Natur. Keins wird, dabei bleibe ich, eigentlich Dich wiedergeben, es iſt auch nicht möglich und nicht gut, daß ſich zweimal dasſelbe darſtelle. Wer wirklich viel in ſich iſt, bleibt ſchlechterdings einzig, und darum iſt es ſo unendlich wichtig, die doch immer flüchtige Erſcheinung recht zu faſſen und aufzunehmen. Das iſt auch immer mein tiefſter Kummer bei unſerer Trennung, wenngleich die eigentliche und beſtändige Sehnſucht und Wehmut ſchon aus dem menſchlichen und natürlichen Gefühl entſpringt, daß man ſich lieb hat und gern beieinander iſt. Aber in jedem unſerer Kinder wird ſich ein Charakter und ein eigener entwickeln, dafür ſtehe ich, und das iſt ſehr ſelten. Das kann nur ſein bei einem ſolchen Reichtum von Gemüt, als Du beſitzeſt, und bei einem ſo herzlichen Streben, dies Gemüt in mich aufzunehmen und frei walten zu laſſen, als ich gewiß habe. Selbſt die beiden ſo früh hingegangenen Knaben hatten ſchon eine ſo beſtimmte Form, daß man ſie ſich in einer gewiſſen Vollendung denken kann. Denn man muß auch nicht zu viel Böſes vom Tode ſagen. Neben dem Schrecklichen des Abſchneidens hat er auch wieder das Schöne, daß er das Edle und Hohe in einem Gemüt dem flutenden Wechſel der Zeit entreißt und es abgeſchloſſen und

vollendet zur Liebe und Bewunderung hinstellt. Er ist ein Vermittler zwischen dem Ewigen und Vergänglichen, und wenn man je einmal auf die Stufe kommt, ihn rein und ganz von dieser positiven Seite zu betrachten und des Wahns der Vernichtung los zu werden, wird er nicht wie ein Zerstörer, sondern wie ein Bruder des Lebens erscheinen.

Es ist nicht zu sagen, welche Quelle des Glücks und des Trostes sich plötzlich öffnet, wenn der Mensch von den äußern Lagen ab zu sich heimkehrt. Aber ich zweifle, daß der Mensch es recht kann, oder wenigstens, daß er es ohne das Gefühl der Kraftäußerung dabei, die immer das eigentlich Wohltätige hinwegnimmt, kann, wenn er nicht weiß, daß ein Wesen durch Liebe an ihn gekettet ist, daß er zu einem doppelten zurückkehrt, wenn er sich in sich verschließt. Wem dies wird, der ist allein der Glückliche, und kann auch eigentlich nur der sein, der alles ohne Unvollendetheit umfaßt. Das fühle ich beständig, und des freue ich mich, da der Mensch einmal sinnlich an Tagen hängt, immer besonders am heutigen.

92. Caroline an Humboldt

Rom, den 5. Julius 1809

Wie glücklich hat es mich gestern gemacht, mein teuerster Wilhelm, endlich zu wissen, daß Du die Nachricht meiner glücklichen Entbindung bekommen hast. Den 4. Juni, wo Du mir schriebst, daß Dir Kohlrauschs erster Brief zugekommen, war ich alle tre fontane. Diese einsame Gegend hat etwas tief Ergreifendes für mich. Ich schweife überhaupt noch viel in der Gegend herum.

Wie oft denke ich mir Dich, wie Du in alle Details Deiner Stelle eingehst — den Lehrern wirst Du wohl freilich hie und da ein Schrecken sein, dem Kindergeschlecht gewiß ein Trost. Aber die

unglücklichen Menſchen, die Brot aus Holz eſſen! Es hat mir einen eigenen tiefen Eindruck gemacht — und Du, der vom Soracte und dem Tiber überſetzen hörſt, während Dich die Wüſte umgibt. Du wäreſt doch es viel mehr wert, hier zu ſein, als ich.

Zwiſchen den Zeilen: Iſchia und Procida ſind von den Engländern genommen, und die Kugeln ſind bis auf die Chiaja in Neapel geflogen. Von den 38 Kanonenſchaluppen, die im Hafen gelegen haben, ſind 30 zerſtört. Man fürchtet in Neapel noch andere Evenements, und der König ſcheint darum nicht herzukommen. Hier erwartet man ſtündlich die Zurückkunft des nach Wien geſandten Kuriers, und man verſichert, er ſei vorgeſtern abend hier durch nach Neapel, von wo aus jetzt alle Befehle hierher kommen, gegangen. Dieſe Nacht ſind aufs neue alle Spanier hier arretiert worden und fürs erſte in die Kirche del Geſù geführt worden. Der Zuſtand der Dinge iſt hier ſo, daß er ſchwerlich in dieſer Spannung lange dauern kann. Monte Cavallo iſt zu bis auf eine kleine Porticella, und der Platz ſteht voll Soldaten, beſonders Gensdarmen, alles was herankommt, wird durchſucht. Vor einigen Tagen wurde der Württembergiſche Chargé d'Affaires, der mit Erlaubnis des Generals hineingegangen war, arretiert.

Den 6. früh 5 Uhr wurde der Papſt*) weggebracht! [Zehn Zeilen teils verbrannt, teils unleſerlich.] . . . von da nach Porta del Popolo, wo ein Reiſewagen mit ſechs Poſtpferden ſtand. Die Poſtillione weigerten ſich zu fahren, als ſie den Papſt erkannten, und fielen auf die Knie. Der Papſt gab ihnen den Segen und ermahnte ſie, zu fahren, denn die Gensdarmen hatten die Säbel gezogen . . . [Weiteres unleſerlich.]

*) Pius VII. wurde durch General Rudet gewaltſam nach Savona entführt.

93. Humboldt an Caroline

Königsberg, 6. Julius 1809

Zuerſt meinen innigen Dank für Deine Sorgfalt, mir ein Geburtstagsgeſchenk vorzubereiten. Wie ſollte ich ſchmälen? Die kleine Zeichnung macht mir ſo viel Freude, und ein Bild iſt doch unbegreiflich mehr. Ich freue mich im voraus unglaublich darauf. Wie Du in Paris warſt, hatte Schick mehrere Kompoſitionen gemacht, allein damals waren die Mädchen zu klein. Wie haſt Du ſie nur jetzt zum Stillſitzen gebracht? Wann werde ich nur das Bild ſehen?

Bei dieſer Frage fällt mir natürlich die neueſte Veränderung Roms ein, die ich geſtern nach Deinem Brief ahndete und heute ſchon in Zeitungen leſe. An Geſandtſchaft dort iſt nicht mehr zu denken, und es iſt ſehr die Frage, ob Preußen in ſeinen jetzigen beſchränkten Verhältniſſen je eine eigene Geſandtſchaft mit Neapel errichtet. Schreibe mir, wie es mit dem Wappen*) geworden iſt?

Mein Aufenthalt hier fängt an, mir in tauſend Rückſichten läſtig zu werden, und doch kann ich ihm noch kein Ende finden. Teils ziehen und zerren ſich die Sachen, wegen deren ich herkam, unendlich in die Länge, teils iſt die Nähe des Miniſteriums für viele Verhältniſſe ſo notwendig, daß ich, wenn ich zurückgehe, wieder tauſend Ungelegenheiten empfinden werde. Daß der König ginge, davon iſt gar keine nahe Hoffnung abzuſehen. Und doch wäre es ſo nötig, es iſt nur Grille und Verblendung. Es iſt unendlich traurig.

Lebe herzlich und innig wohl.

*) Mit dem päpſtlichen Wappen. Vgl. S. 180.

94. Caroline an Humboldt

Rom, 14. Julius

Da ſitze ich und erwarte ängſtlich die Briefe von der Mailänder Poſt, und habe alles einpacken und alles Nötige nach Albano ſchaffen laſſen, wohin ich heute abend mit den Kindern und der Laura Zoëga gehe. Du wunderſt Dich gewiß, mein liebes Herz, daß ich die Laura mit mir nehme. Aber das arme Ding war in einer fatalen Lage, ganz allein, ihre Heirat akroſchiert ſich am Gelde und dem Auskommen.*) Wenn ich von Albano zurückkomme, ſo kann entweder Laura gleich heiraten — der Verlaſſenheit des Mädchens wegen wird der franzöſiſche Direktor auf meine Bitten es erlauben, denn es iſt eigentlich gegen die Ordnung der Akademie — oder wenn aus der Heirat noch nichts wird, ſo habe ich Schubarts Verſprechen, daß er ſie in einer Familie einmieten will. Denn über den Oktober hinaus habe ich mich zu nichts engagiert. Mein Hauptbeweggrund war, daß Zoëga ſo viel Liebe und Güte für unſre Kinder, namentlich für Theodor, hatte, und daß man ſich auch ſchon einmal ein klein wenig genieren kann, um anderen ein reelles Gute zu tun. Letzteres ſage ich in Hinſicht der Li, die ſehr gegen dies Mitnehmen der Laura nach Albano war. Allein ſie ſchämt ſich jetzt deſſen. Ich hoffe, Du liebe freundliche Seele wirſt nichts dagegen haben, koſten tut es mich wirklich wenig mehr.

Rauch iſt Gott ſei Dank wieder ohne Fieber, nachdem er 60 Stunden lang ein ununterbrochenes hatte, was mich ſehr ängſtigte. Er geht mit nach Albano. Die Kinder ſind alle himmliſch geſund, munter und blühend.

Adieu mein Herz. Ewig Dein.

*) Der König von Dänemark ſollte die Manuſkripte Zoëgas kaufen und dafür den Kindern eine kleine Leibrente geben.

95. Humboldt an Caroline

Königsberg, 17. Julius 1809

Die römische Katastrophe hat mich unsertwegen sehr geschmerzt. Ich hatte nie ganz meine alte Stelle dort aus dem Gesicht verloren und nun ist so gut als alle Hoffnung auf Italien verschwunden. Ein Gesandter ist in Rom nicht mehr möglich, höchstens ein Agent, und ob und wann sich die Sachen in Neapel wieder anknüpfen, ist höchst zweifelhaft. In dieser Rücksicht muß ich noch zufrieden sein, daß ich meinen jetzigen Posten angenommen habe. Können wir nicht in Italien sein, bleibt er immer der ehrenvollste, nützlichste und angenehmste, auf den ich rechnen konnte. Eine andere Gesandtschaftsstelle könnte uns wenig nützen, und fast keine uns behagen. Indes sind das alles leidige Trostgründe, der einzig gründliche bleibt bloß der, so wie sich die Sachen, die jetzt in chaotischem Gewühl sind, gestaltet haben, seine Rechnung abzuschließen, seine Lage zu verengen, aber unabhängig zu machen und den Himmel, unter dem man lebt, unabhängig von aller Rücksicht, die Kinder allein abgerechnet, zu wählen. Du scheust eine beschränktere Lage nicht, wir haben wenig Bedürfnisse, unser inneres Glück, selbst unsere Vergnügungen, die Dinge, die uns im großen und kleinen Freude machen, fordern nicht gerade Aufwand, wir können, auch wenn Verluste, die man jetzt nur besorgt, wirklich würden, noch sehr glücklich leben. Allein ohne Änderung aller großen Umstände, die indes immer möglich ist, denke ich an kein Zurückziehen aus dem Dienst. Ich bin gesund, voll Kraft und gutem Willen für alles, woran ich einmal Hand anlege, wenn es mich sonst auch wenig interessiert, also geht die Arbeit mit mir immer gut. Auch fasse ich leicht Wurzel, wo ich bin, und komme im Dienst gewiß eher weiter als zurück.

Verzeih, daß ich so oft auf diesen Gegenstand und die Zukunft zurückkomme. Man sollte es eigentlich nicht, weil es, genau ge-

nommen, nichts hilft. Allein man kann ſich nicht enthalten, ewig und ewig fort daran zu denken.

Deine Schilderung des Teſtaccio hat ſehr meine Sehnſucht erregt, das Gras und die Roſen müſſen himmliſch ausgeſehen haben, wenn ſie ſo groß waren, um die Säulen und die Pinien zu verdecken. Die lieben beiden Knaben ruhen ſehr ſüß und ſchön da. Luiſe weit entfernt, und wir einſt, liebe Li? Wo wir? Der Tod hat unſer Wanderleben viel tiefer in unſer Daſein verwebt, als es gewöhnlich geſchieht. Es iſt freilich ſüß, alle vor ſich Verſtorbenen in heimiſcher Erde um ſich zu beſitzen und ſich zu ihnen zu verſammeln. Allein dieſes Ruhen in fremdem Boden und unter ſchönerem Himmel hat auch etwas Süßes, beſonders in uns, die wir doch beide unſer Empfindungsdaſein nur in den Kindern finden, und aufwärts an wenig oder nichts anknüpfen können.

Alſo wird der Pupo in St. Peter getauft, der Glückliche! Daß er ernſt und böſe ausſieht, iſt recht gut. Jetzt die Welt mit freundlicher Miene zu betreten, wäre wirklich Lügen.

Ich gehe vielleicht mit Prinz George*) nach Memel. Ich habe ihm ernſtlich vorgeſtellt neulich, daß wir dies Land nicht genug genießen, worüber er ſehr gelacht hat.

Lebe herzlich wohl. Ewig Dein H.

96. Humboldt an Caroline

Königsberg, 18. Julius 1809

Es iſt hier ein ſchreckliches Wetter. Seit drei Tagen gehe ich nicht bloß auf der Straße immer im Rock und Überrock, ſondern ziehe auch in der Stube, wo ich nicht muß, den Überrock nicht aus. Ach, komme nur ja nicht in dies Bärenland,

*) von Mecklenburg-Strelitz. Vgl. S. 177.

liebe Seele, und bleibe, bis wir alle in ein wenigstens etwas milderes Klima gezogen sind. Zwar denke ich noch nicht den Schreckensgedanken, Königsberg nur mit dem Hof zu verlassen, da dies sehr lange währen kann, allein gewiß ist es, daß meine Privat- und öffentlichen Geschäfte doch hier in der Nähe der Ministerien bei weitem besser vonstatten gehen. . . .

Deine Zufriedenheit mit Rauch ist mir ein ungemeiner Trost. Du wirst Dich daher doppelt über das freuen, was ich für ihn getan habe und ihm heute schreibe. Der König hat ihm auf meinen Antrag seine Pension*), die nur 125 Taler betrug, auf 400 Taler erhöht. Du wirst Dich hierüber in diesen geldarmen Zeiten wundern. Mühe hat die Sache allerdings gekostet, und ohne mein persönliches Verhältnis zum König hätte ich sie nicht durchgesetzt. Auch wundern sich alle darüber, und Schilden**), mit dem ich öfter über die Mittel, Rauch zu helfen, gesprochen hatte, und der immer verzweifelte, kann noch nicht begreifen, wie ich nur den Mut gehabt habe. — Kunthen habe ich auch 500 Taler Zulage und Schleiermachern 500 Taler Wartegeld, bis eine Universität in Berlin errichtet wird, verschafft. Du siehst, daß ich Gnaden ausspende. Es geht in diesen Dingen mir so ziemlich nach Wunsch, weil ich mit allen Ministern gut stehe. Ich schmeichle ihnen gerade nicht, vielmehr hören sie wohl von keinem so rücksichtslos auch bittere Wahrheiten; aber sie haben eine gewisse Achtung für mich, wissen und sehen, daß ich uneigennützig und gutmütig bin, und müssen sich bei jeder Gelegenheit überzeugen, daß der König und die Königin mich sehr auszeichnen und mich sehr freundlich behandeln. Diese Umstände, und daß mich auch allenfalls einmal schief gehende Dinge nicht tief affizieren und wenigstens nie ärgern,

*) Unter Pension ist damals immer Gehalt verstanden.

**) Kammerherr der Königin Luise.

erleichtern mir meine sonst sehr freudenlose Lage hier, an der ich nichts als etwa die Einsamkeit zu schätzen weiß, die ich mehr wie in Berlin genieße.

97. Caroline an Humboldt

Albano, 26. Julius 1809

Kohlrausch*) hat mir von Frankfurt aus geschrieben, noch immer gleich aufgebracht gegen X. und darüber ganz das Schöne seiner Lage in Italien übersehend. Ach, er hatte keine Ursache, ich war ihm sehr gut und erinnerte oft zu seinem Besten, daß er sich steter angemessener Beschäftigung überlassen sollte. Aber er hörte nichts mehr. Jetzt wäre gar nicht mit ihm zu leben, denn das Gefühl, das er haben muß in sich, meine ich, nicht recht gehandelt zu haben, muß ihn so wurmen, daß er davor nicht bleiben kann. Er vermag nicht das Unrecht rein zu bereuen, er will es verteidigen und gerät darüber tiefer hinein. Ach, wer hat nicht Unrecht im Leben, wissend und unwissend!

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr heißt den Armen elend werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden." —

Tieferes hat Goethe für mich gar nicht geschrieben. Wohl dem, der nicht fehlt, und den das Glück über das Irre und Verworrene und schwache Augenblicke hinweghebt, und nach diesem, wohl dem, der seine Fehler mit Tränen inniger Reue abzuwaschen vermag.

*) Kohlrausch hatte zum Schluß seines römischen Aufenthaltes ein tiefes Zerwürfnis mit einem der Humboldtschen Freunde.

Die letzten Nachrichten, die wir hier von den Kriegsereigniſſen haben, ſollten auf einen baldigen Frieden ſchließen machen. Wird das nicht des Königs Rückkunft nach Berlin beſtimmen? Wirſt Du den Winter in Königsberg bleiben? Auf das Frühjahr ſehe ich doch nicht anders als vernünftigerweiſe meine Rückkehr voraus, denn die Regierungsveränderung in Rom, und daß Rom gar vielleicht nicht der Sitz der Verhandlung geiſtlicher Angelegenheiten bleibt, läßt mich weniger wie je auf Deine Rückkehr, teurer, geliebter Wilhelm, ſchließen. Ich denke daher etwa den 1. April Rom zu verlaſſen, in einem Monat bin ich bei Papa und zwei Monate muß ich dann wohl bei ihm bleiben. Ach, ſo dauerte es doch noch elf Monate, ehe ich Dich und Theodor wiederſähe.

Deine Lage in Königsberg denke ich mir, beſonders für die Amüſabilität, nicht glänzend, wie Du ſie beſchreibſt. Armes, teures Herz! Dein Fonds von guter Laune, von Witz und innerer ſchöner Gutmütigkeit mag dazu gehören es auszuhalten.

Für den armen Rauch bin ich ſehr bange, er iſt zwar oberflächlich ſoweit wieder hergeſtellt, aber er hat einen kleinen, unbedeutend ſcheinenden Huſten, der mir gar nicht gefällt, er iſt ſehr eingefallen, und man merkt ihm eine große Schwäche in den Knien an. Was mir aber ſchlimmeres Zeichen, wie das alles iſt, iſt, daß er kricklich und heimlich verdrießlich iſt. Gegen mich kann ich ihn nicht genug loben. Wie wird er aber leben, wenn ich fort bin? Das verſtehe ich nicht, Quartier, Eſſen und Wäſche ganz frei — wie ſoll das künftig werden? Gott, ich möchte recht reich ſein und ginge immerfort in meinen perkalenen Kleidern — aber um den Leuten ſo recht zu helfen! Du verſtehſt das wie keiner, auch wie man Dich vermißt in Rom, wie die Menſchen fühlen, wie Du gut und dienſtwillig und immer konſequent in allem wareſt, Du teures, liebes Herz!

Ich will ſuchen alles ſo klug und gut wie ich kann einzu-

richten. Ach, aber wie ſchmerzlich iſt es, Rom aufzugeben, Meublen verkaufen!

Ach, wegen Theodor habe ich mir längſt ſchon alles geſagt wie Du mir ſagſt, er muß jetzt einige Jahre im Zug bleiben, und wenn Du ſelbſt zurückkommen könnteſt, müßte er bleiben. Ich wußte es wohl, ich mag nur nicht immer alles ſagen, was ich weiß; wenn man erſt die Dinge ausgeſprochen hat, ſcheinen ſie unwiderruflicher zu werden.

Adieu, mein teures Weſen. Die Kleinen und Caroline grüßen herzlich.

Ewig Dein.

98. Caroline an Humboldt

Albano, den 29. Julius 1809

Dein Brief vom 27. Junius iſt mir vorigen Mittwoch, und der vom 29. geſtern abend zugekommen, mein geliebteſtes Weſen. Zugleich mit dieſem wieder ein Brief von Deinem Bruder aus Paris, der gewiß glaubt, Rom geht in Feuer und Flammen auf, ſo bittet er mich, nach Paris zu kommen. Es iſt aber alles ruhig.

Die Kinder ſind wohl und lieb, ich ſchicke das immer voraus, damit Du gleich das Beruhigendſte aus jedem meiner Briefe zuerſt entnehmeſt. Wenn die Zeichnung der kleinen Mädchen ſo gefällt, was wird es da mit dem Bilde*) ſein. Ich freue mich recht, daß ich es habe machen laſſen und bitte Dich, es als ein ewig Andenken von mir zu bewahren. Das iſt gewiß das ſchönſte Porträt, was man gemacht hat, ich ſetze es über das von Carolinen. Schick ſagt ſelbſt, daß er der Gabrielle ihren Kopf für den beſten und lebendigſten halte, den er je gemalt habe.

*) Vgl. S. 175.

Es hat mich erstaunend gerührt, daß Du, Du Teurer, mit solcher Liebe von unserm Heiratstage schreibst. Ich verdiene es nicht. Ich bin nicht immer gut gewesen. Und wer könnte gut genug sein, Deine Liebe und Nachsicht und Langmut zu verdienen! Nimm mich nun nur wieder gütig auf, wenn ich zurückkomme, auch wenn ich nicht wie der Herold im Agamemnon den Boden der Vatererde küsse, sondern beim Weggehen den Boden der fremden. Aber sie ist mir nicht mehr fremd, seitdem die Asche der Geliebten mit ihr vermischt.

„Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten."

Doch ganz ist es nicht so. Du bist, und die Teuren, viele von ihnen leben noch. Aber in das lebendigste Leben drängt sich immer der Tod — er ist überall.

Adieu mein Teurer!

99. Caroline an Humboldt

Albano, 2. August 1809

Mein allerteuerster Humboldt!

Gestern abend empfing ich Deinen lieben Brief, worinnen Du mir Dein angefangenes Brautlied*) schickst, welches ich sehr hübsch und so zum Lobe der Frauen finde, daß es mich tief gerührt hat. Scharnhorsts Tochter heiratet also einen Dohna? Wann man auf die Li ein Brautlied machen wird? ich weiß es nicht, bis jetzt gibt sie gar keine Zeichen von tieferen Gefühlen von sich.

In Rom macht man viele neue Polizeianstalten. Der Platz der Rotonde**) hört auf, ein Markt zu sein, man kehrt die Straßen

*) An Scharnhorsts Tochter.

**) Pantheon.

zweimal am Tage. Vor Porta del Popolo werden die Vignien und Gärten links beim Herausfahren den Eigentümern abgenommen und selbige entschädigt und eine Promenade bis an die Tiber gemacht, an deren Ende man die große Kolonne, die im Hofe von Monte Citorio liegt, aufrichten wird zu einem Monumente Napoleons.

100. Humboldt an Caroline

Königsberg, den 1. August 1809.

Ich habe in den letzten drei Tagen eine große Freude gehabt. Strogonoff mit seiner Mutter kam her, und ich bin jeden Tag bei ihm gewesen. Ich kann nicht sagen, daß mich, außer seiner Anhänglichkeit an die Staël, etwas sehr an ihm anzieht, und sein Buch, das er mir geschenkt hat (Lettres de deux amis), konnte auch nicht dazu beitragen, ihn mir interessant zu machen; aber er kam von Rom, er hatte dich, wie er versichert, oft gesehen, und die Mutter sprach ordentlich mit Zärtlichkeit von Dir und Carolinen. Ich habe mir alle Details erzählen lassen, wie sie, ich glaube, das letztemal bei dir gewesen, haben die Mädchen grade Tanzstunde gehabt. . . .

Sie haben sehr wunderbare Schicksale unterwegs gehabt, in Padua ein Gefecht unter ihren Fenstern gesehen, über Triest, Ofen und Berlin reisen müssen, und entsetzliche Umwege gemacht. Im Buch habe ich wenigstens die ganze russische Gesellschaft von Rom mit sentimentalen Elogen wiedergefunden. Zuletzt hat er mir sein Stammbuch gegeben. Du wirst es bei der Brun*), von der eine lange Poesie darin steht, gesehen haben, und wissen, daß jeder etwas Eigenes einschreibt. Ich bin hier so milde ge-

*) Vgl. S. 92.

worden, daß ich alles mit Erbauung gelesen habe; ich bin schon immer gerührt, wo ich den Namen Rom unten finde, und selbst eine sehr moralische Prosa, die mit zwei Ottaven schloß, die ich sonst nie angesehen hätte, von Alborghetti, bei dem der tugendhafte Ernst immer ebenso langweilig wird, als er sonst amüsant ist, habe ich zweimal gelesen. Es geht mir darin wirklich wie einem Verbannten. Der uninteressanteste Mensch, das unbedeutendste Blatt ist mir wert, wenn es aus der Heimat kommt. Kurz ich kann es nicht leugnen, auch dies Stammbuch, über das ich mich sonst unbarmherzig mokiert hätte, hat mich gerührt, und die Rührung ist bis zu einem Sonett gegangen, das ich Dir hier schreibe.

Wie zu eines heil'gen Tempels Hallen
an der Hoffnung schwesterlicher Hand
Gläubige von weit entferntem Land,
scheu, der Liebe nur vertrauend, wallen;
Also zeichn' ich meiner Töne Lallen
schüchtern in dies Buch, wo, nah verwandt,
von des Lemans und des Tibris Strand
Teure Laute mir entgegen schallen.
Sehnsucht, wehmutsvoll und schwer zu zügeln,
hat beim Lesen mir die Brust durchbebt.
Laß sie unsern Freundschaftsbund besiegeln,
edler Fremdling! denn auch Dich belebt
stets Verlangen nach den heil'gen Hügeln,
um die ewig stille Größe schwebt.

Du wirst Dich kreuzigen und segnen, teure Seele, daß diese Wut der Poesie mich hier am kalten Pregel (es war gestern eine schmähliche Kälte, wie in Rom im Januar) ergreift. Auch begreife ich mich selbst nicht. Es ist aber doch, weil ich reizbarer und unendlich wund gestimmt bin. Ich sitze oft stundenlang, kann mich oft dem Bette nicht entreißen, weil ich der Sehnsucht nach Dir, einzig teures Herz, nachhänge, und nichts als Deine Stube, Dein Sofa, die Kinder um Dich her vor Augen sehe, und mir

jeden Zug Deines Gesichtes ewig aufs neue zurückrufe und mir nichts klar und lebendig genug ist. Ich werde eine unbeschränkte Freude haben, Dich wiederzusehen. Aus dem wahrhaft schönen Dasein ist doch eigentlich jede Periode geradezu herausgerissen, in der man ohne das ist, was man liebt.

. . . Es ist wirklich wahr, daß jede Periode des Lebens ihre eigene Hübschheit hat, was man dagegen sagt, beruht größtenteils auf Vorurteil. Wo ein sinniges, wahrhaft ausdrucksvolles Gesicht ist, da eben ist noch mehr, es geht da jede frühere Schönheitsform so in die folgende über, daß man sich ihrer immer gern erinnert, aber sie, verglichen mit der Gegenwart, so sehr als einen Zustand ansieht, der nicht bleiben mußte, daß man ganz davon hingerissen sein kann, ohne sein Verschwinden zu bedauern. Freilich muß, wo das sein soll, wahre Harmonie zwischen innerer und äußerer Gestalt gefunden werden. Aber wo sie ist, kann man bei einer älteren Frau ebensowenig ihre erste Blüte als Mädchen vermissen, als wir bei der Adelheid, wenn sie wie Caroline sein wird, ihre jetzige Kindergestalt vermissen werden. Es ist das auch nicht so, weil ich selbst älter bin. Ich habe es immer gefühlt, und empfinde darum die Blüte der Jugend nicht minder. Man könnte ein Buch darüber schreiben, es grenzt das eben an das tiefste Empfinden der Menschheit, wohin wenige gelangen.

. . . Auf alle Weise spricht sich in den Kindern eine reine, gute und vielversprechende Natur aus. Es ist die, liebe Seele, die Du den Kindern einhauchst, wenn Du sie in einsamen Nächten und Tagen liebevoll auf deinem Schoß hältst und stillst. Es ist sehr eigen, daß Caroline*) dafür gar keinen Sinn hat und nicht fassen kann, was Du in Deinem Briefe so schön und wahr sagst, daß der Gedanke bildend und ewig durch diese frühe zarte Pflege

*) v. Wolzogen.

in die Seelen und das Wesen der Kinder übergeht. Der feine Zusammenhang des Geistigen und Körperlichen, den Du so originell und wahr hier auf eine der Kunst analoge Weise bestimmst, entgeht auch den sonst feinfühlenden Menschen so leicht. Sie schneiden die zart verschmolzenen Gebiete scharf ab und denken das eine höher zu ehren, indem sie das andere gleichsam verachtend verlassen. Ja, es ist wunderbar, daß vielleicht keiner ihn überall zu begreifen und zu ehren versteht, sondern jeder nur da, wohin ihn, durch wohltätige Richtung der Natur, sein eigener Hang hinlenkt.

Ewig Dein H.

101. Humboldt an Caroline

Königsberg, 4. August 1809

Der gestrige Geburtstag des Königs, den man zwar nicht mit Feten, aber (vermutlich im Gegensatz) mit unendlichen kirchlichen und Universitätsreden gefeiert hat, hat mich um alle Zeit gebracht.

Die Krankheitstage Wilhelms sind mir sehr nah. Es ergreift mich noch immer wie im ersten Moment, wenn ich an ihn denke. Wenige Tage vor seiner Krankheit sagte er mir noch einmal an dem Fenster nach Gallero zu: „Du bist ein recht guter Vater." Die Worte sind mir ewig geblieben. Du wirst das Haus [in Ariccia] wiedersehen — ich sehe es gewiß auch wieder. Es werden bald größere Dinge vorgehen und vieles zersprengt werden, was mich jetzt hält, in einen völligen Privatstand zurückzukehren. Meine öffentliche Laufbahn hier nähert sich wohl ihrem Ende, und ich bin glücklich, ein Fach gehabt zu haben, in dem ich allem, was man gemeinhin die großen Geschäfte nennt, fremdbleiben konnte.

Mir ist heute ein närrischer Zufall begegnet. Ich hatte einen Barbier, dessen Miene mir lange nicht gefiel. Er war ein sehr

großer ſtarker Menſch und ſah immer boshaft aus. Heute lagen drei Louisdor auf meinem Tiſch, und wie ich und der Bediente ihn einen Augenblick allein laſſen, fehlt einer. Ich bemerkte es gleich, ließ den Bedienten hinausgehen, ſchloß die Tür zu und kapitulierte nun mit ihm, mit der Verſicherung, er käme nicht zur Stube heraus, ohne den Louisdor gegeben zu haben. Er wurde patzig, verſicherte, ich könnte ihn durchſuchen, allein ich ſagte, ohne es zu wiſſen, er hätte das Stück im Stiefel, und das frappierte ihn ſo, daß er den Stiefel auszog und mir den Louisdor wieder gab. Ich wollte mich nun zum Barbieren hinſetzen, hatte aber doch eine Art von Angſt, ihm nach der Szene meinen Hals anzuvertrauen und ſchickte ihn fort. Nachher habe ich ſehr lachen müſſen.

Ich ſchließe wieder mit einem Sonett. Du wirſt wie in der Braut von Korinth ſagen: „und die arme Frau erliegt der Wut".

Wie eine Pflanze, die, des Südens Zonen
entriſſen, unter fremdem Himmel ſprießt,
wenn auch des Nordens Stürme ſie verſchonen,
doch furchtſam nur und bang die Zweige ſchießt;
So iſt das Weib — in höhern Regionen,
die wolkenloſer Äther rein umfließt,
beſtimmt in ew'ger Klarheit frei zu thronen —
ein Fremdling nur, der dieſen Boden grüßt.
Wie rein und zart iſt ihre Bruſt beſaitet,
fühlt nicht der Männer irdiſches Geſchlecht;
wo ſie mit ſcheuem Fuß durchs Leben ſchreitet,
Stößt ſie auf Rauheit und auf ſchroffes Recht;
der zart'ſte Laut, der himmliſch ihr entgleitet,
kehrt nur zum eignen Buſen ungeſchwächt.

Ich habe Sand auf dieſen Brief geſtreut, weil ich kein Löſchblatt habe. Tue Du es mir aber nicht nach. Mir geht's doch auch oft, wie im Werther ſteht: „Die Züge deiner Hand ſind zu unendlich lieb." Ich ſehe immer erſt die Adreſſe lange an! Lebe wohl!

H.

102. Caroline an Humboldt

Albano, 5. August 1809

Ich habe heute keine Briefe von Dir gehabt, mein teures und geliebtes Wesen. Es ist heute der 5., und diese Tage bis zum 15. sind voll der allerallerschmerzlichsten Erinnerungen. Wir fuhren mit Wilhelm in einer Hitze, ungefähr wie die heutige, nach Rom herein. Ach, mit diesem Tag hat das Weheste des Lebens begonnen.

Ich bin aufs tiefste, aufs allertiefste gerührt worden durch das, was Du in einem Deiner letzten Briefe über den Tod sagst — ja, wohl ist er eigentlich ein Vermittler zwischen Tod und Leben und stellt das Schöne und Geliebte vollendet und abgeschlossen zur Bewunderung der Welt hin. Nur, wenn er in so blühendem Alter das Geliebte trifft, so hat er für den Moment des Scheidens auch noch das besonders Schmerzliche, daß er die Hoffnungen und Träume und Ahndungen der Seele zerstört und gewaltsam abschneidet. Bei einem Erwachsenen sind sie zum Teil erfüllt, man weiß, er selbst hat empfunden, wohin sich alles im Gemüt neigt, aber bei einem vielversprechenden Kinde liegt das Leben verschlossen wie die duftende Blume in der vollstrotzenden Knospe. Der Tod gesunder, wohlorganisierter Kinder ist daher von allen Toden der schrecklichste, der unnatürlichste eigentlich.

Der Scirocco war drei Tage so, daß man nicht atmen konnte. In Rom stand das Thermometer alle Abend 5 Uhr noch auf 29½ Grad. Meer und Himmel waren mit einem dicht unbeweglichen Schleier bedeckt, der sie verband. Mir fiel tausendmal ein: „Keine Luft von keiner Seite, Todesstille fürchterlich.“*) usw. Ich glaubte jeden Augenblick, wir würden ein Erdbeben bekommen. Nun ist es etwas besser.

---

*) Aus Goethes „Meeresstille“.

Oehlenſchläger*) war einige Tage hier und denkt auf ſeine Rückreiſe in den Norden. Er war viel bei mir, eine wunderbare Natur, doch zum großen und unendlichen Dichter zu ſehr mit dem Tand und Glanz und Zufälligen der Welt beſchäftigt. Hübſch im Äußeren, beſonders ſein ſchönes Auge, im übrigen eine Miſchung von wirklich Edlem und Eitelem, ein jüdiſcher Zug um den Mund und ein verdächtiger Gang. Er hat hier in Italien eine Tragödie, „Coreggios Tod", gemacht, er las mir ſie geſtern vor, und man muß geſtehen, es iſt viel Schönes, viel Tiefempfundenes, viel Geoffenbartes, möcht' ich ſagen, darin über eine Künſtlernatur. Aber auch viel Grelles und unglücklich Nordiſches vermiſcht mit italiſchen Lebenstönen und Himmel. Ein wunderſchönes Elfenlied mit eingeflochten, aber ganz nordiſch. Es tut mir aber immer doch ſehr leid, ihn zu verlieren, ich möchte, Du kennteſt ihn.

Adieu, mein teures und beſtes Weſen. Ewig mit innigſter Liebe Dein.

103. Humboldt an Caroline

Königsberg, den 8. Auguſt 1809

Es ſcheint, als wenn der Hof nach Berlin gehen wollte, ich wünſche es von Herzen. Dann wird der Winter vollends entſcheiden, wie mein Schickſal ſich machen wird, und im Frühjahr kannſt Du alsdann zu mir zurückkommen. . . . Glaub aber, teures Herz, wenn Du auch länger in Italien bleiben

*) Oehlenſchläger, Adam Gottlob, geb. 1779, † 1850, däniſcher Dichter, hauptſächlich nationaler Tragödien.

wollteſt, wie voller Entbehrung ein Leben ohne Dich für mich auch iſt, ich zürnte Dir gewiß nicht und ſuchte Dir gewiß Dein Leben da ſo ſchön und leicht als nur möglich zu machen. Wirklich kommt's mir oft und ganz im Ernſt vor, als ſei es ſchöner, dort an ſeine Lieben zu denken, als ſie hier zu beſitzen. Wie kannſt Du aber ſagen, holdes Kind, ich ſei mehr wert, als Du, in Italien zu ſein? Nicht bloß, daß die Natur eines Mannes ſchon immer an ſich härter iſt und jedem auch widrigen Eindruck beſſer widerſteht, ſo biſt Du auch unendlich empfänglicher für jedes Schöne und Große. Man nimmt Dich aus Deinem eigentlichen Element, wenn man Dich Rom entreißt, und glaube mir, darum hat mein Mitleid mit Deinem Herkommen eine viel größere Tiefe, als bloß in dem Mitgefühle entbehrter Freuden liegt.

... Görcke*) hat mich verlaſſen und ſeinen Zopf abgeſchnitten. Wenn man ſagt „der Mann mit dem Zopf" oder meinen Namen nennt, ſo iſt das wirklich hier ganz einerlei. Ich bin jetzt einzig. So tief iſt man hier geſunken. In Berlin ſteht es noch viel beſſer, obgleich das Häuflein auch ſehr klein iſt. Ich habe den Tag allerdings beſtimmt, aber nur nach Begebenheiten, alſo *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.***)

... Deine Theorie von Krankſein als einer Art Beſchäftigung, iſt göttlich, aber es iſt nicht zu leugnen, daß ſie wahr iſt. Auch die bloß körperliche Natur des Menſchen hat einen Sinn, der rege und zart iſt, aber deſſen Regſamkeit und Zartheit von der Kraft des durchdringenden Geiſtes abhängt. Irgend größere Menſchen werden wirklich ſelten von Krankheit in etwas Wichtigem geſtört, die andern nur hängen darin vom Zufall ab. Es wäre wunderbar, daraus eine Art Theorie zu machen, allein wahr bleibt

*) Vgl. S. 160.

**) liegt im Schoße der Götter.

die Sache doch ewig, und praktisch läßt sie sich mannigfaltig üben. Selbst gemeinere Menschen erfahren sie. So ist es eine Tatsache, daß während der Zeit der ärgsten Einquartierung in Berlin auch kränkliche Frauen frisch und gesund waren, und die Ärzte haben in dieser Epoche doppelt verloren. Auf jeden Fall muß man gestehen, daß eine solche Gesundheitsursache nicht liebenswürdig ist.

Die Kinderpassion hat mich sehr amüsiert. Armes, gutes Herz, der Mühe und Beschwerden ungeachtet willst Du den kleinen, lieben Wesen Dasein und Nahrung geben. Aber wahr ist es, und auch ein sehr tiefes Gefühl in mir. Das aufblühende Leben ist so schön, daß das Hinabsteigende willig und von selbst zurücktritt. Schonung und Genuß der Jugend ist für mich immer ein natürlicheres Gefühl gewesen, als Schonung und Genuß des Alters, und — so widersprechend das auch der gemeinen Meinung ist — scheint es gar nicht widrig, daß sich auf dies mehr als auf jene, Sorge und selbst eine gewisse Art Mühe häufe. Die gewöhnlichen Begriffe gehen von gar nicht edlen Ansichten von Arbeit und Ruhe aus, verwechseln Muße und Müßiggang, und heben sich nie dahin, an schönem und edlem Genuß seine Kraft weihen zu können. Wird aber Schönheit des Daseins in den Mittelpunkt gestellt, fühlt man, wie sie in jeder Lebensepoche eine andere Gestalt empfängt, wie die Jugend vorzüglich zur reinen Entwickelung der Leichtigkeit und Heiterkeit des Daseins bedarf, dagegen Duldsamkeit und Arbeitsamkeit und gerade indem sie den Höhern und Bessern wohltätig werden, wachsen mit zunehmender Reife, so gewinnt alles ein anderes Ansehen, und alle so verschiedenartigen Gefühle wirken harmonischer und vollständiger ineinander. H.

104. Caroline an Humboldt

Albano, 9. Auguſt 1809

Du ſchreibſt mir noch gar nicht über Dein Weggehen aus Königsberg. Ich ſehne mich recht, Dich wieder in Berlin zu wiſſen. Ja, wohl muß es weit mit einem gekommen ſein, daß man ſich danach ſehnte!

Auf das Bild der Adelheid und Gabrielle kannſt Du Dich nur keck freuen, es iſt der Triumph eines gruppierten Porträts. Ebenſo ſchöne hat man nur von alten Meiſtern. Die kleinen Mädchen haben wunderſchön und ſtill geſeſſen zur Freude Schicks und meiner. Sie ſagten immer: „Bisogna essere quieta per fare piacere à Papa“*), und eine ermunterte die andere zur Artigkeit. Am ſtillſten und folgſamſten war aber doch Gabrielle.

Schreibe mir, mein Engel, wie es mit den Büchern gehalten werden ſoll. Ob ich daran denken ſoll, ſie zurückzuſchicken oder in Rom eingepackt in ſicherer Verwahrung zu laſſen?

Das Abnehmen der päpſtlichen Wappen wurde in Rom den 14. allgemein angeſagt, auch bei uns, mündlich durch eine Zivilperſon, aber mit dem unangenehmen Zuſatz, wenn ſie folgenden Tages nicht abgenommen ſeien um 10 Uhr, ſo würde man mich arretieren. Ich war nicht zu Hauſe. Anderen Morgens ließ ich, nachdem ich mich noch Abends mit L[ebzeltern]**) beraten hatte (er reiſte die Nacht vom 14. zum 15. ab), vor Tage das päpſtliche Wappen abnehmen und ſchrieb [im Laufe des Tages an den General M.***), mir ſei dieſe Meſſage mündlich und mit jenem Zuſatz gemacht worden (ſie war ebenſo in mehreren prinzlichen Häuſern gemacht worden), ich hätte das Wappen de dessus l'hôtel der

*) Wir müſſen ſtill ſein, um dem Vater Freude zu machen.

**) Vgl. S. 2.

***) Wohl General Miollis.

Légation Prussienne abnehmen laſſen. Da ich aber weit entfernt wäre, mich einer mesure générale entgegenſetzen zu wollen, ſo befremde mich außerordentlich die damit verbunden geweſene Drohung, und da ich überzeugt ſei, ſie könne nicht von Sr. Exzellenz herrühren, der ja wohl die égards kenne, die man der Frau eines auswärtigen Miniſters ſchuldig ſei, ſo fände ich mich en droit, ihn zu bitten, de reprendre sévèrement l'individu qui s'était permis de me manquer de cette manière et qui avait abusé en cette occasion du nom respectable de S. Ex.

Mein Billet iſt ohne Antwort geblieben. Ich bin nicht die einzige. Der württembergiſche chargé d'affaires iſt beim Herausfahren aus Monte Cavallo, wo er mit Erlaubnis des G. und geiſtlicher Geſchäfte wegen hingegangen, arretiert worden, hat ſich beſchwert und hat keine Antwort bekommen. Auf den Rat mehrerer verſtändiger Leute hängt noch vor wie nach der ſchwarze Vogel.

Ach ja, gegen Alexander Rennenkampff*) ſei ja gut, er iſt ein ſehr lieber und ſehr nobler Menſch. Mich liebt er unbeſchreiblich. Ich hätte wohl gemocht, er hätte an Caroline gedacht, aber ich glaube, ſie war ihm zu barſch.

Ich danke Dir herzlich, mein Lieber, für den hübſchen envoi Deines Hochzeitsliedes, Du Freundlicher! Ich verdiene noch Deine Liebe gar nicht ſo — wer verdient Liebe! Sie kommt herab vom Himmel, ein ſeliges Geſchenk, und hebt zum Himmel hinauf.

Ewig Dein.

*) Vgl. S. 36.

105. Humboldt an Caroline

Königsberg, den 15. Auguſt 1809

Ich bin heute früher als gewöhnlich aufgeſtanden, liebe Li, und ſchreibe Dir zuerſt. Es war der erſte unglückliche Tag, den wir erlebten, und alle ſchrecklichen und wehmütigen Bilder ſind mir aufs neue vor die Augen getreten. Der liebe gute Wilhelm, er wäre jetzt groß und ſtark, und bei Dir oder mir oder auch allein für ſich, wäre brav und machte uns Freude. Es iſt aber immer unendlich ſchön, ihn auch nur ſo, nur dieſe flüchtigen Jahre beſeſſen zu haben. War ſein liebliches, ſchon im kindiſchen Alter tiefes Weſen nur kurz unter uns, ſo war es doch, hat ſich aus uns erzeugt und entwickelt, und iſt eine ſchöne Form der Menſchheit mehr, die auch uns in dieſer oder jener Geſtalt wieder begegnen wird. Was ſich einmal zum wahren Individuum geſtaltet hat, iſt dem bildungsloſen Stoff entriſſen, in das allein wahrhaft Lebendige übergegangen, und es iſt wirklich kürzere oder längere Dauer hier von dieſer Seite, in ſich gleichgültiger und minder bedeutend. Iſt gleich alles jenſeit des Grabes dunkel und ungewiß, ſo iſt die Kraft der Liebe doch unzerreißbar ſtark, und was man ſich ſo einmal angeeignet hat, kehrt doch durch alle Irrwege der Weſenumgeſtaltung zurück. Dies reine und innere Leben, das zu der höchſten Regſamkeit geſtimmt ſein muß, um in tiefe und wirkliche Liebe aufzublühen, beherrſcht doch eigentlich alle dunkeln unverſtandenen Kräfte der Natur, und was man einmal durch Empfindung darin verflochten hat, bleibt durch alle Ewigkeit hindurch unverloren.

Wieviel, mein ſüßes, teures Herz, gäbe ich darum, heute mit Dir bei der Pyramide zu ſein. Es iſt auch hier ein ſchöner, warmer Tag, da wird die himmliſche Stille herrſchen, die dem Sommer im Süden ſo eigen iſt, wenn ſelbſt das hohe Gras nur einzeln von Inſekten durchſchwärmt wird. Es gibt nichts Schöneres

und Melancholiſcheres zugleich. Wenn Du dieſen Brief erhältſt, fallen hier die Blätter ſchon wieder ab und die Schönheit des Jahres iſt vorüber. Genieße nur Du, einzig liebes Weſen, recht in Liebe der Mädchen, des Hermanns, die Du um Dich haſt, und in Sehnſucht nach den Geſtorbenen und Abweſenden des heitern ſchönen Himmels, der Dich weit würdiger umfängt als mich, und den Theodor im erſten Fortrauſchen der Kindheit noch nicht zu achten verſteht. Es iſt mein einziges, recht beruhigendes Gefühl jetzt, mein Kind noch in der alten, einmal lieben, teuer gewordenen Lage zu wiſſen, und willig entbehre ich darum Deine mir ſo über jeden Ausdruck liebe Gegenwart.

Prinz George*) iſt mir in dieſen Tagen ordentlich doppelt lieb geworden. Er, ſein Geburtstag, alles hat mir die Zeit des Schmerzes lebendiger verſinnlicht. Die Königin iſt, wie überhaupt gegen mich, ſo auch am Geburtstag ihres Bruders überaus artig geweſen. Der ganze Hof machte eine Landpartie vom Morgen bis zum Abend nach Friedrichſtein, einem Schloß auf dem Lande, das Graf Dönhoff gehört, und obgleich bloß die Familie mit den gewöhnlichen Tiſchgenoſſen, den Kammerherren uſſ. da war, ließ mich die Königin einladen, ſo daß ich der einzige Fremde war. Es iſt — das fällt mir jedesmal bei ähnlichen Gelegenheiten ein — ein wunderbar bewegendes Schauſpiel, eine ſo zahlreiche Familie, Brüder, Schwägerinnen, blühende und hübſche Kinder, die ſich alle lieben und wirklich gemacht ſind, einfach und glücklich miteinander zu leben, einen ganzen Tag auf einem einſamen Landſitz gleichſam ſorglos zubringen zu ſehen, da in den wunderbaren Kriſen der Zeit jede ſolche Familie jetzt neben und über Abgründen wandelt. Geſtern waren wir wieder alle, aber in großer Geſellſchaft, zuſammen beim Kronprinzen, wo Radziwill einen von

*) Vgl. S. 106.

ihm komponierten Marsch mit Chören aus dem Faust: „Burgen mit türmenden Zinnen“ usw. aufführen ließ. Die Musik war nicht sehr schön. Manchmal aber komponiert er sehr hübsch. „Neige du Schmerzensreiche“ ist ihm wirklich in sehr hohem Grade gelungen.

Friedrichstein hat mich an Burgörner erinnert, wie es ehemals war. Das Schloß in Friedrichstein ist weit größer und prächtiger von einem italienischen Baumeister gebaut. Aber die Mauern sind so dick, die Wände so unmöbliert, die Stille so, wie es da sonst war. Es war freilich vielleicht nur, weil ich mich immer so leicht und gern in jene Gegend zurück versetze, und in die Zeit, wo ich Dich zuerst sah.

Aber es hat sehr dazu beigetragen, mir den Tag angenehmer zu machen. Die Gegend ums Schloß ist nicht übel, ein weitläuftiger Garten und schöner Baumwuchs, auch einige wirklich hübsch. Aber freilich fällt einem auch da die Armseligkeit des Landes sehr ins Auge. . . .

Caroline*) gehört zu den wunderbarsten und am schwersten zu begreifenden Naturen. Noch bei meinem neulichen Besuche bei ihr habe ich mich davon überzeugt, und viel über sie, vorzüglich in Vergleichung mit Dir, nachgedacht. Sie ist unleugbar unendlich viel, sie hat in Geist und Einbildungskraft was unglaublich anzieht, beschäftigt, oft in Bewunderung versetzt, allein es ist wunderbar, daß doch gerade das Tiefste und Beste ihr abgeht. Es ist und bleibt immer eine Natur, die mehr mit der veränderlichen Oberfläche der Dinge und mit allem was sie anzieht wie mit bunten Seifenblasen spielt, und da sie durch ihre wirkliche Genialität eine große Unabhängigkeit gewonnen hat, so erscheint sie manchmal hart und wirklich minder weiblich und lieblich, vorzüglich seitdem die

*) Caroline v. Wolzogen.

Jugend das nicht mehr wie sonst bedeckt. Bei Carolinen liegt aber viel gewiß in den ersten Schicksalen ihres Lebens. Wäre sie gleich in eine eigentlich innerlich beglückende Lage gekommen, so wäre sie sicherlich ganz anders geworden, allein sie hat nie eine Verbindung gehabt, in der innerlich und äußerlich auch nur irgend große Harmonie gewesen wäre, bei einem anderen Charakter hätte sie das freilich unglücklicher, aber auch tiefer gemacht, allein nagender Kummer, hohe und schöne Empfindung des Schmerzes ist ihr fremd, sie ist dazu wirklich nicht groß genug, ihre Phantasie knüpft immer wieder scheinbar zusammen, was innerlich schrecklich zerrissen war, und wenn man es genau nimmt, so sind die Schicksale des Lebens an ihr vorübergegangen, ohne mächtig auf sie zu wirken. Allein in Klugheit und Charakterkraft ist sie viel stärker geworden, und darin findet man gegen die früheren Jahre einen gewaltigen Unterschied. Wolzogens gewiß nicht ferner Tod wird anfangs sehr zerreißend auf sie wirken, aber hernach kann er ihr nur wohltätig sein. Auch geht dann gewiß noch eine neue Epoche für sie an.

Küsse die Kinder und lebe innigst wohl.

Ewig Dein H.

106. Caroline an Humboldt

Rom, 16. August 1809

Wir sind vorgestern abend hereingekommen und haben gestern die Kuppelbeleuchtung und Girandola von der Loge eines Hauses angesehen, wo wir en face des Feuerwerks waren. St. Peter und die Girandola waren schöner wie jemals, ich habe Dich tausendmal zu mir gewünscht. Die kleinen Mädchen waren außer sich. Mir kam das Feuerwerk bestimmt diesmal,

ich weiß nicht warum, wie eine wilde Jagd vor; die zahllosen Raketen und besonders die langen, schlangenartigen Razzi wie Feuerboten in den dunkeln Himmel und die schauervolle Nacht hinausgesandt. Mein Herz pochte hörbar, und ich fühlte manchmal, wie mir der Atem stockte. Mir ist noch nie so bei einem Feuerwerk gewesen, es ist auch recht kindisch, so zu sein.

Ach, wie schön ist aber Rom! Gott! Warum bist Du nicht hier! Mich ergriff es aufs neue so vorgestern, wie ich hereinfuhr, daß ich wie eine Närrin weinte und lachte. Alle Macht der Erinnerung drängte sich auf mein Herz zusammen. Süßer Wilhelm, Dein heilig Bild, Deine im Sterben leuchtenden Augen, Deine Lieblichkeit, Dein Leiden, Dein Verbluten, alles stand mir wieder vor dem Sinn!

Ach, ich will antworten auf Deinen Brief, sonst komme ich heute zu nichts, — wenn man so auf ein paar Tage hereinkommt in die Stadt, ist es unglaublich, wieviel Kleinigkeiten auf einen eindringen und besonders die ellenlangen Visiten, und vor den Kopf stoßen will ich auch niemand. Du freust Dich über Degérandos*) Kommen nach Rom, auch ich. Er und sie machen grand cas de nous deux. Ich war gestern vormittag bei ihr und esse heute en famille mit den drei Mädchen bei ihr. Alexander hat mir durch sie drei hübsche Kleider für Caroline, Adelheid und Gabrielle geschickt. Akerblad**) ist ganz verliebt in Madame Degérando, und beide sehen sich ähnlich wie Bruder und Schwester. Ich bin der Canal des graces bei Degérando, seitdem ich hier bin, aber komisch genug, sonst ist man das gewöhnlich fürs Bitten, um etwas zu erlangen, aber hier ist alles jetzt verkehrt, alle Menschen bitten nichts zu bekommen, nichts zu werden. Du wirst Dir das erklären. Ich

*) Degérando, französischer philosophischer Schriftsteller, unter Napoleon I. Generalsekretär im Ministerium des Innern.

**) Vgl. S. 108.

habe Lebzeltern Sonnabend geschrieben. Ich bin jetzt wie ein Staatssekretär.

Ich bin so viel unterbrochen worden, daß ich für heute hier schließen muß. Ewig Dein.

107. Humboldt an Caroline

Königsberg, 18. August 1809

Gestern war der Todestag Friedrichs II. und eine Art Feier des Tages beim Kronprinzen. Es war aber bloß die Königin, sonst niemand vom Hofe da. Man las Abhandlungen vor und hielt Reden, eine schrecklicher wie die andere, und der arme Kronprinz mußte sich von allen seinen Trübsalen, sogar den Degen Friedrichs II. nicht ausgenommen, vorsprechen lassen. Solche Tage sind wahre Leidenstage für mich. Man hat die Scham für die Gelehrten, die sich da fürchterlich prostituieren. Überhaupt ließe sich über diese Erziehung viel sagen. Aber der Kronprinz selbst ist lebhaft und scheint Geist zu haben, und es ist eben darum noch mehr zu bedauern.

Heute bin ich von Prinzessin Luise*) zu einem Frühstück aufs Land gebeten, wo eine schöne Gegend und ein altes Schloß sein soll. Der König und die Königin sind auch da, sonst aber sehr wenig Menschen, wie ich höre. An die schönen Gegenden glaube ich nun nicht. Der Prinz von Mecklenburg**) ist nachgiebiger darin und läßt sich leichter eine aufschwatzen. Aber wer einmal den Monte Cavo und die Capuccini recht in Gedanken hat, der weiß, was dazu [nötig] ist. Ich lebe in Gedanken nur da, jetzt kann ich zwar nicht recht unterscheiden, woran der Eindruck und die Sehnsucht am tiefsten hängt.

*) Vgl. S. 135. **) Vgl. S. 106.

Jetzt denke ich noch immer mir Dich mit der Gegend und die Gegend mit Dir. Es ist mir unmöglich, eins vom andern zu scheiden. Erst wenn Du einmal hier sein wirst, werde ich fühlen, ob und wie viel Anteil Land und Himmel daran haben. Aber jetzt ist es die reichste, innigste und harmonischeste Sehnsucht, die man sich denken kann, in der Dein Bild mit dem der großen Natur in eins zusammenfließt, es ist alles Beste und Höchste, was ich je empfunden und geliebt habe, in eins verknüpft, und was mir irgend in mir selbst lieb ist, kann ich dahin wie zu seinem Ursprung zurückführen. Denn wie groß auch der Reichtum der Menschen und Dinge ist, wie freilich das eine vom andern übertroffen werden kann, so gibt es gewisse Punkte, bei denen man innerlich mit einfacher aber unumstößlicher Gewißheit fühlt, daß man nach ihm nun der ganzen Mannigfaltigkeit der übrigen Welt nicht mehr bedarf, daß das rollende Rad des Lebens sich in Gleichgewicht gewiegt hat, daß, wenn erst die Erde nicht weit genug schien, die Wünsche befriedigend zu fassen, jetzt das Herz nicht groß genug ist, alles in sich aufzunehmen, was in dem einzigen Punkte verborgen liegt. Ohne das gäbe es keine Liebe und vor allem keine Treue mehr, die wieder in der Liebe, wenn sie sich scheiden ließe, das Schönste und das Rührendste ist, aber auch für Gegenden und leblose Gegenstände gilt dieselbe Empfindung, und ich habe sie tief im Herzen für Rom. Man fragt dann nicht mehr, was schöner sein könne; der Maßstab des Schönsten ist in dem Einen gegeben. Vielleicht gehst Du jetzt in der Galerie in Albano; es ist noch früh, etwa nur sechs, aber Du liebtest manchmal diese Morgenspaziergänge. Grüße alle hübschen Stellen von mir!

. . . Ich habe neulich einen langen Bericht über den Zustand der Kunstakademie von Ahden*) bekommen und kämpfe jetzt um Geld

*) Vgl. S. 62.

für die Akademie. Indes geht es auch mit dem Gelde so ziemlich, und wenigstens macht man Etablissements für die Zukunft. So wirst Du vermutlich sehr bald von einem sehr großen und schönen in den Zeitungen lesen, das ich eben durchgesetzt habe. Die Universität in Berlin, die wirklich beschlossen ist, die beiden Akademien, und alle Institute, wie Bibliothek, Sternwarte, Kunstkammer usf. werden in eine große Anstalt vereinigt, der König gibt ihnen eine ansehnliche Summe an Einkünften, die auf ein wirkliches Eigentum gegründet, aber nur nach und nach, wenn sich die Finanzen bessern, vollkommen gezahlt werden, und schenkt der Universität das Heinrichsche Palais und der Akademie das ganze Gebäude, wo sie jetzt nur eben die Hälfte hatte und sonst noch Ställe darin waren. Ich habe die Unterhandlung darum wirklich mit vieler Mühe seit zwei bis drei Monaten betrieben, aber nun ist die Kabinettsorder gekommen und es ist schon für jetzt dadurch nicht wenig gewonnen, aber für die Zukunft ein großes Etablissement gegründet, das, wenn nur eine gutgesinnte Regierung bleibt, Epoche in Deutschland machen muß. Die Details sind nur zu lang für einen Brief.

108. Humboldt an Caroline

Königsberg, den 25. August 1809

Was Du über die Reue sagst, ist unendlich tief aus Deiner himmlischen Seele gesprochen, und auch meiner Empfindung nach ganz wahr. Das reuige Verteidigen alles dessen, was man getan hat, ist mir unausstehlich, und begegnet mir gewiß nur im ersten Moment. Ein Augenblick einsamer Ruhe vertreibt es, und gar nicht zu fehlen, auch wenn man fein fühlt, und es also streng mit sich nimmt, ist wohl in der Idee schön, allein in der Wirklichkeit selten mit Lebhaftigkeit, Wärme und Tiefe ver-

bunden. Das Höchste und Beste im Leben spielt immer auf schwanker Leiter der Gefühle, und wer könnte da behaupten, immer fest und sicher zu stehen. Wehmut über Selbstgetanes ist eine der reinigendsten Empfindungen der Seele, und wer sie nicht sogar oft kennt, der ist sich selbst fremd, den hat das innere Leben des Gemüts nur oberflächlich berührt, in dem ist nicht alles beseelt, was am Menschen beseelt sein soll. Ohne Reue wäre auch nicht das wechselseitige Verzeihen, das die Liebe so schön und reizend, so tief rührend macht. Der Mensch steht nur bis auf einen gewissen Punkt in seiner Gewalt. Wo er die Spitzen der Dinge verfolgt, da setzt er sich ewig der Gefahr aus, abzuirren, und wem einmal das innere Leben das einzige und wahre ist, der muß ewig Bahnen wandeln, auf denen man wohl auch strauchelt und die Tritte mit Schmerzen bereut. Wo wäre dann Trost, als bei der Milde der Liebe, die aufnimmt und verzeiht, ja die nicht einmal will, daß man die Bahn des Höchsten verlasse, die einen unerschöpflichen Schatz der Verzeihung und Versöhnung kennt, und auch selbst, nie fehlend, vom Gefühle der Möglichkeit des eigenen Fehlens durchdrungen ist.

Es ist schrecklich, daß so wenige Menschen der eigenen Empfindung leben, und noch wenigere zusammen. Bei den meisten gibt der Liebe nur die Jugend und das erste Aufwallen der Gefühle das Menschliche, was sich nicht vertilgen läßt, weil es wie das Keimen der Pflanzen und das Frühlingsregen der Säfte ist, eine kurze Blüte; hernach wissen sie nichts mehr, als sich zu trennen, oder nebeneinander die kalten Wege des Lebens ohne die mindeste Spur tieferer Berührung zu gehen. Wenige haben die Empfindung der Jugend durch alle Alter hindurch wachsen und sich entfalten gesehen und mit Wunder gefühlt, wie sie immer gleich geheimnisvoll, gleich tief und unendlich bleibt. Den meisten ist die Jugend des Herzens mitten in aller Vergänglichkeit auf ewig ein Rätsel. Auch ist nicht zu leugnen, daß man sie oft mit Aufopferung der Ruhe

erkauft. Man muß tiefer ins innere Leben eingreifen und das Herz wunder machen, als es die rauhe Berührung der Welt erträgt.

Aber die mit Wehmut, selbst mit Schmerz gemischte Lust ist auch die menschlichste, in die sich die Seele mit unbeschreiblicher Süßigkeit einspinnt, mit dunklem, aber untrüglichem Gefühle dessen, was einst daraus hervorgehen wird. Allein Du, mein holder Engel, sprichst von der Reue, als hättest Du selbst sie so tief empfunden, und Du grade hast immer, solang ich Dich kenne, wie in klarem Lichte gewandelt. Wo ich manchmal verworren war, hast Du mich immer mit unendlicher Milde behandelt und mich mir selbst klar gemacht, und die tiefe Wahrheit Deines Gemüts ist mir in jedem Verhältnis des Lebens so leitend vorangegangen, daß ich immer dann am meisten mit mir zufrieden war, wenn ich ihr am kindlichsten und einfachsten folgte.

Über meinen Winteraufenthalt sehe ich noch selbst nicht klar. Indes glaube ich, daß ich in Berlin sein werde. Es ist, selbst wenn der König nicht hingehen sollte, vieler Geschäfte wegen notwendig. Des Königs Hiersein hängt, soviel ich berechnen kann, nicht von politischen Begebenheiten ab. Es ist mehr eigene Neigung, und da der Zustand der Königin dazu kommt, so glaube ich nicht an seine Rückkehr. Ewig Dein H.

109. Caroline an Humboldt

Albano, 2. September 1809

Ich habe gestern abend Deine teuren geliebten Zeilen vom 4. August empfangen, mein liebster Wilhelm. Dein Sonett hat mich unbeschreiblich gerührt und erfreut. Warum sagst Du denn und glaubst, daß ich so barbarisch geworden und denken oder sagen könnte: „und die arme Frau erliegt der Wut?“. Du weißt,

daß ich von jeher nichts anderes als eine Frau sein möchte, denke also nur, wie's mich freut, wenn Du das Geschlecht verherrlichst. Fahre nur fort zu dichten, wunderbar und schön ist es, daß Dir in deinen nicht erfreulichen Umgebungen die schöne Quelle der Dichtkunst fließt. Mir ist bei dem, was Du über das Interesse sagst, das Du an allem nimmst, was von Rom kommt, eingefallen, was in der Iphigenie steht: „Der letzte Knecht, der an den Herd der Vatergötter streifte, ist uns im fremden Land willkommen" — es sind die Worte nicht, aber der Sinn. Das letztemal las ich die Iphigenie mit Alexander Rennenkampff*), er hatte sie nie gelesen. Mich hat dieser Umstand und sein Erstaunen, seine Rührung und Aufnehmen sehr gerührt — man begreift freilich nicht, wie ein Deutscher 30 Jahr alt wird, oder doch à peu près, und die Iphigenie nicht gelesen hat. Aber diesmal ist es mir zugute gekommen. Alexander ist sehr chevaleresk, das ist sehr hübsch und nicht uninteressant an ihm, grundaristokratisch durch Erziehung und Jugendgewohnheiten und unendlich zart im Gemüt. Ich schätze und liebe ihn herzlich; er ist sinnig und ist gut, er ist fest und ist zart, er hat kleine Pedanterien, wir haben alle unsere Fehler, aber er hat gewiß eine seltene Tiefe und Fülle der Empfindung.

110. Humboldt an Caroline

Königsberg, 5. September 1809

Es schmerzt mich, daß Du ohne Brief von mir geblieben bist. . . . Ich hatte mir lebhaft gedacht, wie die Rückkehr unserer ersten unglücklichen Periode auf Dich wirken mußte. Arme liebe Li! Wohl ist der Tod der Kinder das Un-

*) Vgl. S. 36.

natürlichſte auf Erden. Das ſchon Ausgebildete ſenkt ſich von ſelbſt wieder. Aber von ſeiten des Glücks und der Reinheit iſt es doch faſt umgekehrt. Das Leben hat noch nichts entweiht, es iſt noch keine Art des innern Todes, wie im Erwachſenen ſo oft, auch nicht in der flüchtigſten und zarteſten Empfindungsart dem wirklichen vorausgegangen. Alles iſt noch friſch, noch emporſtrebend, und was dem Naturgange nach gewaltſam iſt, erſcheint in einer andern Anſicht ein wohltätiges Entnehmen aus einem Zuſtand, der notwendig trennen und zerſtören muß, was ſo ganz und unverſehrt da liegt.

Am 1. September haben wir beim König ganz im Freien gegen den Abend gegeſſen. Der König ließ mich rufen, um mit zum Tee aufs Land zu fahren. Es war niemand da als er, die Königin, der Prinz George*), Schmalenſee, die Hofdamen und Schilden**), zufälligerweiſe war in dem Hauſe, wo wir hinfuhren, Himmel***), und er hat uns auf mein Anregen den Butzemann und den Bettelvogt ſingen müſſen. Ich hatte ſie ſeit Rom nicht gehört, und kann Dir nicht ſagen, wie ſie mich dahin verſetzt haben. Den Abend behielt mich der König zum Eſſen. Es wurden auch Geſpenſtergeſchichten erzählt, einige ſehr prächtige. Ich habe mit der alten ſchwediſchen Gräfin und ihren ſechs ſchwarzen Hengſten, und einigen anderen Geſchichten, die ich in Ruldolſtadt gelernt, viel Effekt gemacht.

Apropos! Die Königin hat ſo eine Antipathie gegen die Magerkeit. Sie will ſogar das Bier darum verteidigen. Aber ich habe mich ſehr deutlich erklärt, daß das eine ganz unvornehme, haſſenswürdige Sache iſt. . . .

*) Vgl. S. 106.
**) Vgl. S. 200.
***) Friedrich Heinrich Himmel, Klavierſpieler und Komponiſt.

In Rom also werden die Straßen gekehrt! Die armen Immondezzajos*)!

Es wäre langweilig und weitläufig, Dir die hiesige Lage der Dinge, ich meine die innere, das Verhältnis der Minister unter einander und zu mir, auseinanderzusetzen. Auch läßt es sich nicht immer tun. Aber wie es ist, kann es nicht bleiben. Das fühlt jeder, und mich trägt man dabei oft im Munde, noch in diesen Tagen geht in Berlin und hier das Gerücht, daß ich Minister werden werde. Es ist hieran nichts wahr, als daß es beweist, daß man zu mir Vertrauen hat. Es entsteht auch vielleicht daher, daß man mich, obgleich das bloß gesellschaftlich und nie dabei von Geschäften die Rede ist, mehr mit dem Hofe, als die eigentlichen Minister, sieht. Auch machte ich mir nicht viel daraus. Die Sachen stehen einmal so tief übel, daß ich allein sie nicht retten könnte, und die Exzellenz ist mir gleichgültig und könnte mich nur für Dich freuen, nicht zwar, als machtest Du Dir etwas daraus, aber weil es hübsch wäre, daß mein Kind, wo sie wäre, immer auch zu den ersten gehörte.

111. Humboldt an Caroline

Königsberg, 8. September 1809

Auch mir ist der Aufenthalt hier sehr verhaßt. So wenig ich Berlin liebe, so sind dort doch außer Theodor, dem es mir wirklich wichtig ist, nahe zu sein, noch andere, mit denen es einen herzlicheren und freundlicheren Umgang gibt, als hier zu finden ist. Von der Seelenlosigkeit, Trockenheit und Kälte, die hier herrscht, hat man keinen Begriff. Der Hof ist in der Tat hier bei weitem die unterhaltendste Gesellschaft.

*) Straßenkehrer.

Stein*) ist ein sehr guter Mensch, allein zur Arbeit doch nur sehr bedingter Weise tauglich. Was noch wunderbarer ist, so trägt er auch in diesen Unvollkommenheiten Spuren der Goethischen Erziehung, die man nicht verkennen kann. Ich glaube, daß es ihm geschadet hat, daß Goethe zu sehr mit ihm, wie er überhaupt leicht überall tut, auf das Reale und Praktische gegangen ist und zu wenig auf das eigentliche Lernen gehalten hat. Zugleich hat nun aber in Stein auch eine etwas kalte Natur, die nicht leicht für irgend etwas Enthusiasmus gewinnt, geschadet. Er ist immer verständig und sagt nie etwas Unvernünftiges; aber fast keine Sache, die er macht, hat Hand noch Fuß, man muß immer ändern und weiß nie anzufangen, weil man eigentlich das Ganze ausstreichen müßte. Mich setzt er in große Verlegenheit. Da ich eine bessere Meinung von ihm hegte, so bin ich wenigstens mit schuld, daß er hergerufen ist und nun beim Minister und mir zugleich arbeitet. Jetzt will er gern bei mir bleiben, weil es in meinen Sessionen viel vertraulicher und amüsanter zugeht, und ich weiß nun nicht recht, wie ich es anzufangen habe. Da ich aber der Mutter sehr gut bin, werde ich doch sehen, ob er sich nicht auch vielleicht in einigen Stücken bessern und ziehen läßt. Denn kenntnislos ist er gar nicht.

. . . In Weimar herrscht jetzt große Trauer. Ein bedeutender Teil des Weimarschen Kontingents ist in Tyrol aufgerieben worden, und auch sehr viel Offiziere sind, meist von Steinwürfen, geblieben. Eine Frau von Henning wird Dich sehr rühren. Ihr Mann ist tot und sie ist gleich wahnsinnig geworden. Indes tut sie nichts, ist ganz ruhig und sagt nur immer, wenn man ihr von ihrem Manne und selbst von seinem Tode spricht: er wird mir bald schreiben. — Die duldende Hoffnung des Wahnsinns ist wirklich das Ergreifendste, was man sich denken kann. . . . Für den armen

*) Sohn von Goethes Freundin Frau v. Stein.

Wolzogen ſcheint wenig Hoffnung mehr, oder vielmehr Hoffnung baldiger Erlöſung. Caroline hat ihn noch nach Wiesbaden bringen wollen. Aber in Gotha iſt er ſo krank geworden, daß man zweifelt, daß er noch wird vor- oder rückwärts gehen können.

Mit dem Wappen haſt Du ſehr klug geſchrieben. Du könnteſt jeden Tag Geſandter ſein. Den ſchwarzen Vogel laß nach Deiner Abreiſe nach Neapel ſtill abnehmen, bis dahin warte ab, was die andern Geſandten tun, und folge ihnen. Von eigentlichen Geſandten kann freilich jetzt in Rom nicht mehr die Rede ſein. Degérando*) kultiviere ja. Er iſt gut und kann Dir auch nützlich ſein.

Mein Brief an Alexander Rennenkampff kommt alſo noch zu früh. Aber mein gutes, holdes Kind! wer die Mutter liebt, dem muß man nicht mit der Tochter kommen! Das merke Dir und werde mir nicht böſe. Aber wir müſſen unſer altes Recht nicht aufgeben, uns gegenſeitig zu necken. Ewig Dein H.

112. Humboldt an Caroline

Königsberg, 12. September 1809

Wohl denke ich mir, daß Deine Seele in den Tagen, da Du die letzten Zeilen ſchriebſt, wie Monte Savelli umwölkt war. Ach, es ſind bange Tage, auch mir lagen ſie ſchwer im Sinn. Ich träumte aber neulich vom lieben Wilhelm ſehr lebhaft; es hat mich unendlich glücklich gemacht.

. . . Sonſt in Göttingen habe ich mich oft mit Stieglitz**) geſtritten, wenn er behauptete, der Menſch könne durch feſten Willen oder große Sehnſucht den Tod ſelbſt lange Zeit zurückhalten, um

*) Vgl. S. 220.

**) Hannoverſcher Arzt, Freund Humboldts aus ſeiner Studienzeit.

dies oder jenes erſt zu vollbringen oder abzuwarten. Jetzt bin ich ſehr geneigt, daran zu glauben, und dann ſterbe ich gewiß nicht eher, bis ich nicht den Albaner Berg und das Meer, und vor allem Paläſtrina wiedergeſehen, nach dem ich eine ganz eigene Sehnſucht habe.

Ich leſe alle Morgen, gleich nach dem Aufſtehen, immer etwas Lateiniſches oder Griechiſches, jetzt den Quintus Calaber, der, wie Du vielleicht nicht weißt, eine Fortſetzung des Homer geſchrieben hat. Er lebte nach Chriſtus in Kleinaſien, und ſein Gedicht iſt freilich nur ein ſchwacher Nachhall von Homer, aber es hat immer einzelne recht große Schönheiten und wenigſtens den alten, wo man ihn findet, tief in die Seele greifenden Ton. Mich feſſeln jetzt manchmal die einfachſten Beiwörter, ſo neulich γαῖαν ἀμπελόεσσαν*). Du kannſt Dir überhaupt nicht denken, welchen Eindruck ſo ein ſchlichtes Wort in einem Lande macht, wo einem nie eine Rebe und, wenn nicht einmal eine aus Berlin geſchickt wird, nie eine Traube zu Geſicht kommt. Zum Verſemachen bin ich hier eine Zeitlang ſehr geſtimmt geweſen. Ich habe neulich eine ſehr wunderbare Kompoſition gemacht, eine Geſchichte in elf zuſammenhängenden Sonetten. Es entſtand in mir, da mir das Goethiſche Aſan Agas verſtoßene Frau in die Hände fiel. Es iſt vielleicht das Poetiſchſte, was ich je gemacht habe, aber es iſt etwas ſo Trübes und Dunkles darin, daß ich mich unmöglich entſchließen kann, es Dir zu ſchicken, liebes Kind. Ich habe ſelbſt nachher darüber lachen müſſen. Aber es gehen einem manchmal Geſpenſter in der Seele auf, die man augenblicklich nicht los wird. Übrigens mußt du ja nicht denken, daß ich ſelbſt trübe und melancholiſch geſtimmt wäre. Ich ſehne mich unglaublich nach Dir, mein gutes, einzig teures Weſen, und kann es mir ſelbſt

*) Rebengelände.

nicht ausdrücken, wie ich Dich wirklich über jede andere Empfindung liebe und ehre, und wie es mich vor allem so tief rührt, daß Du so namenlos gut mit mir bist, aber dem in meiner stillen Stube nachzuhängen, ist mir eigentlich süß und stimmt mich heiter und ruhig, und unter Menschen bin ich wie Du mich kennst. Auch wird ja die Zeit der Trennung vergehen; das einzige, was mir peinlich ist, ist die Ungewißheit, nicht sowohl des Wiedersehens — denn ich weiß, daß Du so gut bist und gewiß jedesmal kämest, wenn ich es Dir schriebe, und daß ich es also immer in zwei Monaten ungefähr in meiner Gewalt habe — aber des schönen Wiedersehens. Denn es wäre mir Kummer statt Trost, Dich in Deutschland zu wissen, wenn wir nicht auch zusammen und recht ruhig und schön existierten. Die Zukunft wird indes alles gut lösen, und auch auf mich und meine Tätigkeit verlaß Dich. Dir zu leben und Dich zu besitzen ist doch, wie ich sehr tief fühle, meine eigentliche Bestimmung, und wenn das eigentlich das wahre Ziel ist, rein zu fühlen, wozu man da ist, und was einem frommt, so habe ich den Gipfel erreicht. Das hindert nicht, daß ich nicht vieles dabei und daneben treiben und tun könnte. Ein Mann ist einer edlen Frau nicht würdig, wenn er nicht sein Dasein, wo es möglich ist, an etwas Großes oder Nützliches anknüpft, und wenn er gut tut, in der flüchtigen Jugend auch in der Gegenwart ihr zu leben, so muß er bei vollendeter Reife vor ihr, selbst vor den Menschen sie rechtfertigen, daß sie ihn liebte. Seit ich Dich zuerst gesehen, habe ich unsere Bestimmung tief gefühlt, sie ist mir klarer und klarer geworden, und das Schicksal hat sie begünstigt. Dies Gefühl nun leitet und stärkt mich unaufhörlich, und wir werden des Ziels nicht verfehlen. Das Mühevolle dabei entsteht nur dadurch, daß man eigentlich dabei ewig auch mit den Bessern zu kämpfen hat. Keiner, der mir je vorgekommen ist, ginge eigentlich in diese Ansicht ein, und gelänge auch nur dahin, sie zu verstehen. In den Männern, wie z. B.

in Schillern selbst, dem sonst alles Menschliche so unglaublich offen stand, herrscht zu sehr allemal notwendig egoistische Neigung zu einzelnen Hervorbringungen vor, um ihre Welt aus einem einzigen Gefühle zu bilden, und den Frauen fehlt es bald an der Selbständigkeit, die nur die Herrschaft der Empfindung anerkennt, bald an innerer Treue. Nur wo, wie in Dir, beides zusammenkommt, ist Stetigkeit des Gefühls mit wahrer Seelenfreiheit verbunden.

113. Caroline an Humboldt

Albano, 15. September 1809

Mittwoch ganz früh kam Dein Brief vom 15. August, für den ich Dir innigst danke. Ach, Du wußtest, wie Du ihn schriebst, daß ich ebenso an Dich dachte, wie Du, mein teures Wesen, an mich. Es war und bleibt der merkwürdigste Tag unseres Lebens, der, wo eigentlich das Schicksal, das stumm und allwaltend auf der Erde herum schreitet, uns zuerst nach glücklichen Jahren berührte. Das Glück, solang ihm keine der Blüten geknickt wird, die es trägt, hat nicht allein den Charakter der höchsten Schönheit, es hat auch den des Heiligunantastbaren, und das wird ihm benommen, wenn geschieht, was damals uns geschah. Alles Glück ist seitdem mit Sorge gemischt.

Gestern war einer der wunderbar heitren Tage, wo Himmel und Erde sich gleichsam wie zu einem Fest geschmückt hatten. Der Prinz*) ging mit einer Gesellschaft nach Monte Cavo. Ich gab der Gräfin Bay die Li**) mit, ich selbst machte die Partie nicht mit, weil ich den Hermann zu viel dabei hätte strapazieren müssen, fuhr aber

*) Vgl. S. 31.
**) Tochter Caroline.

um 2 Uhr nach Palazzuola. Der Prinz war bereits angekommen. Die Li war sehr brav geritten, versicherten alle. Sonderbar ist es an der Li, daß sie viel liebenswürdiger, heitrer, animierter in Gesellschaft, als im häuslichen Kreise ist. Sie ist darinnen tout l'opposé de sa maman. Vielleicht ändert sich das künftig, sonst wär es nicht ganz angenehm für den künftigen Gemahl und die Kinder, die noch im Reich der Möglichkeiten herumschwärmen. Freilich ist die Li eine puissance im Hause. Ach ja, es wird wohl gut sein, wenn ich wieder bei Dir bin, sonst kriegen sie mich unter. Ich bin gar nicht stark im Herrschen und finde es viel kommoder, beherrscht zu werden. Aber Du schützest mich dann doch, daß sie es mir nicht zu arg machen, und machst mir auf eine so süße Art weiß, daß ich Dich beherrsche. „Die Li", sagst Du, „ist dann in Schweden verheiratet", — man muß für nichts schwören, — aber wenigstens nicht an den, der sie jetzt liebt, und Du sagst: „von der Adel halten wir die Leute ab, daß sie uns nicht zu früh das Haus verläßt", sie aber sagt, wenn wir unter uns sind, zu Carolinen: „vi consiglio di maritarvi presto, perchè si no, non vi lascerò nessuno"*). Das ist ein kleiner Sasa. Und doch, bei dieser petillanten Lebendigkeit eine Weichheit und Sentimentalität — ich glaube Deutschland wird einen wunderbaren Effekt auf sie machen. Gabrielle sagt: „noi andiamo nak Deuschelande"**). Adel ist viel folgsamer wie Gabrielle, sie lebt eigentlich in meinen Augen, da holt sie sich's immer her, ob ich zufrieden bin oder nicht, und wenn das Geringste ist, so küßt und schmeichelt sie so lange, bis es vorüber ist.

Wie machst Du mich lachen mit dem Zopf. Also bist Du

---

*) „Ich rate Dir, Dich bald zu verheiraten, wenn nicht, lasse ich Dir keinen."

**) „Wir gehen nach Deutschland."

der einzige! Ach, das bist Du in mehr wie einer Hinsicht! Mein teures, liebes Wesen, wie bist Du gut!

Adieu, geliebtes Herz. Lebe wohl und liebe Deine Lina.

114. Humboldt an Caroline

Königsberg, 19. September 1809

Ich habe diese Nacht eine große Seelenmotion gehabt, liebe Li. Es kam eine Estafette an mich an, und ehe ich Licht bekam, glaubte ich sicherlich, es wäre von Papa und wollte schon gleich Anstalten zur Abreise machen. Allein hernach ging es, wie meist in solchen Fällen, sehr uninteressant aus. Es war bloß aus Litauen, wohin ich noch diese Woche reisen wollte und wo man mich bittet, einige Tage später zu kommen.

Deine Briefe kommen jetzt so regelmäßig, als wüßten die Menschen, durch deren Hände sie gehen, wie unendlich uns an ihrem Ankommen liegt.

Gestern habe ich sehr viel von Rom gesprochen, mit einer Person, die Dich nicht gesehen hatte und Rom auch nicht in Gedanken ahndete. Eine Gräfin Truchseß, geb. Hohenzollern, die im März und April in Rom gewesen ist. Sie hat die Reputation, schön zu sein, die ich ihr auch nicht streitig machen will. Sie ist groß, stark, hat schöne Augen und im ganzen hübsche Züge. Aber sonst ist sie mir, ob es ihr gleich nicht an Verstand fehlt, gar nicht interessant gewesen. Sie hatte den Prinzen von Gotha*) gesehen, hatte sich im alten Rom von der Santa Croce herumführen lassen, wußte von der Arcadia zu erzählen und sprach vom Albaner See ungefähr wie wir vom Tegelschen uff. Nur einen sehr närrischen Moment habe ich doch mit ihr gehabt. Ich

*) Vgl. S. 31.

fragte sie, ob sie den Winter hier sein würde und sie sagte: „toute ma vie“. Auf diese Worte bin ich aber auch so verstummt und habe sie mit so verwunderten Augen angesehen, daß sie noch lange nachher der Prinzessin Luise*), bei der wir zusammen waren, nicht genug versichern konnte, daß sie noch nie einen solchen Ausdruck von Vaterlandszuneigung in einem Blicke gesehen. Du müßtest aber auch nur einmal hier gewesen sein, um zu verstehen, was das toute ma vie heißt.

Die Königin, die gestern nachmittag auf eine halbe Stunde zur alten Voß, wo ich eben war, mit ihrer kleinsten Tochter kam, spricht davon, daß man im November hier fortgehen wird. Ich wage noch kaum es zu hoffen. Doch werde ich mein möglichstes tun, auch wenn der Hof bleibt, allein zu gehen.

Es ist sehr hübsch, daß Du mein „Rom“**) en vogue bringst. Ich habe mich schon geärgert, kein Exemplar hierher mitgenommen zu haben. Ich weiß nichts davon mehr auswendig, oder wenigstens nichts Ganzes. Ich werde nie wieder etwas machen, was mir so lieb sein wird.

. . . Wie sollte ich mich nicht Deiner Existenz in Rom freuen? Liebe, teure Li! ich lebe und webe in Dir. Noch eh ich Dich je sah, wie mir nur Carl***), dessen Nähe mir alles das nähergebracht hat, von Dir sagte, hatte ich schon einzig die Gedanken, für Dein Glück zu sorgen, als Du armes Kind noch so bezaubert und gefangen in der türkischen Stube saßest. Hernach haben wir uns gesehen, geliebt, miteinander gelebt, Glück und Unglück geteilt — ach! nichts auf der Welt, was ich für Dich tun könnte, wäre mir Opfer, nichts könnte ich so ansehen. Es ist meine Bestimmung, für Dich zu leben, ich bin alles, was ich bin, nur dadurch geworden,

*) Vgl. S. 135.
**) Vgl. S. 111.
***) v. Laroche.

ich bin nichts ohne das. Dein Dasein hat sich indes in den Kindern vervielfacht, wir sind eins mit ihnen geworden, wie könnte ich da einen andern Gedanken haben, als Dich und Dein Glück, wie könnte ich Dich so herabziehen wollen in die hiesigen Umgebungen, wie müßte ich mich nicht freuen, daß Du noch frei und schön und von allem Großen und Schönen umgeben lebst? Ich fühle darum auch nicht minder, wie Du Dich nach mir, auch bloß nach mir ohne Rücksicht auf Theodor, wenn sich das trennen ließe, sehnest, wie Du vielleicht manchmal selbst lieber hier mit mir wärest, als dort allein. Aber die Freude an Deiner schönen Existenz besiegt immer jede andere Betrachtung in mir, die Hoffnung, die einen nie verläßt, selbst auch wieder dorthin zu kommen, oder Dich in Deutschland, wenn jenes nicht möglich ist, wiederzusehen, hält mich von einem Tag zum andern hin und trägt mich durch viele, nicht angenehme Augenblicke hindurch, und immer bleibt es dabei, und wäre es auch der unauflöslichste Widerspruch, daß ich doch traurig sein werde und sehr traurig, wenn ich höre, daß Du Rom verlässest. Meine Freude, Dich wieder zu umarmen, wird darum nicht minder sein. Du hast sie gesehen, als Du nach Rom zurückkamest, hast gesehen, wie ich mich nur auf Augenblicke von Dir losreißen konnte, alles, alles wird wieder so sein, wir bleiben uns ewig gleich. Aber das tiefste Wesen im Menschen ist einmal voller Widersprüche, und ich vielleicht bin es mehr wie ein anderer, vor allem, wenn ich nicht bei Dir bin. Bei Dir geht das Leben so froh und glücklich hin, ach! und nur wenn die Welle sich bricht, wird die dunkle Tiefe sichtbar. Ich bin ohne Dich durchaus ein andrer Mensch, viel reizbarer, viel wunder, viel ungewisser mit mir selbst und andern. Ich habe nicht die Selbständigkeit wie Du, es ebbt und flutet, und nur von Dir empfange ich mehr innere Haltung. Es muß Dich nie wundern, liebe Seele, daß ich Dich als das Höhere ansehe. Du bist es und ich kann es nicht anders.

Ich drücke es manchmal selbst ungern aus, weil ich denke, es nimmt der Schlichtheit der Empfindung — wenigstens scheinbar — denn in Wahrheit kann es nie sein — etwas. Aber Du weißt doch, daß ich auch recht gleich, sogar recht fordernd sein kann. Auch darf es nicht anders sein, und sobald das wahrhaft tiefe Verhältnis beider Geschlechter vor der inneren Empfindung gleichsam zur Sprache kommt, muß sich oft in das höchste Glück die Schwermut mischen, die immer die Gegenwart des Unendlichen im Menschen bezeichnet. Das Höchste erscheint darin auf menschliche Weise gebunden und befangen, und man muß mit Kühnheit das Menschliche umfassen, indem man das Himmlische anbetet. Dadurch leidet oft die Zartheit, oft die Realität der Empfindung. Die immer unbefangene weibliche Demut und Unschuld fühlt das nur, wo sie selbst nicht rein und wahrhaft empfunden wird, aber wenn es der Mann nicht empfindet, ist es meist nur Mangel an Zartheit, die auch den Besten oft fehlt. Ohne diese trägt nur das Höchste und Freieste hierüber hinweg, das, was eigentlich Genie in der Liebe ist, dessen sich aber keiner wohl anders als in wenigen schönen Momenten der kühnsten Jugend erfreut.

Aber verzeih, liebe Li, daß ich so viel schwatze. Du bist die einzige, mit der ich es kann. Es mag wohl und auch hier Frauen geben, die es verdienten, mit ihnen über minder gleichgültige Dinge zu reden; ich habe mir, als ich nach Deutschland kam, auch wohl eingebildet, daß ich solchen begegnen würde, aber das Herz verschließt sich doch mit den Jahren wunderbar und spinnt sich ein und versteht, nur noch allein zu sein mit sich und den wenigen, die man seit ewig geliebt hat.

Addio, anima mia. Neulich fand ich in einem Notenbuch l'anima mia sei tu! Ich hätte weinen mögen, Adelheid sang es immer so hübsch. Umarme alle Kinder.

Es gibt hier eine kleine Frau*), die eine ſolche Paſſion auf die Zeichnung der Adelheid und Gabrielle hat, daß ſie mich ſehr dringend gebeten hat, ſie ihr zu laſſen, wenn ich nach Litauen reiſe. Ich glaube aber nicht, daß ich's tue. Lebe wohl, mein einzig treues Weſen! Ewig Dein H.

115. Humboldt an Caroline

Königsberg, 22. September 1809

Ich habe geſtern keinen Brief von Dir gehabt, liebe Li, und könnte mich beinah ängſtigen. Es gehen hier Gerüchte, daß ein großes Erdbeben in Italien geweſen ſei. . . . Aber Rom ſteht ſehr feſt, und ich fürchte eigentlich nichts. Es iſt ſo oft gekommen, daß ich die beiden Briefe, die Du mir ſo gut alle Woche ſchreibſt, auf einmal erhalten habe. Aber ſehr lieb iſt es mir doch heute, da ich morgen nacht nach Litauen reiſe und mir nun Dein nächſter Brief erſt in fünf bis ſechs Tagen in Memel zukommen kann. Wie lange ich genau bleiben werde, weiß ich noch nicht. Allein über zehn Tage iſt es nicht mein Plan. Zurück komme ich über Pillau, und dahin wird mir ein Herr von Hedemann**), ein junger Offizier, entgegenkommen, der Adjutant bei Prinz Wilhelm***) iſt, den Alexander in Paris ſehr auszeichnete, und der auch Dir ſehr gefallen wird, wenn wir je in Deutſchland thronen. Er iſt mir außerordentlich gut und, obgleich 25 Jahr alt, ſo eine unſchuldige und in ſich reine Natur, daß man ihn ſich, wie mir vorkommt, immer zum Sohn oder Schwiegerſohn wünſchen muß. Dabei iſt er hübſch und lebhaft und hat natürlichen Verſtand.

*) Johanna Motherby, geb. 1783, † 1842.

**) Auguſt v. Hedemann, wurde 1815 der Gatte von Humboldts zweiter Tochter Adelheid.

***) Vgl. S. 135.

Meine Dienstverhältnisse, über die ich Dir öfter abgebrochen schrieb, befinden sich eigentlich in einer wenigstens möglichen Krise. Der Großkanzler*) wünschte das geistliche Departement, das ich habe, zu einem eigenen Ministerio zu erheben, und es eben dann einem andern zu verschaffen und mich ins auswärtige Departement zu bringen; da er weiß, daß ich im Grunde selbst das vorzöge, so sind wir sehr freundschaftlich miteinander und haben selbst wenigstens von der Sache, wenn auch nicht von der Person meines Nachfolgers, gegen die ich freilich selbst protestieren müßte, gesprochen. Dohna, der sehr gut und brav ist, hat vor diesem Plan eine sehr große Scheu, da er mit Recht glaubt, daß mein Fach, das ich nun sehr in die Höhe gebracht, auf einmal sinken wird. Ich verhalte mich an sich ziemlich neutral dabei, weil ich auf der einen Seite gewiß für Gedeihen dessen, was mir anvertraut ist, eifrig besorgt bin, auf der andern Seite aber aus meiner jetzigen Stelle gern heraustreten würde. Ich habe dazu doch auch wirklich viel Grund, weil meine jetzige Stelle mit dem ganzen Ministerium auf das engste zusammenhängt und ich in mir überzeugt bin, daß sich dies Ministerium nicht halten kann.

Auch kommt noch etwas andres dazu. Das Verhältnis der Geheimen Staatsräte ist äußerst delikat, sie hängen vom Minister ab und sind auch unabhängig, und ihre Existenz in ihrer Unabhängigkeit beruht sehr auf dem Staatsrat. Dieser ist aber nicht eingeführt bis jetzt, und die Minister (nicht Dohna) scheuen sich, ihn einzuführen, möchten jedoch gern eine andere allgemeine Konferenz, in der sie allein mehr wirken könnten, einrichten. An dieser aber habe ich fast allen Anteil verweigert und bin nie hineingegangen, habe auch ziemlich bestimmt erklärt, daß ich meinen Abschied auf der Stelle nähme, wenn man mir so etwas zumuten wollte. Und

*) Vgl. S. 73.

wirklich täte ich das. Gott weiß, wie gern und eifrig ich für die Kinder und Dich ſorge, aber das muß einen nie dahin bringen, daß man an einer Stelle hinge. Ich ſetzte da das äußerſte lieber aufs Spiel, und weiß, daß Du, teueres Kind, mir recht geben würdeſt und mich auf andere Weiſe nicht möchteſt.

Im auswärtigen Departement auf der andern Seite fürchtet man mich und möchte mich lieber fern halten. So macht man mir von beiden Seiten Vorſpiegelungen und Verſprechen, deren Wert ich ſehr gut erkenne und mich nicht täuſchen laſſe. Ich ſehe aber die Möglichkeit eines Mittelweges, auf den ich ſehr leicht kommen könnte, und an den die Herren, die mich gar nicht kennen, auch gar nicht denken. Sollte nämlich wieder ein Geſandtenverhältnis auf irgendeine Weiſe in Rom möglich ſein, ſo würde ich ganz einfach meinen alten Poſten zurückverlangen, und damit würden (bis auf Dohna, und die, die unter mir ſtehen, und bis auf das Publikum, die mich alle gewiß ungern ausſcheiden ſehen) alle, zufrieden ſein. Sie halten mich jetzt für ſtillehrgeizig und abſolut auf den Miniſter, und wenn ich es wäre, auf Herrſchaft ausgehend, ſind töricht genug, mich nach ſich zu beurteilen, haben keinen Begriff davon, daß mir ruhig mit Dir und den Kindern zu leben über alles andere geht, und würden ſich auf einmal freier fühlen und mir den Weg ſelbſt bahnen. Ich hätte daher bloß vielleicht beim König Schwierigkeit, der niemanden, mit dem er nicht unzufrieden iſt, gern von der Stelle verliert, auf der er ſteht, und der auch vielleicht nicht ein beträchtliches Gehalt auf Rom wenden möchte. Mir wäre dieſer Ausgang bei weitem der liebſte.

Es iſt ſehr gut, daß Adelheid bei Dir ſchreibt. Das arme, kleine Ding, eine große Seite alle Tage!

Ach wann ſehe ich Dich wieder? Im Grunde iſt doch bis dahin alle Zeit verloren für mich, und ein eigenes Ding um das

Leben, wenn man nur lebt, um einen langersehnten Tag zu erwarten.

Lebe innigst wohl!

116. Caroline an Humboldt

Albano, 22. September 1809

Gestern war ich beim Emissar*), den ich den Kindern zu zeigen versprochen hatte. Es war wunderschön auf dem einsamen Gange, die Vegetation unten am See von einer Frische und Üppigkeit, daß man kaum auf dem selten betretenen Fußsteige an einigen Stellen durchkonnte, und beim Zurückgehen der Vollmond aufgegangen über Monte Cavo, der sein lichtes Bild im See spiegelte, über das die Wellen zitternd hinwegschlüpften, als fürchteten sie, es zu trüben. Auf dem Hinweg traten wir in das Nymphäum**) nahe bei, das Rauch noch nie gesehen hatte und von wo aus man den Monte Cavo und die Verschränkung der anderen Berge so schön sieht. Rauch war ganz außer sich über die Aussicht und den grünen, üppigen Vordergrund von wilden Feigen und wilden Weinreben. Es ist doch ein herrlich Land! Ich sagte der Herrlichkeit mit Tränen Abschied; doch nicht auf immer, hoffe ich gewiß.

Ich weiß nicht, ob ich Dir letzthin schrieb, wie ich den Weg nach Marino gemacht habe, und alles herum gebrannt hatte. Du kennst ja die Unart des Abbrennens der Stoppeln. Nun hatte aber beim heftigen Winde das Feuer mehrere Bäume, von denen, die um den hohen Rand des Sees stehen, ergriffen, und die armen schönen Bäume brannten von oben herunter in den Stamm. Mir fiel ein, wie in der Bibel steht, daß Gott im feurigen Busche

*) Unterirdischer, von den Römern angelegter Abfluß des Albanersees.
**) Grotte des Emissars.

mit Moſes geſprochen habe. Ich habe nicht leicht etwas Schöneres geſehen.

Der Papſt iſt in Grenoble ſo geehrt worden, daß das Volk die Pflaſterſteine auf der Straße aufgeriſſen, über die er gegangen, und als Reliquie weggetragen hat, ebenſo die Meubles ſeines Apartements. Jetzt lebt er ſtill in Savonne. Es ſcheint wohl, daß der päpſtliche Stuhl beſtimmt iſt, künftig in Rom zu bleiben, man kann nicht wiſſen, wie die Dinge kommen, das Leben iſt lang und die Lebensverhältniſſe ändern ſich ſchnell, wer weiß, ob wir ſelbſt nicht noch einmal zurückkommen.

Alles, was Du mir von den neuen Einrichtungen in Berlin ſchreibſt, iſt ſchön und wird mir rührend dadurch, daß Du Dich darum bekümmerſt. Alles, was Du unternimmſt und gewöhnlich dann auch durchſetzeſt, iſt zweckmäßig, einfach und immer ſchön und rein gedacht. Arbeite mir nur nicht zu viel, ich bitte Dich inſtändig, daß Du mir nicht blaſſer ausſieheſt, wenn ich Dich wiederſehe.

Du ſchreibſt mir ſo lieb und gut, gütig über mein Zurückkommen oder Bleiben, daß es mich ſehr tief gerührt hat. Nein, mein teures Herz, ich werde kommen und werde wieder mit Dir und Theodor leben. Ich werde auch jetzt nicht über Paris gehen, ſo ſehr es mich freuen würde, meinen alten, teuren Schlabrendorff*) wiederzuſehen. Aber mit der Zeit, wenn Du es erlaubſt und die Umſtände es geſtatten, machte ich noch recht gern eine Reiſe nach Paris. Von uns iſt es ja ſehr nah.

Mein Herz, ich umarme Dich und bin ewig Deine C.

*) Graf Guſtav Schlabrendorff, geb. 1750, † 1824. Bd. II. S. 74.

117. Humboldt an Caroline

Gumbinnen, 27. September 1809

Ich bin unendlich geplagt mit Geſchäften, liebſte Li, und werde heute Dir nur wenig Zeilen ſagen können. Menſchen ſprechen, in Geſellſchaft gehen, die Schulen beſuchen, Akten leſen und eigene Aufſätze machen, alles geht dermaßen in einem Strich fort, daß mir ſehr wenig Zeit bleibt. . . .

Es iſt ziemlich gutes Wetter, aber ſchon eine furchtbare Kälte. In Königsberg heizte ich ſchon ſeit einigen Tagen ein, allein hier ſind die Öfen noch nicht inſtand geſetzt. Das Land iſt einförmig, indes doch mitunter hübſch, und intereſſant bleibt immer die Nationaleigentümlichkeit, die aber hier noch nicht recht angeht.

Ich bin am 23. nachts von Königsberg mit meinem Sekretär und einem Bedienten abgereiſt und am Abend des 24. in Inſterburg angekommen. Da bin ich bis zum 25. mittags geblieben und am Abend war ich hier. Ich bleibe nun bis zum 29. morgens hier, weil hier die Regierung iſt. Der Präſident iſt der Geheime Staatsrat v. Schoen*), der beſte Kopf unter den Geheimen Staatsräten, der aber ſeinen Abſchied aus dem Grunde genommen hat, der, wie ich Dir neulich ſchrieb, auch mich wegtreiben könnte, und den man hat ruhig gehen laſſen, als hätte man der Menſchen überall genug. Er macht mir den Aufenthalt hier ſehr intereſſant.

Ich gehe nun über Tilſit nach Memel, dann über die öde Nehrung zwiſchen dem Haff und dem Meer nach Pillau und Königsberg zurück. Von der ruſſiſchen Grenze her machen jetzt manchmal einzelne Tataren, die da in Garniſon ſtehen, Einfälle in unſer Land. Aber Reiſenden eſſen ſie höchſtens die Pferde auf, denen ſie ſehr nachſtellen. Sie haben — ich ſah welche in Königs-

*) Heinrich Theodor v. Schoen, geb. 1773, † 1856, war 1809 Regierungspräſident in Gumbinnen, ſpäter Oberpräſident von Preußen und Staatsminiſter.

berg — ganz platte Naſen, lange Augen, bloß ein paar Schnitte, ſo wenig Menſchliches, wie ein unbefiedertes zweibeiniges Tier nur haben kann, und kein Menſch verſteht ihre Sprache. Sie ſollen nahe bei China her ſein. Unter ſolche Scheuſale iſt Dein armer Bill geraten. Aber ich verſichere Dir, daß ſie niemandem etwas tun, wenn man ihnen auch, was doch nicht leicht geſchieht, begegnet.

Mit inniger Liebe Dein H.

118. Humboldt an Caroline

Tilſit, 2. Oktober 1809

Es iſt mir recht troſtlos, liebe Li, das ich Dir von der Reiſe nur ſo wenig ſchreiben kann. Wenn Du aber mein ſchwarzes cortège ſäheſt, würdeſt Du begreifen, daß mir überaus wenig Zeit übrig bleibt. Seit Gumbinnen bin ich in wilden Gegenden herumgezogen, durch Orte, wo ſchon die Namen erſchrecken. Allein zum Teil ſind die Gegenden doch hübſch. Der Niemen (Memel) hat ziemlich hohe Ufer, iſt ein breiter Strom, hie und da mit Inſeln, und hinter ihm ſchließen Hügel eine ziemlich weite Fläche von Wieſen ein. Freilich alles wie dürftig und farblos! Ach, vorgeſtern abend ging die Sonne, wie man hier ſagt, ſchön unter, der Himmel teilte ſich ſo in ein kleines flockiges Gewölk, das die letzten Strahlen der ſchon heruntergeſunkenen Sonne noch beleuchteten. Wie brennt das, gleich glühendem Erz, in Italien, wie falb, kaum goldgelb, war es hier. Das Andenken an das Verlorene hat mich tief ergriffen. Ach, ſiehſt Du wohl manchmal zum Mond, zum Jupiter? Ich nie, ohne zu denken, daß vielleicht Dein liebes Auge daran hängt. Wann werde ich ſie wiederſehen, die wunderſüßen Augen? Ach, könnte ich nur einmal meine Hand auf ſie legen, die Deine auf den meinigen fühlen.

Es ist mir, als wenn es auf lange die Sehnsucht stillen würde, die mich oft verzehrt.

Gestern war ich in einer recht angenehmen Familie. Da Schoen mich sehr liebt, so hat er alle Veranstaltungen getroffen, daß ich wie ein König reise; überall kommt man mir entgegen, überall finde ich wirklich sehr gute Diners und Soupers bei den wohlhabenden Beamten, und die letzten Tage haben sie mir auch immer Litauer und Litauerinnen in ihren verschiedenen Trachten gebracht. Die Memelsche Tracht soll freilich die hübscheste sein. Allein im ganzen ist doch alles sehr nordisch. Vom Hals bis zu den Knöcheln der Hände und Füße vermummt. Meist lasse ich sie auch singen. Es sind meist melancholische Laute, immer nur Molltöne. Dabei rühren sie wohl langsam zum Takt die Hand, aber die Augen und Köpfe halten sie unverrückt zur Erde geheftet. Eine Italienerin würde sich nicht satt wundern können. Hübsch sind sie aber zum Teil recht sehr. Wo ich gestern war, hat man mir angeboten, der Adelheid und Gabrielle litauische Kleider machen zu lassen, wenn Du mir ihr Maß, nur die Länge, schicktest. Wenn Du glaubst, daß es den kleinen Dingern Freude macht, so tue es. Die römische Beweglichkeit muß sich in der nordischen Tracht wunderbar ausnehmen.

In Trakehnen, wo die Gestüte sind, ist mir Rauch oft eingefallen. Man ließ mir alle Hengste einzeln in die Reitbahn führen. Ich habe nie so etwas Schönes von Pferdebewegungen gesehen. Die höchste Wildheit, — fast jedes stand alle Augenblick hochgebäumt über dem Kopf seines Führers, — mit der größten Grazie bei den meisten verbunden. Unendliche Studien für einen Bildhauer. Wahrhaft arabische sind nicht mehr, aber Söhne als schönste, spanische und englische. Das arabische Geschlecht ist so edel gegen die andern, daß es ordentlich etwas Menschliches dagegen hat.

Morgen abend in Memel denke ich gewiß Briefe von Dir zu finden. Ich sehne mich unglaublich danach. Seit Königsberg habe ich durchaus ohne Briefe aller Art gelebt. Nicht einmal von Zeitungen habe ich gehört. Aber mir ist sehr wohl gewesen. So mehrere Tage immer im Freien, so still in der Ecke des Wagens Deiner gedenken zu können. Ich bin noch viel einsamer gewesen als in Königsberg, auch die Menschen, die ich gesehen, immer schlicht und einfach, ein hübsches und gutmütiges Volk, kurz eine Lage, in der das innerste Gemüt sich doch mehr noch als gewöhnlich fühlt und besitzt. Und im Grunde ist mein Leben doch nur da, und das Deinige noch so unendlich tiefer und schöner.

Lebe wohl mein holdes, einzig holdes Wesen! H.

119. Caroline an Humboldt

Rom, 3. Oktober 1809

Ich bin vorgestern wieder hereingekommen, die Kinder sind alle wohl und munter und freuen sich unbeschreiblich, wieder in Rom zu sein. Mein Gott, was ist doch das für ein Zauberort!

Madame Degérando*), die ich viel sehe und die mich sehr lieb hat, schrieb mir letztens: „Mon Dieu, mon Dieu, qu'il est doux de vivre et de mourir là où on est né, je ne puis m'habituer à ce triste pays.“ Du siehst, nicht alle lieben Rom. Aber die gute Degérando hat ihr einziges Kind in Paris gelassen; weil sie die Reise im Sommer machen mußte, fürchtete sie für die Gesundheit des Kleinen, der zart ist. Das muß freilich eine tiefe Sehnsucht sein. Auch hat das Klima sie ungnädig empfangen, sie leben aber

*) Vgl. S. 220.

auch nicht nach vernünftig italienischer Art. Ich glaube, sie müssen den Winter bleiben. Mir ist es süß, aber ich kann mich nicht recht freuen, wenn die anderen nicht gern hier sind. Ich habe auch so eine Empfindung, wenn man Rom nicht liebt und tief empfindet, wie wenn man einem schönen, edlen Weibe irgend eine Gewalt antun wollte.

Du freust Dich meiner Spaziergänge, Du Herrlicher, Lieber! Gestern war ich mit den Kindern in Villa Ludovisi und sah die Sonne untergehen von der hohen Mauer, und die Fülle des ausgegossenen Glanzes auf den Bergen umher. O mein Gott! wie ist es doch so schön! Dann ging ich hinunter, und bis es Nacht wurde, gingen wir in den hohen Lorbeer- und Zypressengängen. Madame H. sang letztens beim Prinzen: „Kennst Du das Land usw." und zwar so, daß ich mich der Tränen nicht enthalten konnte.

Die Staël*) schreibt mir auch sehr lieb und zärtlich. Sie hat doch eine große Treue im Gemüt. Sie bittet mich inständig, im Frühjahr zu ihr zu kommen auf einige Tage und spricht von ihrer Reise nach Amerika in den bestimmtesten Ausdrücken. Sie sehnt sich nach Briefen von Dir.

Ich habe mich eingeschlossen, um zu antworten. Die Leute rennen mir die Tür ein, Du glaubst nicht, ich bin eine personne de conséquence. Apropos, das Bild der Kleinen ist das schönste, was existiert und je gemacht worden ist. Es ist nur eine Stimme über diese Schönheit. Warum soll ich nicht sagen, es solle Dir ein ewig Andenken sein? Man kann ja auch ein Andenken geben, wenn man schon noch gegenwärtig ist. Und wenn ich auch stürbe, so müßtest Du, mein teures Herz, mich überleben, nein, das könnte mich sehr bange machen, die Kinder so allein geschleudert in der einsamen Welt zu wissen.

*) Vgl. S. 12.

Die Zypreſſen am Teſtaccio ſind ganz enorm gewachſen. Ich bin mit tiefer Rührung und Andacht da herumgegangen. Sie werden nun bald einſam daliegen, verlaſſen von Vater und Mutter und den lieblichen Geſchwiſtern — aber ſie werden ruhig bleiben, alle Jahreszeiten gehen über ſie hin — ſie liegen unwandelbar im ewigen Wechſel. Wo wird das Schickſal uns hinführen? Eine ruhigere Grabſtätte hätte es uns nicht gönnen können, wie da, vielleicht kehren wir zurück.

Die nächſte, die an den geweihten Platz der Pyramide kommt, wird wohl die teure, gute Lady Temple ſein. Die Gute ſtirbt langſamen Todes. Ewig Dein.

120. Humboldt an Caroline

Memel, 5. Oktober 1809

Ich ſchreibe Dir heute ſchon wieder, liebe Li, weil ich keine Poſt abgehen laſſen kann, ohne Dir einige Worte zu ſagen. Ach, holdes Kind, ich bin im 56. Grad nördlicher Breite, Du im 41. Grad, das macht 225 deutſche Meilen in gerader Linie mehr nordwärts als Du. Welche ſchreckliche Entfernung! Geſtern ſaß ich den ganzen Tag im Wagen, und der Weg war ſehr unintereſſant. Ich kam erſt um Mitternacht an. Heute hat ſich gezeigt, daß man einen Verſuch gemacht hat, uns den Kuffer zu ſtehlen. Alle Stricke waren zerſchnitten, aber er war angeſchroben, und ſo hatten die Leute nichts ausgerichtet.

Memel iſt ein hübſcher, freundlicher Ort. Dürftig, wie alles hier, immer, wie die Fernow*) ſagte: arm und dunkel. Selbſt das Meer, wie anders als bei Antium und Nettuno. Doch bleibt das Rollen der Wogen und die Öde immer groß. Das Herz wird

*) Vgl. S. 43.

einem weit, und ich sehnte mich wohl nach einer Seereise. Ich bleibe nur noch die Nacht hier. Dann gehe ich über die Nehrung nach Pillau und bin in vier Tagen wieder in Königsberg. Die Reise hat meinem Körper gewiß sehr wohl getan. Die Bewegung, die Befreiung von sitzender Arbeit und ein immerwährender vortrefflicher Tisch haben mich wirklich blühend gemacht. Du brauchst gar nicht, mein süßes Kind, um mich besorgt zu sein. Du wirst mich, wenn mir nicht was Besonderes zustößt, nicht einmal mager geworden finden.

Ach! aber im Innern finde ich Ruhe und Glück nur bei Dir. Es hat mich sehr gerührt, wie Du so hübsch schreibst: „Ich bin ein arm unwissend Kind". Ein recht kindlich unschuldiges bist Du wirklich, und das bei großer und seltener Klugheit, das vereinigst nur Du. Von Deiner Schönheit ist neulich recht zufällig viel in Königsberg gesprochen worden. Dieselbe Frau, die die Zeichnung der Kinder so gern bei sich behalten wollte, hat sich bei Roux*), der jetzt hier ist, nach Dir erkundigt, und der hat Dein Gesicht und Deine Augen, auch die Form des Kopfes, mit ordentlichem Enthusiasmus gepriesen. Ich besuche ihn ordentlich, seitdem ich das weiß. Die Zeichnung habe ich der Frau — einer kleinen, sehr klugen und guten, aber gar nicht hübschen, eigentlich häßlichen Doktorin Motherby**) — wirklich gelassen. Ich konnte sie doch nicht mitnehmen, und es machte sie so glücklich. Sehr närrisch ist es, daß sehr wenig fehlte, daß die Motherby selbst im Winter Dich in Rom sah. Eine Schwägerin von ihr reiste schwindsüchtig nach Italien und sie sollte sie begleiten. Sie wollte aber schlechterdings in Königsberg bleiben, so wunderbar auch dieser Geschmack ist, und hat es abgewandt.

Hier habe ich eine ungeheuere Menge Briefe gefunden und

*) Vermutlich der Maler Jakob Wilhelm Roux, geb. 1771, † 1831.

**) Vgl. S. 239.

keine angenehmen. Aber davon nur zwei Worte. Meine Lage muß und wird vermutlich zu einer Kriſe kommen. Es iſt kaum möglich, mit Ehren zu bleiben. Ich werde jetzt unendlich arbeiten, der Sache irgend eine Wendung zu geben. Prinzeſſin Solms*) iſt während meiner Reiſe angekommen, und ich hoffe ſie oft zu ſehen. Was ich tun kann, liebe, holde Seele, tue ich gewiß. Allein am Ende gehen Grundſätze und Ehre über alles, und ich weiß, daß Du Vertrauen zu mir haſt und mich billigſt. Verlaſſe ich meinen jetzigen Poſten und komme ins Geſandtenleben zurück, ſo verkaufe ich auch Tegel und ſage dieſem Lande auf ewig Lebewohl. Es iſt und bleibt ſchrecklich. Auch die Geldgeſchäfte gelingen nicht nach Wunſch, doch macht mir das alles nicht eigentlich Sorge. Ich habe Kraft und Tätigkeit, und Geſchick gibt mir leicht jede neue Lage. Ich bleibe heiter, und die Achtung und Liebe der Menſchen iſt für mich und nicht für die andern.

Umarme die Kinder, denke recht oft an mich, ich bitte Dich recht herzlich, und rechne ewig auf meine innigſte und herzlichſte Liebe.

Mit ungeſtillter Sehnſucht Dein H.

121. Humboldt an Caroline

Königsberg, 10. Oktober 1809

Ich bin ſeit vorgeſtern abend wieder hier, und Dein liebes Bild hat mich ſehr freundlich empfangen. Ich hätte es ſehr gern mitgenommen, allein, da ich ſo oft andere Nachtquartiere hatte, wäre es leicht beſchädigt worden. Die Zeich-

*) Schweſter der Königin Luiſe, Friederike, geb. 1778, † 1841 als Königin von Hannover.

nung der Kinder hängt auch wieder daneben, ich habe Euch alle so innig und sehnsuchtsvoll geküßt.

Hier habe ich ungeheuer viel Arbeit vorgefunden, so daß ich kaum fertig zu werden weiß. Aber ich habe schnell arbeiten gelernt und fürchte mich nicht auch vor einem großen Haufen von Sachen. Wenn alle die Briefe so wie unterwegs und jetzt auf mich losstürmen, fällt mir immer Deine Anwendung des Goetheschen Zauberliedes: Besen, Besen! auf mich ein.

Sonst habe ich hier wenig verändert gefunden. Gr. Goltz (der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten) ist hier, allein seine Reise scheint keinen einzelnen wichtigen Beweggrund zu haben. Er hat mir hoch und teuer versichert, daß der Hof gleich nach den Wochen der Königin nach Berlin gehen würde, das wäre in der Mitte November, denn sie ist vor einigen Tagen von einem Prinzen*) glücklich entbunden worden. Ich wünsche herzlich, daß es bei diesem Entschlusse bleiben mag. Wäre es nicht, so käme ich schwerlich vor dem Januar hier weg. Ich muß mich dann nach den Geschäften richten, und die werden mir eine frühere Abreise nur sehr schwer vergönnen. Die Prinzessin Solms sah ich noch nicht, denke es aber heute nachmittag. Wenn ich der Versicherung des Prinzen George**) glauben kann, so werde ich wahrscheinlich oft in ihrer Gesellschaft sein.

Über meine eigene Lage habe ich noch kaum das Mindeste übersehen oder sprechen können. Auch ist die Sache sehr schwer. Wie die Dinge im Innern jetzt sind, können sie schlechterdings nicht bleiben. Es muß eins von den Dreien entstehen: es muß, was jetzt gar nicht existiert, ein Staatsrat oder eine gemeinschaftliche Beratung der Ministerien zustande kommen; oder ich

*) Prinz Albrecht, geb. 4. Oktober 1809, † 1872.

**) Vgl. S. 106.

muß mit meinem Departement Minister werden; oder ich muß ins auswärtige Departement zurückkehren. Im ersten Fall muß ich darauf bestehen, wie es der Sinn und der Buchstabe der neuen Verfassung ist, daß die geheimen Staatsräte gleiche Rechte mit den Ministern haben, und dagegen wird man sich von allen Seiten stemmen. Den zweiten durchzusetzen, drängt mich Kunth, Schoen und andere sehr, allein es ist schwierig, höchst delikat, und geht fast nicht, ohne daß man zugleich seine Stelle niederlegt und es darauf ankommen läßt, was der König beschließt. Selbst das dritte ist nicht leicht. Auf Italien ist jetzt nicht zu denken, alle andern Posten, einen großen kann ich doch jetzt nur nehmen, vermindern sich, sind auch sogar besetzt, und außerdem fürchten mich die, die jetzt das Departement dirigieren, so höflich und freundschaftlich sie mit mir äußerlich sind, und so sehr sie meine alten Depeschen preisen. Denn es ist wirklich merkwürdig, wieviel Aufsehen die hier erregt haben. So muß ich mit großer Behutsamkeit zu Werke gehen und immer in demselben Augenblicke alles schonen, in dem ich alles zerreißen möchte.

Wenn Du acht Tage hier wärest, teure Li, würdest Du mit Deinem klaren und eindringenden Blick die Menschen hier samt und sonders durchschauen und fühlen, wie fatal es ist, hier handeln zu sollen, wie fast unmöglich, klare und bestimmte Verhältnisse unter Menschen hervorzubringen, deren Wesen es ist, in Unklarheit zu leben, Entscheidungen herbeizuführen, wo alles (ich rede nur immer von den inneren Verhältnissen, da ich mich um die äußeren gar nicht bekümmere) nur zögern, hinhalten und nichts tun will. Ungeachtet aller Hindernisse glaube ich wenigstens weiter als andere zu kommen. Geduld, Fertigkeit und ein leichtes äußeres Wesen, vor dem man sich nicht ganz verschließen kann, helfen auch so sehr mit. Nur die Mühe, der Überdruß, der Ekel! Wahrlich, es gehört die Stimmung dazu, die ich nun einmal

wunderbarerweise habe, die Möglichkeit, mitten unter Dingen, die ich rein nicht achte, an dem zu hängen und immer noch in der Tiefe der Seele in dem zu leben, was mir allein alles ist, sich dadurch hinwegzuheben über das andere, und selbst in diesem noch immer ein Interesse bald der erreichten Zwecke, bald des Spottes und der Belustigung, bald endlich der bloßen Beobachtung zu finden, um nicht zu ermüden, kurz abzubrechen und alles auf einmal aufzugeben.

Ich sage Dir das mit Fleiß, liebe Seele, damit Du nicht denkst, daß ich leide. O Gott, ich litte gern für Dich und die Kinder, es wäre mir, wenn ich den Genuß der Gegenwart entbehren muß, das Süßeste und Hübscheste. Aber eine solche Art von Leiden, wie dies wäre, hat etwas Unedles und Widerliches, und um Deiner selbst würde ich sie nicht übernehmen. Aber ich leide nicht, ich bin heiter, soviel ich es sein kann ohne Dich, ich verliere auch gewiß nicht in meinem Innern. Was ich je machen konnte, mache ich auch jetzt, und vielleicht besser, ich habe manche neue Fertigkeit zuerworben, ich werde die Zeit nie für verloren achten, insofern kannst Du gewiß, einzig liebe Seele, um mich ruhig sein. Allein, lange müßte und darf es freilich nicht dauern, es muß nur ein Zustand sein, durch den man zu einem andern durchgeht. Verzeih, daß ich so viel von mir spreche. Allein ich besorgte, mein letzter Brief aus Memel möchte Dich beunruhigen. Ich hatte nicht Zeit, ausführlich zu sein, und da scheinen einzelne Ausdrücke leicht stärker, als sie sollten.

Die letzten Tage meiner Reise sind noch recht angenehm gewesen. Drei Tage immer am Ufer des Meeres. Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut als Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll. Ein schmaler Strich toten Sandes, an dem das Meer unaufhörlich auf einer Seite an-

wütet, und den an der andern eine ruhige große Wasserfläche, das Haff, bespült. Die ödesten Sandhügel, die schrecklichsten traurigsten Kiefern, die ganze Stunden lang, so weit man sehen kann, bloß aus dem Sande, ohne einen einzigen Grashalm emporwachsen, und nur oben durch die Luft zu leben scheinen, eine Stille und Leere selbst von Vögeln auf dem Lande, die dem Brausen des Meeres nichts zu übertäuben gibt, nur einzelne große Möven, die am Ufer hinschweben. Dann auf einmal, aber freilich selten, eine ordentliche Oase (wie auch in den Landes von Bayonne, wenn Du Dich erinnerst), hübsche Wiesen, gute Weide, schöne Bäume, ein freundliches Dorf.

So fuhr ich fast 24 Stunden lang, einen Tag und eine mondhelle Nacht, immer mit einem Rade im Wasser. Die See war sehr bewegt, ohne eigentlich zu stürmen. Manchmal ist sie so schlimm, daß neulich die Wellen das Verdeck der Chaise eines Reisenden weggerissen haben. Von der Nehrung reiste ich weiter der Küste nach bis Pillau. Hier sind die Ufer hoch und das Land innerhalb freundlich und fruchtbar, die grünen Wiesen gehen bis an die Küste an einigen, doch wenigen Stellen. Aber viel Dörfer, Hügel, die man hier schon Berge nennt, und einzelne Baumgruppen, auch einige große und schöne Waldungen von Eichen und Buchen, Nadelholz fast gar nicht. Ich blieb eine Nacht gerade an der Ecke der Küste in Dierschkeim, wo auf einer Art Vorgebirge eine Leuchte für die Seefahrenden ist, um die Klippen zu vermeiden. Ich ging noch die Nacht allein an den Meeresstrand. Es war schrecklich stürmisch, aber der Mond kam unterbrochen zwischen den schwarzen Wolken hervor. Ich habe bis nach Mitternacht da gestanden. Es war ein sehr großes Schauspiel. Wie innig habe ich da Deiner gedacht, holde teure Seele. Wie mich gesehnt durch die empörte Flut hindurch an die Küste hin, wo ich mit Dir war. Ich werde die Nacht nie vergessen, sie ist das Größeste und Schönste,

was ich seit meiner Abreise von Dir erlebt habe. Aber wie eisig, wie traurig, wie dürftig ist dieser Meeresstrand und selbst dies Meer. Es gibt auch hier echte Strandsteine, und die Prinzessinnen haben sich Perlen zu Halsbändern davon schleifen lassen. Aber wie selten, wie wenige; von dem ganzen bunten, muschelvollen Strande des Mittelmeers nicht die mindeste Spur. Ich habe mich totgesucht nach einer kleinen Muschel, wie Caroline eine zum Ohrring hat, aber umsonst. Immer dasselbe einförmige Exemplar einer ganz glatten, kalkartigen, elenden Muschel, und die noch meist zerbrochen. Nur die Wellen sind hier schön, die von der Fremde herkommen und nun anstürmen und wieder zurückdonnern. An dieser Küste findet man auch den meisten Bernstein, den schönsten in der Erde. Aber den meisten bringt die See. Männer gehen hinein und fischen mit Netzen das Seekraut. An diesem hängt er noch weich und verhärtet in der Luft. Wie er entsteht, weiß niemand. Adieu, einzig teueres Herz! H.

Weißt Du wohl, liebe Li, daß es in fünf Tagen ein Jahr ist, daß ich Rom verließ? Ach! die Nacht hat oft noch etwas besonders Schreckliches für mich.

122. Caroline an Humboldt

Rom, 11. Oktober 1809

Ich antworte Dir schon heute, mein geliebtes, teures Herz, weil ich mir vorgenommen, mit den Kindern und Rauch morgen nach Fraskati zu fahren. Ich lasse dann die beiden kleinen Mädchen mit Rauch im Wirtshause, sie können sich mit Spazierengehn in den Villen ergötzen und ich gehe mit Caroline und dem inseparablen Hermann hinauf nach der Ruffinella und besuche Lucians*).

*) Lucian Bonaparte, vgl. S. 125.

Der Oktober ist schön nach den ersten Tagen, die furchtbar kalt waren. Die Römer ergehn und lüften sich recht in den schönen Tagen. Ach, es sind die letzten Deines vorjährigen Aufenthalts, und um diese Zeit war von nichts wie Abreise, Wagen, Carretella und Einpacken mehr die Rede. Wehe Zeit!

Ich begreife wohl, mein trautes Leben, daß Deine Geschäfte Dir nicht erlauben werden, vor Ablauf des Jahres Königsberg zu verlassen, und niemand kann inniger wie ich Deine Ansicht und die Empfindung, die sie motiviert, alles was Du begonnen hast, so gut wie möglich enden zu wollen, begreifen und ehren. Du bist ein einzig liebes Wesen in Deiner Konsequenz, Gemessenheit und Simplizität in allen Dingen, Du verlierst nie das Höchste aus den Augen und verachtest und vernachlässigst nie, nie das Untergeordnete. Da alles im Leben nicht das Höchste sein kann, so ist das die schönste, harmonischste, beste Ansicht, die man vom Leben und allen Verhältnissen, aus denen es gewebt ist, haben kann, und die würdigste, und die auch das Gewöhnlichste hebt und erfreulich und belohnend macht. Mein liebes Herz, ich liebe und ehre und kenne Dich gewiß recht tief und will gewiß immer mehr suchen, Deiner werter zu werden.

Was Du mir über den jungen Stein*) sagst, hat mich gewundert, ich glaubte, er wäre so eigentlich zum praktischen Leben gebildet und erzogen, daß das so recht seine Sache wäre. Sollte die gewisse Unbehilflichkeit, die Goethe offenbar in seinem äußeren Benehmen hat, in seine Erziehung übergegangen sein?

Ich habe heute auch einen Brief von Caroline Wolzogen bekommen aus Wiesbaden. Der Mann scheint sehr krank, und Caroline, durch den Anblick des Todes, der sich schon im noch Lebenden offenbart, tief erschüttert. Das Schicksal der Frau v. H.**)

*) **) Vgl. S. 229.

hat mich sehr bewegt. O Gott! welch ein Schmerz muß das sein, der so das Gehirn zerrüttet — für die äußersten Schmerzen, die das Schicksal schlägt, ist vielleicht der Wahnsinn ein linderndes Mittel — doch ist gewiß dem einen nicht das äußerste, wie es dem andern ist. Auch Alexander Rennenkampff*) schreibt mir aus der Provence, daß es nichts Unglücklicheres wie das Volk dort gäbe. Ach, auf dem weiten Erdboden fühlt sich alles getroffen in den tiefsten und heiligsten Verbindungen. Das Unglück ist überall und wird noch lange nachwirken, wenn auch die erste Ursache im Laufe der Jahre nicht mehr da ist.

Adieu, Geliebter, Teurer. Ewig Dein.

123. Humboldt an Caroline

Königsberg, 13. Oktober 1809

Ich habe gestern, liebe Li, Dein Briefchen vom 12. September bekommen. Selbst die kleine Immortelle ist sehr frisch und gut angekommen. Ich bekam sie in Memel. Sie hat mich so tief und innig gerührt. Könnte ich nur einmal die liebe Hand drücken, die sie pflückte. Ich mag wohl sehr kindisch sein, aber gerade nach Deinen lieben Händen sehne ich mich manchmal ganz unbeschreiblich, und so ganz abgesondert, daß nur das Bild mir in der Seele schwebt. Es hat auch niemand eine so charakteristische Hand als Du; mir war es von jeher, als wenn in einem Händedruck von Dir Deine ganze, ganze Seele läge. Es läßt sich darüber nicht schreiben. Aber man könnte tagelang darüber sprechen. Wahrheit, Innigkeit und Tiefe liegen zugleich und unglaublich vereint darin! Du bist und bleibst ein einziges, nie auszusprechendes Wesen, und ich bin gewiß, daß außer mir Dich nie-

*) Vgl. S. 36.

mand je ganz gekannt hat, und auch mich spricht noch sehr oft etwas in Dir als neue Schönheit und neue Tiefe an. Wenn mich das Schicksal nur nie so unglücklich macht, Dich, einziges himmlisches Wesen, auch nur auf kurz zu überleben, denn lange ist es unmöglich, das fühle ich deutlich. Ohne Willen, ohne Entschluß. Aber wo das Herz einmal so eins geworden ist, kann es die Trennung nicht mehr tragen, davon bin ich tief überzeugt. Im Grunde aber hat uns das Schicksal doch sehr begünstigt, und vor allem so recht unsre Liebe und unser Zusammensein. Es hat uns wunderbar vereint, und hat uns Freiheit gegönnt, nur für einander zu leben, es hat uns — ach Gott, denn auch das muß man mehr dem Schicksal, als sich selbst zuschreiben — immer klar erhalten, einen über den andern, daß wir uns nie mißverstanden, es wird auch barmherzig sein in den letzten entscheidenden Epochen des Lebens. Und dann wünschte ich, daß wir noch recht lange, wie ich auch glaube, so lebten; die Kinder wären dann groß, ständen sicher allein und wir wären frei. Wen dann auch das Geschick zuerst riefe, dem folgte der andere bald nach, und wir ruhten gewiß und sicher beisammen. Ich weiß nicht, warum es mich so hinreißt, gerade davon zu reden. Aber die Trennung vom Liebsten macht die Seele trübe und gibt oft eine Bangigkeit, zu der nirgends eine Ursache nah liegt.

Von Theodor habe ich seit meiner Rückkunft noch keinen Brief, aber ich weiß durch Uhden*), daß er wohl ist. Auch schreibt mir einer seiner Lehrer weitläufig über ihn. Er ist fleißig und brav, im Lateinischen macht er nicht sehr schnelle Fortschritte, aber in Mathematik sehr gute. Er soll durch Ehrgeiz, besonders durch Wetteifer mit Carls Hellmuth**) zu allem zu bringen sein, daher zu Hause sehr viel und gut arbeiten, aber in den Stunden manchmal Flüchtigkeit zeigen. Da sich nun seine Anlagen wirklich bestimmt

*) Vgl. S. 62. — **) Vgl. S. 130.

andeuten, so richte ich auch seine Erziehung danach. Man muß dem mathematischen Studium bei ihm den Vorzug geben. Etwas Vorzügliches wird er vermutlich nur darin leisten. Aber man muß das Lateinische nicht verabsäumen. Nicht gerade, daß es so wichtig wäre, daß er darin große Fortschritte machte, obgleich einige immer unumgänglich notwendig sind, allein weil eine Bildung immer einseitig bleibt, wenn gerade die Sprachform darin nicht hauptsächlich mit aufgenommen wird. Noch mehr ist das bei entschiedener Anlage zur Mathematik notwendig. Geist und Gemüt gewinnen dabei unmittelbar zu wenig, und das ganze Feld der Gedanken, alles was den Menschen zunächst und zuerst angeht, selbst das, worauf Schönheit und Kunst beruht, kommt nur in die Seele durch das Studium der Sprache, aus der Quelle aller Gedanken und Empfindungen. Sie bleibt immer der Gegenstand, bei dem es am leichtesten wird, in sich selbst zurückzugehen, die Welt nur zu lieben, weil man das Gemüt daran erkennt, und Sehnsucht zu empfangen nach dem Höchsten, was nie als in der tiefen Einsamkeit des Geistes erscheint. Wem das fehlt, der bleibt doch immer nur halb würdig und nur halb glücklich.

Lebe innigst wohl, einzig teures Herz. Umarme mir alle Kinder, so oft ich mit kleinen Kindern hier spiele, bricht mir das Herz, den Pupo*) nicht gesehen zu haben. Küsse seine lieben Augen. Wie kann, was einem so nah ist, auch so fern und unbekannt sein!

Ewig ganz Dir allein. H.

Es schneit in diesem Augenblick sehr lieblich.

*) Säugling.

124. Caroline an Humboldt

Rom, 14. Oktober 1809

Ach, heute ist es gerade ein Jahr, daß Du am Abend wegreistest, und die Prinzessin Dietrichstein hat heute, wie vorm Jahr, zum Geburtstag ihrer Mutter eingeladen. Viel Schmerz und Freude hat dieses Jahr gebracht — viel Tränen und viel tiefe innige Freude in den Tränen; „trocknet, trocknet nicht Tränen der Liebe, ach, dem getrockneten Auge wie öde, wie tot ist die Welt!“ Es freut mich, daß Du zufrieden mit meinem Betragen bist. Ich versichere Dich, die Menschen sind mir gewiß hier nicht ungut, und Dich ehren sie sehr.

Wie fühl ich in Deiner Sehnsucht Deine Liebe, nein, ich glaube Dich der Sehnsucht wegen nicht unglücklich — sie nährt das Leben, sie ist, was Tau den Blumen ist, deren Farben schöner erglänzen, wenn der himmlische Tau auf sie gefallen ist, aber ich wünsche Dir eine andere Umgebung. Ich werde Dich abholen. Teures, geliebtes Herz, ich denke immer an Dich. Lebe wohl.

125. Humboldt an Caroline

Königsberg, 17. Oktober 1809

Ich bin ausgezogen, liebe Li, und wohne jetzt, wie es im Winter für die Gesundheit angemessener ist. Ich hatte in meinem Sommerquartier eine ungeheuer große Stube, beinahe einen Saal, und so weit zu Dohna zum Essen alle Tage zu gehen, daß mir, wenn ich, wie es manchmal kam, den Weg in die Stadt fünf- bis sechsmal machte, die Füße ordentlich weh taten. Jetzt habe ich drei recht hübsch eingerichtete kleine Zimmer, wenige Häuser von Dohna genommen, sie heizen sich so leicht, daß ich immer schreien muß, daß mein Bedienter es mir nicht zu warm

macht, und wenn wir unglücklicherweise noch länger bleiben sollten, habe ich wenigstens nichts von der Kälte zu besorgen. Man wird jetzt nicht mehr frei einquartiert, sondern bekommt für Wohnung und Heizung 30 Taler monatlich. Mich kostet freilich die Miete allein 25 Taler, aber ich erhalte auch noch wegen der Kanzlei, die ich im Hause habe, etwas Holz in natura, und ich wollte am Quartier nicht ängstlich sparen, da die Gesundheit sonst leicht darunter leidet.

Ich habe auch hier die Freude, Dein liebes Bild wieder unmittelbar auf meinen Schreibtisch stellen zu können. Ach! wie unendlich gut mich die blauen Augen ansehen. Es ist noch alles still und ich schreibe Dir bei Licht. Die Posttage wird mir immer das Aufstehen gar nicht sauer, da ich da immer den Morgen damit anfange, Dir zu schreiben. Die Kinder hängen, wie in Rom, über dem Sofa und sind die Freude jedes, der sie ansieht.

Das Gerücht, daß wir alle Ende November nach Berlin gehen, bestätigt sich immer mehr. Ich fange nun selbst an, daran zu glauben und freue mich sehr, Theodor wieder unter Augen zu haben, selbst ihn nur wieder zu sehen. Ich habe kaum geglaubt, daß ich mich oft so nach ihm sehnen könnte. Die Kinder sind einem sehr ans Herz gewachsen. In der Jahresnacht meiner Abreise von Rom, am 15. dieses Monats, war ein Ball beim Kronprinzen, und ich tanzte zum Scherz und um der Mutter Freude zu machen mit der kleinen Elisa Radziwill, die ungefähr sieben Jahre alt ist. Wie hat sie mir die Adelheid zurückgerufen, wie . . . mit ihr tanzte bei Lucians! Ich habe es dem Menschen nie vergessen, und er hat schwerlich gedacht, daß er sich dadurch so bei mir insinuiert hatte.

Dieser Ball war auch übrigens merkwürdig. Du wirst meinen Brief aus Memel bekommen haben und wirst daraus

wiſſen, wie es mit meiner öffentlichen Lage ſteht. Zu bleiben, was ich bin, iſt peinlich, ungewiß und unangenehm. Ich muß Miniſter oder wieder Geſandter werden, oder nichts. Wenn Du hier wäreſt, würdeſt Du dieſelbe Überzeugung haben. Mit den Miniſtern war in dieſer Sache nichts anzufangen, ſie wollen nicht an dem Jetzigen, wie unvollkommen es iſt, rühren, ſie ſehen es ungern, wenn man ſie in ihrem Schlaf weckt. Der König aber iſt, wie ich jetzt immer mehr erfahre und fühle, tief und eigentlich gut und überaus richtig und hellſehend, ich entſchloß mich alſo gleich, in Memel mit ihm zu ſprechen. Nur die Gelegenheit zu finden, war ſchwer. So oft ich ihn auch ſehe, ſo iſt es nicht unbemerkt und nicht allein. Zu dieſem Ball wurden nur junge Leute und niemand von der eigentlichen Regierung gebeten; ich kam, weil man ſich einmal gern mit mir amüſiert, noch ein paar Stunden vor dem Anfang dazu. Ich habe dem König nun ſehr rein meine Meinung geſagt, und er hat es ſehr gut aufgenommen. Ich habe zwar angefangen, ihn zu bitten, mich ins auswärtige Departement zurückzuverſetzen. Aber da er mich nach den Gründen fragte, ſo habe ich ihm ſehr ruhig und ſehr klar und ohne irgend jemandem zu ſchaden, die Mängel der jetzigen Verfaſſung auseinandergeſetzt. Er war durchaus meiner Meinung, und ich verſichere Dir, daß ich mit niemand, ohne Ausnahme, hätte verſtändiger darüber reden können. Ich habe ihm frei geſagt, daß ich glaubte, daß mein Departement ein Miniſterium werden müßte, daß ich nicht die Meinung haben könnte, daß er es mir dann laſſen würde und daß ich ihn deshalb, aber nur deshalb bäte, mich wieder zum Geſandten zu machen. Er hat mir geſagt, daß er gar nicht meinte, mir nicht das Departement laſſen zu können, wenn es ein Miniſterium würde, daß die Sache aber freilich zu wichtig ſei, um ſich gleich darüber zu entſcheiden, daß es ihm aber lieb ſei, meine Wünſche zu wiſſen, er werde zu rechter Zeit daran

denken. Ich habe ihm, wie es wahr ist, freimütig gesagt, daß ich ihm auf immer und unverbrüchlich ergeben bin, daß ich meine und Deine Familienangelegenheiten darum hintansetze, daß ich es tun und seinen Dienst niemals verlassen werde, ohne dazu durch die Verhältnisse genötigt zu sein. Er ist hierauf und in jeder Rücksicht überaus gnädig gewesen und hat mir gesagt, daß auf jeden Fall bei einer Änderung ich nach meinen Wünschen berücksichtigt werden würde. Er hat mir geäußert, daß es ihm auch lieb gewesen sei, daß ich über die Verwaltung im allgemeinen mit ihm gesprochen. Daß er das ganze Gespräch gut aufgenommen, hat mir zugleich sein übriges Betragen gezeigt, da er nachher noch viel mit mir beim Zusehen des Tanzes gesprochen und gespaßt hat.

Es ist mir sehr peinlich, solche Schritte zu tun, ohne Deinen Rat zu haben. Du bist so klug und so gut. Wenn man Dir folgt, tut man immer das Rechte. Aber ich habe mich die ganze Reise über, wo ich viel allein und ungestört war, reiflich darüber bedacht und mich überzeugt, daß ich ein solches Gespräch wagen müßte. Es ist unendlich besser ausgefallen, als ich mir dessen schmeicheln konnte, und der erste Schritt ist nunmehr getan. Ich habe dabei zugleich ganz offen gegen Dohna gehandelt. Ich habe ihm von Memel aus geschrieben, daß mir, wenn er nicht handeln wolle, nichts übrig bliebe, als — mit diesen Worten — dem König selbst, mündlich oder schriftlich, die Augen zu öffnen. Er hat darauf nichts getan, mir sogar erklärt, er könne nichts tun. Jetzt habe ich ihm mein Gespräch ganz offen erzählt. Er ist sehr konsterniert gewesen, meint, ich habe ein großes Unglück angerichtet, ich werde nun sehr bald eine Gesandtschaft erhalten und meine Stelle werde in unwürdige Hände kommen. Das ist möglich, aber es wäre so noch viel gewisser geschehen, man hätte mich in einem Augenblick überrascht, der meinen Widersachern angemessen gewesen wäre, und der König hätte die Wahrheit nie oder nur wieder durch mich, aber

in einem Augenblick erfahren, wo ich beleidigt und parteiisch geschienen hätte. Davon habe ich wenigstens jetzt das Gewissen rein und habe meine Pflicht getan und darf mir nicht vorwerfen, die Geschäfte über ein halbes Jahr geführt zu haben, ohne dem König dreist zu offenbaren, wie es eigentlich damit steht.

Aber genug, liebe Seele, von dieser öffentlichen Angelegenheit. Vielleicht schon zu viel. Nur habe ich gern, daß Du weißt, wie ich handle, und daß Du mich vollständig beurteilen kannst. Ich bitte Dich, es recht unparteiisch zu tun und mir recht frei zu sagen. Es hülfe immer für die Folge.

Dein Brief vom 15. September, Nummer 70, hat mich fast noch mehr, wenn es möglich wäre, als andere glücklich gemacht. Er ist so lang, so schön und, was mehr als alles ist, so unbeschreiblich lieb und süß.

Wilhelms Tod hat mich in Deinem Briefe aufs neue, wenn darin je etwas Neues sein könnte, erschüttert. Was ich so tief fühle, drückst Du äußerst schön und wahr aus. Das Heilige des Glückes ist dahin, die reine, faltenlose Schönheit, wenn die Hand furchtbaren Schicksals einmal den Menschen berührt, und wohl ist seitdem jedes Glück mit Sorge gemischt. Die Mühen des Lebens sind da angegangen und die Schicksale selbst trüben sich, wenn es das Herz einmal ist. Beide stehen in wunderbarer Wechselberührung und der ungemischt Frohe wird glücklicher, weil er schon glücklich ist. Der Schmerz kehrt vertraulicher ein, wo man ihn einmal aufgenommen hat, ach! und man kann ihm nicht zürnen. Er klammert sich im Herzen mit Banden fest, die man nicht lösen kann, ohne sich selbst zu zerreißen. Er gehört dem Menschendasein, dem schwachen und dunkeln eigentlich mehr als die Freude an, und hat wieder eine Ruhe und Stille in sich, der nun kein Schicksal mehr feindlich auflauern kann. Zürne mir nicht, teures Herz, wenn ich Dir weh schreibe; aber Du bist ja nicht bei mir, ach!

und in Deinem unendlich großen und tiefen Weſen habe ich klarer und heller als in mir ſelbſt alles erkannt, was die Menſchheit je von irgend einer Seite her zu bewegen vermag.

Deine Beſchreibung vom Tag in Palazzuola hat mir die ganze Gegend wieder mit unbeſchreiblicher Sehnſucht vor die Einbildungskraft zurückgeführt. Aber ich kann mich noch nicht ihr fremd denken, ſolange ich Dich dort weiß. Ich ſcheide, wie ſonderbar es klingt, ſo iſt es doch recht einfach wahr, erſt dann von ihr, wenn Du weggehſt.

Einige Menſchen hier hatten mich um meine Stanzen*) gebeten, und ich habe mir Exemplare von Berlin kommen laſſen. Sie waren mir ſelbſt wie fremd geworden, und ich habe ſie mit Freude wieder geleſen. Sie werden immer das Verdienſt behalten, wie man auch ſonſt über ſie urteile, daß ſie den Charakter Roms und der Gegend wirklich wahr und tief ausdrücken. Wer Rom recht kennt, wird es in ihnen wiederfinden. Es iſt auch eine gewiſſe Wärme und Herzlichkeit darin, die es mir ſonſt ſelten gelingt auszuſprechen. Um ſo etwas in Sprache und Dichtung übergehen zu laſſen, gehört eigentlich ein gewiſſer mittlerer Grad dazu, der nicht zu tief ins eigentliche Leben und in das Herz eingreift. In ſolchen aber verſetze ich mich ſchwer und bin nicht von ſelbſt darin. Ich würde es am wenigſten für Rom geweſen ſein, wenn da nicht der Gegenſtand ſelbſt ſchon mehr bloß Idee wäre.

Es iſt gewiß auch darin der Unterſchied zwiſchen Dir und Carolinen**), und je weniger ſich vorzüglich eine Frau eigentlich auszuſprechen vermag, die ſonſt klug und gebildet iſt und alles in ihrer Gewalt hat, um das Schönſte und Größeſte zu machen, wie Du, deſto tiefer und ſteter iſt ſie im Leben und dem wahren Gefühl. Ein wirklicher Mangel hierin, der einen auch unleugbar oft ſtört, iſt doch in Carolinen oft ſichtbar. Selbſt in Schiller, ſo

*) Humboldts Elegie „Rom". — **) v. Wolzogen.

gut er war, tat mir manches, nicht gegen mich, aber in ihm selbst, oft weh. So groß auch Gedanken und Werke besserer Art sind, so kann man es doch immer schwer ertragen, wenn sich der Mensch gleichsam von ihnen loswindet, wenn wahre Gefühle ihnen geopfert werden, und man mit einem nie abzuleugnenden Egoismus sich nur ihnen hingibt. Noch schrecklicher ist mir's, wenn dasselbe mit einer öffentlichen Existenz geschieht. Mir wäre es auch unmöglich. Der Mensch muß ein inneres nur ihn und das, was er liebt, angehendes Interesse haben, und das andre muß nur darum herumspielen, nur das Dasein, das eigentlich da ist, nebenher ausfüllen. Nur um des einen Gefühls recht würdig zu sein, kann man manchmal dies Gefühl selbst zum Opfer bringen, allein gerade dann lebt man am meisten und höchsten in ihm.

Lady Temple*) wird doch schwerlich durchkommen. Mir fällt bei ihr recht die Stelle aus der Glocke ein. Wir lasen sie in Paris, kurz vor Adelheids Geburt. Ich vergesse nie, wie sie mich ergriff, Du lasest sie, auch das vom Mann und der Stiefmutter. Ach Gott! Ich wußte, daß Du die tiefste Gewißheit hattest, und keinen Schatten des Zweifels, daß ich nie wieder einer anderen angehören könnte, und doch verwundete es mich so tief.

Ewig Dein H.

126. Caroline an Humboldt

Rom, 1. November 1809

So bist Du denn nach Litauen gereist; ach Du armes, liebes Herz, mit den Tataren, wenn sie Dir nur nicht Deine Pferde gegessen haben! Die Kleinen wollten sich totlachen, wie ich ihnen davon erzählte. Sie machen manchmal die aller-

*) Vgl. S. 92.

närrischsten Fragen, und wenn ich sie so intakt nach Berlin bringen könnte, könnte man sie für Geld sehen lassen. Ich sehne Dich zurück nach Königsberg. Wie kommt man doch in seinen Wünschen herunter!

Lady Temple lebt noch, aber ist so schlecht, daß man nur den Augenblick ihres Hinscheidens erwartet, sie ist schon mehrere Tage ohne Besinnung und verlangte nicht mehr die Kinder zu sehen. So löst doch der Tod alles, alles, selbst die Bande der Liebe und des Mutterherzens. Ach! ihr Schicksal bewegt mich tief, und die unschuldige Unbefangenheit der Kinder, die beinahe täglich mit mir ausgehen und ausfahren und sehr mit unsern Kleinen liiert sind. Sie begreifen gar nicht, daß sie nun die liebende, ewig um sie besorgte und beschäftigte Mutter nicht mehr sehen werden. — So muß man, ach! erst selbst mit einem geliebten Wesen im Innersten der Empfindung gestorben sein, um den Tod zu begreifen. Leben und Tod, Freude und Schmerz, alles muß einem in der Seele gewesen sein, um es im anderen zu begreifen, um sich mit ihm zu freuen, mit ihm zu leiden. O wunderbares Gewebe, durch das der Mensch in sich und mit dem Ganzen im Reich der Empfindung zusammenhängt, das eigentlich macht, daß nichts Menschliches einem fremd ist, sobald es einen Menschen betrifft und berührt hat. Das ist doch die eigentliche unsichtbare Macht, die das Weltall zusammenhält.

Ich umarme Dich, meine teure, liebe Seele.

127. Caroline an Humboldt

Rom, 4. November 1809

Gestern, mein geliebtes Herz, habe ich Deine Briefe aus Tilsit und Memel vom 2. und 5. Oktober erhalten und danke Dir innigst für Deine Liebe.

Schon mein letzter Brief wird Dich auf den nahen Tod der

guten Lady Temple vorbereitet haben. Dieſe letztverfloſſene Nacht iſt ſie, zwei Stunden nach Mitternacht, verſchieden. Sie hat ungefähr zwölf Stunden vorher ihre vollkommene Beſinnung wieder bekommen, und ihr allerletztes Wort iſt eine herzliche Empfehlung ihrer Kinder an ihren Mann geweſen. Einige Stunden vor ihrem Tode hat ſie ſich meiner und aller Güte erinnert, die ich für ihre Kinder hätte, und für die der Himmel mich an den meinigen ſegnen möge. Zugleich ließ ſie mich bitten, ſie in unſerem Bezirk am Teſtaccio aufzunehmen, damit ihr Grab nicht inſultiert würde und damit ſie bei guten Kindern läge. Ich geſtehe Dir, daß die Äußerung mich zu ſehr gerührt hat, um ſie abzulehnen, und ich hoffe, daß auch Du nichts dagegen haben wirſt. Sie wird alſo morgen dort beigeſetzt werden.

Die Kinder ſind von Mittag an bei mir geweſen. Den drei jüngeren hatte man geſagt, die Mutter wäre ein Engel geworden und ſei ins Paradies gegangen, ſo daß ſie mir mit Freuden erzählten, die Mutter habe Flügel bekommen. Grainville war aber ſehr traurig und warf ſich mir an den Hals mit Schluchzen, als er mich ſah. Ich weinte auch, denn das Schickſal dieſer guten Familie tut mir ſehr leid. Wie lieb Adelheid iſt, wie anſchmiegend, wie beſorgt und zuvorkommend und beſchäftigt um die Templeſchen Kinder, vermag ich Dir nicht zu ſagen. Es wird Dich wie mich innigſt erfreuen.

Jawohl, Teurer, denk ich oft an Dich, wenn ich den Mond und die Sterne anſehe immer, und es iſt mir das Stete, Unwandelbare in der ewigen Natur ein rechter Troſt in der Unſtetigkeit des wogenden Lebens. „Und die Sonne Homers, ſiehe, ſie leuchtet auch uns!“

Ich bin heute eilig und konfus, weil die Kinder alle ſieben, vier Templeſche und unſere drei, um mich ſind. Ach Geliebter, Adieu.

128. Caroline an Humboldt

Rom, 8. November 1809

Der geſtrige Poſttag iſt wieder unerbittlich geweſen, mein geliebtes, teures Weſen, und hat mir nichts von Dir gebracht. Manchmal ergreift es mich ſo ſchmerzhaft, wie ſolch ein armes Blatt ſich forthilft durch die Welt und bis zu dem kommt, an den es gerichtet iſt, während die Hand, die es ſchrieb, immer fern bleibt. Das Schreiben iſt doch eine ſchöne Erfindung und die Poſten auch! Was begönne man außerdem? Laute der Liebe und Sehnſucht wehen ſo von einem zum andern, wie Laute einer andern Welt, in dem Gewirr des ſogenannten tätigen Lebens.

Ich habe Lady Temple beiſetzen ſehen. Ich fuhr mit Caroline und Rauch hinaus, ehe der Leichenzug ankam und ſtand einſam und unbemerkt in einer Ecke. Die Nacht war ſo ſchauerlich dunkel, daß man nur mit Mühe die Umriſſe der Pyramide entdeckte, und vom Himmel zuckten einzelne Blitze. Mein Herz erleichterte ſich in ſtillen Tränen, aber es hat mich niemand weinen ſehn als Caroline. Ich war den ganzen Tag mit den Kindern der Entſchlafenen geweſen, der Gedanke frappierte mich und ergriff mich ſehr tief, daß ſie, die gute, ſorgſame Mutter, nun bei den Meinigen zurückblieb, und ich zu den Ihrigen zurückkehrte.

Geſtern abend habe ich die Kinder wieder in das Haus des Vaters zurückgebracht. Die heitere, ſpielende Stimmung der Kinder, das leichte Vergeſſen dieſes Alters hat mich auf den Gedanken gebracht, ob man überhaupt, wenn man darüber frei ſchalten darf, dieſen Leichtſinn befördern ſoll? Wenn ich Dich verlöre, ich glaube, es wäre mir rein unmöglich, etwas dazu beizutragen, um zu verhindern, daß die Kinder ſich grämten, daß ſie weinten. Wenn ich es auch nicht provozieren möchte, denn das iſt wieder etwas anderes, ſo möchte ich es doch auch nicht verhindern, denn der Schmerz, der Verluſt

ist ja mit jedem Menschenleben so tief verwandt, so hineingewebt, daß man ihn eigentlich keinem Lebenden wie etwas Fremdartiges entziehen soll.

Ich habe gestern von der Schillern aus Weimar und Caroline aus Wiesbaden Briefe gehabt. Wolzogen lebte noch Mitte Oktober. Der Himmel wolle sein Leiden enden! Er selbst soll es ungemein wünschen. Lolo*) schreibt lieb über ihre Kinder, aber konfus wie immer von Goethens neuem Roman, daß Goethe sich sehne, ihn bald in meinen Händen zu wissen, auch Welcker**) schreibt von diesem Roman viel Schönes.

Lebe wohl, meine teure, liebe Seele.

129. Caroline an Humboldt

Rom, 11. November 1809

Teures, geliebtes Herz!

Meine vorigen Briefe werden Dir gesagt haben, ob ich an Deinen Abschiedstag von Rom gedacht habe — alle Erinnerungen kehren wieder und vergangene Lust und Schmerz lebt unsterblich im Herzen. Ach, wehe Tage sind mir diese wieder. Morgen vollenden sich die zwei Jahre von Gustavs Tod. Ich war heute draußen bei der Pyramide und saß lange allein und schweigend auf dem Kapitäl, während die Kinder draußen herumsprangen, und weinte wieder. Lady Temples Hügel und die bewachsenen Grabstätten der beiden geliebten Knaben. Sie liegt da, eine Hüterin ihrer Jugend — ein Mutterherz liegt da, und ich gehe hinweg und komme vielleicht nie wieder!! —

*) Schillers Gattin. — **) Vgl. S. 169.

Es ist ein solcher wunderschöner Herbst, der Himmel blau und rein, die Luft mild und warm, wie wenn man dem Frühling entgegen ginge, und ein Wehen der Sehnsucht und Liebe und stillen Trauer in dieser Luft. Oh, wärst Du da, Du würdest mit mir fragen: wie soll man scheiden aus diesem Zauberland?

So bist Du bis an die Ufer des unwirtbaren Meeres gewesen, mein süßes Herz? Ich möchte wohl mit Dir in der mondhellen Nacht umhergegangen sein, wie die See so stürmisch war.

Ich bin sehr begierig, wie Deine Dienstverhältnisse sich lösen. Wahrscheinlich doch bestimmt es sich, ehe ich hier eigentlich zum Aufbruch komme. Degérando*) bleibt der Meinung, daß, da der Kaiser**) sehr stet in seinen Absichten und sehr mächtig in dem Durchsetzen seiner Pläne ist, künftig immer wieder das Haupt der katholischen Kirche hier residieren wird und es daher Personen geben müsse, die die geistlichen Geschäfte zu besorgen bekämen, auch scheint mir es doch nicht unwichtig, daß ein Fürst in einem so großen Land, wie ganz Italien ist, irgend jemand habe, der ihn von dem unterrichtet, was darinnen vorfällt. Mein teures, liebes Leben, wie Du es aber machen wirst, so wird es mir recht sein, denn Du bist der echte, liebe, helle Verstand und dabei so edel und brav, daß Du auch nur das Edle ergreifen kannst.

Das Kunthsche Kind würde mir ungemein leid tun, wenn es stürbe; wenn man diesen tiefen, zerreißenden Schmerz empfunden hat, kann man nicht ohne Entsetzen selbst an andere denken. Ach, Gott stehe mir bei, ihn nicht wieder zu empfinden. Wilhelm, Luise, Gustav, süße heilige Namen, ruhet sanft ihr Lieben! Euch kümmert nicht mehr das bunte Gewirr des Lebens und die Qual und die Freude, die man in tief verschlossener Brust mit sich herumträgt.

*) Vgl. S. 220. — **) Napoleon.

Ich breche ab, meine Seele. St. Peter ist illuminiert, ich sehe es aus meinem Fenster und sitze auf dem Sofa und stille Hermann. Adieu!

130. Humboldt an Caroline

Königsberg, 10. November 1809

Wir haben Sonntag die erste Hoffete gehabt, die ich hier erlebt habe. Es war die Taufe des kleinen Prinzen, der Albrecht heißt und ein großes, hübsches Kind ist. Es waren vom Zivil bloß die Minister und Geheimen Staatsräte, vom Militär weiter herunter und mehrere gebeten. Erst war Diner, nachher die Taufe und dann ging man zur Königin, die auf ihrem Bett halb lag, halb saß. Sie sieht sehr wohl aus, hat viel mit mir gesprochen und mir gesagt, daß wir gewiß spätestens den 15. Dezember in Berlin sein würden. Ein wirklich merkwürdiges Schauspiel bei der Zeremonie war die alte Oberhofmeisterin*). Sie sieht nun die fünfte Generation, weit über den alten Nestor hinaus, war in einem ganz altmodischen Courkleide, und kam mir gerade wie ein Geist vergangener Pracht vor, der über das Theater geht.

Ich habe Dir neulich geschrieben, wie ich mit dem König über mich und meine Lage gesprochen habe. Ich werde es jetzt nächstens mit der Königin gleichfalls tun und so die Dinge näher bringen. Es ist notwendig, das gehörig vorzubereiten, ehe wir in Berlin ankommen. Dort wird man dem Hofe weniger nahe sein, und wenn Krisen vorgehen, so ist es immer erst da.

Niebuhr**), der Sohn des bekannten Reisenden, der in unsern Diensten ist, aber in Holland Aufträge hatte, ist jetzt wieder hier.

*) Gräfin Voß, geborene v. Pannewitz, geb. 1729, † 1814.

**) Berthold Georg Niebuhr, 1776—1831, von Geburt Däne, seit 1806 im preußischen Staatsdienst.

Er ist einer der interessantesten Menschen. Sehr gelehrt, kundig in allen neuen Verhältnissen, amüsant und von einem sehr guten Ton, wie ihn nur Reisen und Umgang geben. Seine Frau schreckt durch ihre Häßlichkeit anfangs sehr ab; eine magere, nicht mehr junge, bretterne Dänin. Aber sie scheint innern Wert zu haben. Sie ist unterrichtet, hat eine große Liebe zum Mann und spricht sehr verständig. Sie gefällt mir eigentlich, trotz des Äußern, und ich werde beide oft sehen.

Carl*) schreibt mir: „Ich freue mich auf die Aussicht, daß Caroline kommt. So ist es recht. Was soll das getrennte Leben, und Euch beiden wird es doch ein gut Teil wohler sein. Warum läßt Du sie nicht schon jetzt kommen? Ich tät es an Deiner Stelle." Schon einmal schrieb er mir in ähnlicher Art, unter anderm: „Die Frau muß beim Mann sein." Du siehst, daß Carl noch immer der alte Carl ist. Dieselbe Strenge, dieselbe Gebundenheit, dieselbe Beurteilung aller Dinge nach gewissen allgemeinen Grundsätzen. Die Moral, die die höchste Moral tötet, welche die Verhältnisse an Stelle der Menschen setzt, die tiefste und innerste Größe, die Achtung der Freiheit verkennt und dadurch selbst in zarten und weichen Gemütern (denn wirklich, glaub ich, könnte ich eher noch, als Carl, hart und despotisch sein) Zartheit und Weichheit vertilgt. Ich sollte mein süßes Kind kommen lassen? Der Ausdruck schon ist schrecklich, wie man ein Buch, eine Büste kommen läßt.

Es gibt freilich Frauen, die man vielleicht so behandeln muß, die recht gut und brav sein können, aber nur im Verhältnis gelten, in das die Natur sie setzt. Hätte mich je das Schicksal so blenden können, eine solche zu heiraten, so würde auch ich so mit ihr umgehen; die tiefe und wahre Achtung für das

*) Carl v. Laroche.

Höchste kann nur der fühlen, der fähig ist, das weniger Hohe auf der ihm gebührenden Stufe zu halten und es zu behandeln, wie seine Natur es verlangt. Wer aber wirklich glücklich ist, wem sich das Beste gegeben hat, was die Menschheit kennt, der muß es nicht besitzen wollen wie einen schnöden, gewöhnlichen Besitz, der muß seine Freiheit in der Freiheit der andern, und die ihre in der seinigen ehren. Das beste ist, daß Carl in der Ausübung es auch so streng nicht nimmt. Es sind nur die Worte „Pflicht und Gehorsam", die er im Munde führt.

Nun lebe wohl, mein einzig Kind! Umarme alle Kleinen.
Mit ewig unveränderter Liebe Dein H.

131. Humboldt an Caroline

Königsberg, 14. November 1809

Ich habe vorgestern Deiner und Roms mit tiefem Schmerze gedacht. Es ist unendlich weh und bang, wenn das rollende Jahr denselben Schmerzenstag immer wieder und wieder bringt und das Bild des Geliebten immer ferner in die Vergangenheit zurücktritt. Und doch hat diese Wiederkehr auch eine eigene nicht abzuleugnende Süßigkeit. Das Andenken, wie lebendig und rege es auch immerfort sei, scheint dadurch erneut und neu geheiligt, und das Periodische in der Wiederkehr prägt der Seele tief die Natur des Schicksals der Menschheit ein, das im unaufhörlichen Wechsel aller Ereignisse dem einmal Vergangenen durch das Unauslöschliche der Erinnerung eine starre, wandellose Ewigkeit gibt.

Bringe ja das liebliche Köpfchen des kleinen Gustav und Luisen mit. Die Arme sah ich nie im Leben*), Gustav ist mir

*) Vgl. Bd. II, S. 271 f.

noch gleich lebendig, als da er ſtarb. Er war der erſte und einzige, den ich je ſterben ſah, war bis zum letzten entſetzlichen Augenblicke ſo holdſelig und lieblich, und dabei Dein Schmerz, den ich tiefer als den meinigen fühlte. Oft freilich kommt es mir vor, als wären die holden kleinen Geſchöpfe glücklicher, das Leben verlaſſen zu haben, ehe ſie irgend eine Bitterkeit des Daſeins fühlten. Es iſt gewiß nicht, daß ich mich nicht ſelbſt ſehr glücklich fühlte und wirklich ungern vom Leben ſchiede. Wie ſollte ich es nicht, da Du mir ſo treu und innig anhängſt und die Kinder hübſch und lieb ſind? Aber es iſt doch auch etwas Schönes um die ganz unentweihte Heiterkeit und Reinheit, um die Unſchuld der Seele, die auch nicht einmal der Anblick fremden Unrechts befleckt hat, und von der es, wenn nicht Kinder ſtürben, kein Bild auf Erden mehr gäbe. Wie ſich aber freilich hernach die Seele und das individuelle Daſein geſtaltet? Und wie fortblühen und reifen kann, was hier im erſten Aufkeimen weggeriſſen wird? Davon kann man ſich freilich keinen Begriff, kein Bild, nicht einmal eine Ahndung machen. Es bleibt ein ewig unauflösliches, unergründliches Rätſel, und nichts gewiß, als daß Bande, wie die, womit dieſe himmliſchen Geſchöpfe einmal an das Mutter- und Vaterherz geknüpft waren, nie zerreißen können, und wieder das Geliebte an ſich ziehen müſſen, früh oder ſpät, wenn es auch jetzt durch eine fremde unbekannte Welt geſchieden iſt. Wenn man der Gewißheit dieſer Gefühle nicht vertrauen wollte, wo wäre dann überall noch irgend Gewißheit zu finden?

Ich höre jetzt oft vom Tode und auf eine recht wunderbare, nordiſche, manchmal faſt Shakeſpeariſche Weiſe reden, von der Motherby*), von der ich Dir bei Gelegenheit der Zeichnung unſerer Mädchen ſprach. Sie hat eine eigene melancholiſche Wendung,

*) Vgl. S. 239.

und ſagte mir noch geſtern: „es hätte ſie ſonſt ſo vor dem Tode geſchaudert, aber jetzt ſei das vorüber“. Sie könne keinen Sarg vorbeitragen ſehen, ohne ſich in der Phantaſie recht lang und ruhig und bequem darin auszuſtrecken. Von jeder unbedeutenden Kleinigkeit kommt ſie auf ſolche Ideen. So hat es mich ſchon vor längerer Zeit frappiert, daß ſie einmal, als von der Reihe großer Steine geſprochen wurde, die hier mitten in die Straße gepflaſtert iſt, auf einmal ſagte: „auf der werden immer die Toten getragen“. Ich habe ſie erſt kurz vor meiner Reiſe nach Memel kennen gelernt, aber gleich bemerkt, daß in ihr etwas hier und an ſich Ungewöhnliches verborgen ſei. Ihr Mann iſt auch gebildet und angenehm, die Kinder, ein kleines Mädchen und ein kleiner Junge, die ſehr ſchön ſind, ſind mir auch gut, und ich gehe jetzt viel ins Haus, das das einzige iſt, in dem man mich bei unſerm Weggehen vermiſſen wird. Die Frau iſt unglücklich, nicht an ſich durch ihre Lage, aber weil ſie niemand um ſie her verſteht, und ſie doch aus ihrem Kreiſe nicht herausgehn kann. Ihre größte Eigentümlichkeit iſt ihre leidenſchaftliche Liebe zu ihrem Mann. Ihre ganze Art zu ſein, die, da ſie durchaus anſpruchslos iſt, ſchwer in die Augen fallen kann, iſt ſehr anziehend und flößt ein tiefes Mitleid ein; ich wüßte in langer langer Zeit nicht einer Frau ſo gut geworden zu ſein und ſo gewünſcht zu haben, etwas für ihr Glück tun zu können. Ich erzähle es Dir mit Fleiß, liebe Li, weil es Dir lieb ſein wird, daß ich doch einen Umgang habe, wo ich über das Beſſere und Feinere reden kann. Sonſt iſt alles hier hohl und trocken und leer, und höchſtens noch gut, einen Abend im Spaß zu verbringen. Aber die Motherby würde, davon bin ich überzeugt, auch auf Dich denſelben Eindruck machen.

Mit Alexander Rennenkampff*) will ich Dich nicht mehr necken.

*) Vgl. S. 36.

Ich tat es ja auch nur so im Spaß, sehr leise. Eine sehr hübsche Stelle eines neulichen Briefes von Dir ist, wo Du sagst, daß Du nie eifersüchtig bist. Du hättest auch gewiß Unrecht. Was ich in Dir finde und an Dir liebe, ist einzig, wie Du selbst, und wer für Dich ein Gefühl hätte, das er zwischen Dir und einer anderen teilen könnte, der hätte Dich nie gekannt.

Lebwohl, mein einzig, ewig teures Herz. Dein H.

132. Caroline an Humboldt

Rom, 18. November 1809

Mein geliebtes Herz!

Gestern habe ich Deinen Brief vom 17. Oktober bekommen und freue mich zu wissen, daß Du warm wohnst. Könnte ich Dir ein wenig Sonne schicken, Du ließest gewiß dem König gern seine Gelder fürs Holz. Es ist merkwürdig, daß Du gerade in der Jahresnacht mit dem König eine Unterredung hattest, die doch möglicherweise Folgen für unsere künftige Existenz haben wird. Ach, könnte doch der Samen zu Deiner Rückkunft nach Italien in derselben Nacht ausgestreut sein, in der Du gehn und Dich von diesem schönen Lande entfernen mußtest. Wohl eitle Wünsche! Ich finde, mein Herz, Du hast sehr schön und gut mit dem König gesprochen, und so, daß es Deinem Charakter Ehre macht. Ach, Du mußt nicht sagen, daß Du meinen Rat bedarfst, Du bist so viel einsichtsvoller. Wir wollen uns doch beim Himmel unter uns keine Komplimente machen, aber es ist so, laß es nur gut sein.

Deine Unterredung mit dem König muß notwendig Folgen haben, wenn auch nicht die schnellsten. Ich vermute, Du wirst bleiben, und der König wird aus Deinem Departement ein Ministerium machen. Ich bin überzeugt, wenn der König eine

Miſſion nach Neapel machte, wir würden dort ſehr gut aufgenommen. Habe ich Dir geſagt, daß, wie man mich letzthin dem König von Neapel*) präſentierte, er erwiderte: „On ne peut pas avoir un plus beau nom que le Vôtre, Madame.“ Ja, mein Lieber, Du und Alexander habt allerdings den Namen ſehr verherrlicht, das ſehen auch alle Menſchen ein.

Was Du von meiner Hand ſagſt, freut mich unglaublich, denn ich ſelbſt habe immer die Empfindung, eine heilige Verſicherung meines Wohlwollens zu geben, wenn ich jemand die Hand drücke. Ich tue es darum, ohne weiter es mir vorzunehmen oder daran zu denken, auch nur ſehr ſelten.

Die Kinder ſind alle wohl und munter. Auch die Liebe der kleinen Temples, die ſonſt ſo zurückhaltend und eigentlich kältere Naturen ſind, iſt ſehr rührend. Der Schmerz des armen Chevaliers nimmt eher zu als ab. Sein Anblick bewegt mir das tiefſte Herz und die tiefſten Schmerzen darin. Er geht zu niemand als zuweilen zu mir, und dann nimmt er oft ſo auf einmal meine Hand und drückt ſie heftig und ſagte einmal: „Je ne puis parler avec personne, mais vous, vous m'entendez.“

Lebe wohl, mein teures Herz! Ich umarme Dich tauſendmal.

133. Humboldt an Caroline

Königsberg, 20. November 1809

Es iſt nun entſchieden, daß man im Anfange künftigen Monats nach Berlin geht. Kruſemarck**), der zum Kaiſer***) geſchickt war, iſt vorgeſtern zurückgekommen. Ich habe

*) Vgl. S. 77.

**) General v. Kruſemarck, geb. 1767, † 1822, wurde 1810 preußiſcher Geſandter in Paris.

***) Napoleon.

ihn selbst noch nicht gesprochen, aber ich weiß, daß er eine lange Unterredung mit dem Kaiser gehabt, daß er einen freundlichen Brief an den König mitgebracht und daß er mit dem Erfolg dieser Sendung zufrieden ist. Man setzt hinzu, daß der Kaiser gesagt habe, er hoffe, daß der König nun nach Berlin zurückkehren werde. Ich glaube, man kann mit Sicherheit annehmen, daß König und Königin am 15. dieses Monats in Berlin sein werden.

Caroline ist mir in ihrer späten Entwickelung sehr ähnlich. Noch in Göttingen war mir in Empfindung und dem damit verwandten Geist vieles neu. Ich las da eigentlich erst Goethe und begriff noch vieles gar nicht wie nachher. Wie unglaublich vieles im Gefühl, in Kunst und Wissenschaft hat sich mir erst durch Dich erschlossen, darum habe ich auch noch eine Art Widerwillen gegen die Heiraten, wo die Frau jünger und unerfahrener ist. Ich weiß, wie viel ich Dir danke, wie ich durchaus auch gar nichts geworden wäre ohne Dich, wie ein elendes und triviales Leben die wenigen Keime erstickt hätte, die noch in mir lagen. Glücklicher aber als ich kann nie ein Mann mit einer Frau sein und ist es nie gewesen; ich habe noch keinen gefunden, der nur daran gereicht hätte. Auch ist es wahrlich nur Vorurteil, was man von dem frühern Hinblühen der Frauen sagt. Der Gang durchs Leben ist immer schwer und mühevoll und braucht Vereinigung gleicher und reifer Kraft.

Dein Ausruf, wie süß es sein müßte, mich wieder in Rom zu empfangen! hat mich unendlich gerührt. Noch gestern ergriff es mich so, daß ich kaum mich halten konnte, bei einer Stelle in Goethes Tasso. Sie ist nicht so bedeutend, als daß sie Dir einfallen sollte, es ist folgende:

„Wo sind die Stunden hin,
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen spielten?
Die Tage, wo dein Geist mit freier Sehnsucht

Des Himmels ausgespanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebst Du noch und fühlst Dich an,
Du fühlst Dich an und weißt nicht, ob du lebst."

Wir lesen nämlich den Tasso, fünf Personen, jeder eine Rolle, bei Motherbys. Sie las Leonore, ich den Tasso. Es wurde im ganzen gut genug gelesen, um das Stück noch zu empfinden und mir war es seit langer Zeit fremd geworden. Wir wollen die Iphigenie auch noch lesen.

134. Humboldt an Caroline

Königsberg, 27. November 1809

Hier ist seit einigen Tagen der volle Winter. Zehn Grad Kälte, gefrorene Fensterscheiben und viel Schnee. Zur Reise ist das sehr gut, nur fürchtet man, daß das Wetter wieder aufgeht und dann die Wege noch einmal furchtbar werden. Prinz Heinrich*) reist den 1., Prinz Wilhelm*) den 4. oder 5. Dezember. Des Königs Abreise erfolgt vermutlich am 15. oder 16. Uns hat man noch nichts gesagt. Es ist aber vorauszusehen, daß wir nur wenige Tage vor oder nach dem König reisen werden.

Ich befinde mich in der Kälte so gut wie in der Hitze. Meine Gesundheit ist unerschütterlich, und auch der kleinste Anstoß von Krankheit ist mir seit Jahren fern geblieben. Mein Wagen ist überdies sehr warm, ich habe einen ungeheuer dicken Mantel, Kunth hat mir einen Muff mitgegeben, Pelzstiefel habe ich noch in Venedig gekauft, und den Kopf kann ich mit einer Litauischen Mütze bedecken, die kaum noch die Augen sehen läßt. Gott! welche

*) Brüder des Königs.

furchtbaren Anstalten, wo man in Rom so himmlisch unbedeckt, sogar auch in der Tramontana hinfährt.

Gestern früh war ich mit Prinzessin Luise*) und Prinzessin Solms**) und einigen dreißig Damen in dem hiesigen Zellerschen Institut. Zeller ist ein Zögling Pestalozzis, aber er hat die Methode bedeutend verändert und verbessert. Er hat die Schullehrer in der Schweiz und Schwaben an mehreren Orten unterrichtet und seine Bemühungen hatten dort den günstigsten Fortgang gehabt. Er ist noch vor meiner Zeit hierher berufen worden, um hier ein Erziehungsinstitut zu gründen, das zugleich zum Muster dienen kann, und wohin man Prediger und Schullehrer berufen wird, um sich in der Methode zu üben. Er kam im Julius hier an, und da ich die Sache für gut halte, so habe ich mich ihrer so tätig angenommen, daß im September schon das Institut anfing. Welche Fortschritte es seitdem gemacht hat, ist unglaublich. Du mußt nur denken, daß Zeller 30 Kinder, alle oder fast alle vater- und mutterlose Waisen, geradezu von der Straße genommen hat. Sie führten sich anfangs noch wie die kleinen Schweine auf, und jetzt, also nach zehn Wochen, sind sie musterhaft reinlich, ordentlich manierlich, lösen mathematische Aufgaben, machen im Kopf Rechenexempel, die man ihnen mit Mühe nachmacht und singen vierstimmige Choräle mit großer Richtigkeit. Dabei sind alle fröhlich, es wird in dem Institut nie geschlagen, aber es herrscht eine solche Aufsicht der Lehrer und der Kinder selbst, eins auf das andere, daß Unordnungen fast unmöglich werden.

Nichts ist so bewundernswürdig, als der Unterricht in der Musik. Es wird gar kein Instrument gebraucht. Die Kinder lernen stufenweise erst die rhythmischen, dann die melodischen Verhältnisse, Ohr und Stimme werden zugleich geübt, und es ist unmöglich, daß

*) Vgl. S. 135. — **) Vgl. S. 251.

so unterrichtet, nicht in jedem Kinde das Talent, groß oder gering, soweit als seine Natur ihm erlaubt, ausgebildet werden sollte. Die Kinder müssen erst mit der Hand und dem Fuß, dann mit der Stimme gleiche und ungleiche Takte unterscheiden, dann teilen und alle Arten des Taktes durchmachen. So werden sie geübt, wenn der Lehrer singt, unmittelbar die Taktarten, deren er sich bedient, aufzuschreiben, und umgekehrt die, welche er aufschreibt, ohne weiteres abzusingen. Ebenso geht es mit der Melodie. Man gibt ihnen einen Ton, sagt nur, um wieviel höher oder tiefer der Ton sein soll, den man verlangt, und die Kinder machen ihn. Sie machen Übergänge aus einem in den andern, die, wie mir Radziwill*), der viel Musik weiß, sagt, überaus schwer sind. Der Lehrer nennt ihnen die Töne der Skala nach Zahlen, und wie er nun die Finger, um die Zahlen anzudeuten, anfaßt, so singen die Kinder, und sehr richtig. Ebenso, wenn der Lehrer singt, schreiben sie ohne Anstand die Noten auf. Es wird ihnen auch aufgegeben, eine Reihe von Tönen in gewissen, bestimmten Taktarten, sonst aber willkürlich aufzuschreiben und so ist darin zugleich eine Übung im eigenen Komponieren. Da nun diese Übungen schon mit dem achten Jahre anfangen, wo es unmöglich sein würde, die Stimme sehr anzugreifen, so arbeiten sie notwendig dem ferneren Musikunterricht sehr vor. Vorzüglich schön ist aber der Zusammenhang, in dem so Musik und Mathematik gleich unmittelbar gestellt werden, denn dieser Musikunterricht begreift alle Verhältnisse der Töne.

Eine sehr hübsche Einrichtung ist noch, daß die 30 Kinder wieder in sechs bis acht einzelne Schulen geteilt sind, deren jeder ein Kind als Schulmeister vorsteht. Der Lehrer unterrichtet nur eine Viertelstunde, dann nehmen die schon stärkern Kinder selbst als Schulmeister die schwächern vor und gehen mit ihnen die Lektion

*) Vgl. S. 135.

durch. Du glaubst nicht, wie liebevoll und eifrig zugleich die Kinder unterrichten, welchen Anteil sie an den Fortschritten ihrer Schüler nehmen und wie hübsch diese Kindergruppen aussehen. Zeller hat hier ein eigenes Kolleg für Damen gelesen, und mit diesen Damen war ich gestern da. Der König besieht das Institut vermutlich auch noch, ehe er von hier abreist.

135. Humboldt an Caroline

Königsberg, 28. November 1809

Gestern habe ich einen Brief von Dunker*) erhalten, der mich wieder in große Seelenmotionen setzt. Papa ist krank, und wie es scheint, nicht ohne Gefahr. Ich schreibe Dir die Stelle seines Briefes wörtlich ab. . . .

Ich glaube nicht an eine nahe Gefahr, habe aber alle Anstalten getroffen, die fernern Nachrichten sogleich und gewiß zu erhalten, denn sobald sie mir kommen, nehme ich Urlaub und reise womöglich gleich am folgenden Tage ab. Sei sicher, daß ich in einer so wichtigen Sache nichts versäumen werde. Ich reise Tag und Nacht und bin gewiß schnell an Ort und Stelle.

In Berlin muß und wird sich alles entscheiden. Das alte und neue wird da einen Krieg anfangen. Eine Entscheidung wird erfolgen, und leicht kann mancher den Hals brechen. Mich amüsiert es. Für uns bin ich gleichgültig, mein Prinzip ist nur, dem Mittelmäßigen und Schlechten überall den Krieg anzukündigen, wo ich es finde, und lieber selbst zu helfen, daß die Dinge, wie sie jetzt sind, zusammenstürzen, als jenes stehen zu lassen. Daß mich das nicht beliebt macht bei vielen, kannst Du denken. Auch steht niemand in einer so sonderbaren Lage, wie ich. Da ich mich sehr

*) Vgl. S. 16.

unabhängig gesetzt habe und mich der Hof offenbar vorzieht, und da ich mit Fleiß Äußerungen nicht schone, so habe ich heimlich viele Neider und Feinde, die ich aber durch offnen, unbefangenen und freundschaftlichen Umgang öffentlich entwaffne, so daß es mit keinem zum Ausbruch kommt. Es ist gewiß und ich weiß es historisch, daß man mich herausdrängen möchte. Dazu biete ich nun gewissermaßen selbst die Hand, indem ich oft vom eignen Abschiednehmen rede. Aber eine gewisse Scheu hält wieder alle zurück. Sie wissen, welche Sensation mein Abgehen machen würde, sind selbst überzeugt, daß sie niemand haben, an meine Stelle zu setzen, und zögern also auf diese Weise. In meiner Geschäftsführung vermeide ich Blößen zu geben und habe bessere Räte als irgendeiner, diese hängen mir an, ich gehe mit ihnen so um, daß wir freundschaftlich und vergnügt sind und in unserm Vortrag oft gelacht wird, und daß doch jeder seine Schuldigkeit und gerade das tut, was er am besten zu tun imstande ist. So ist es gang und gäbe geworden, zu sagen, daß mein Departement das einzige ist, was recht ordentlich geht.

Der König ist mir persönlich wirklich selbst über Verdienst gewogen, und noch gestern wollte einer, der gerade das ist, was ich bin, mit mathematischer Gewißheit wissen, daß der König nur auf eine Gelegenheit warte, mich zum Minister zu machen und es gesagt habe. Er wollte mit mir wetten, daß ich es in drei Monaten sein würde. Ich glaube daran nicht.

Gestern war bei der alten Gräfin Voß*) eine Art Feier der Wiedergenesung der Königin. Es wurden von den Hofdamen und einigen Prinzen zwei kleine Stücke gegeben. Es war außer dem Hofe schlechterdings niemand da als ich und noch ein Geheimer Staatsrat, der selbst im Schloß wohnt und deshalb gebeten wird.

. . . Du nennst mich, liebe Seele, in Deinem letzten Briefe

*) Vgl S. 38.

einmal: „Teurer Freund“ und haſt es ſchon einmal getan. Es hat mich ſehr gefreut und gerührt. Es hat wirklich etwas wunderbar Ergreifendes, wenn das tiefſte Gefühl, das immer an Leidenſchaft grenzt und Leidenſchaft iſt, ſich auf einmal, ſelbſt für einen Augenblick, in die Form bloßer traulicher Herzlichkeit, die dem leidenſchaftlicheren Gefühl im Grunde nicht einmal recht eigentümlich iſt, ſtellt, und ſo alle Nuancen des innigen Naheſeins durchläuft. Und wohl, mein einzig teures Herz, könnte, wenn ich Dich auch nicht liebte, niemand ſo Dein inniger und tief herzlicher Vertrauter ſein als ich. In jeder Art des Verhältniſſes würden unſere Herzen ſich immer augenblicklich und bis auf die leiſeſte Ahndung verſtanden haben.

Unſere Abreiſe iſt jetzt feſt beſtimmt. Ich habe am 6. meinen letzten Vortrag und reiſe vermutlich am 11. ab. Um Neujahr bin ich in Berlin.

136. Caroline an Humboldt

Rom, 2. Dezember 1809

Ich wende mich zur Beantwortung Deines lieben Briefes. Ich werde gewiß im Mai bei Papa ſein, es müßte denn bis dahin ſich entſcheiden, daß Du eine Geſandtſchaft nach Neapel bekommſt. Dieſes wollen wir alſo als fix annehmen, im Fall Du, mein teures Herz, dort bleibſt. Nun aber, dort ſind Deinem Briefe nach zwei Fälle. Entweder der Hof kehrt nach Berlin zurück oder nicht. Du ſagſt, in letzterem Falle wollteſt Du Deinen Abſchied nehmen. Ich bin, wenn Du es nicht tuſt, weil es Dir durchaus unausſtehlich iſt, in Königsberg zu leben oder Dir die Dienſtverhältniſſe unausſtehlich ſind, der Meinung nicht. Ich meine, Du bleibeſt in Dienſten, ſelbſt wenn der Hof in Königsberg bleibt, wenn das Hindernis nur darin

liegt und nicht in den Dienstverhältnissen. Über diese, teurer Freund, mußt Du selbst und allein entscheiden. Wenn wir uns nun vornehmen, zwei bis drei Jahre in Königsberg zu bleiben. Was ist es am Ende für ein Unterschied, in einer geheizten Stube in Berlin oder in Königsberg zu sitzen, der Himmel ist in Berlin nicht schöner. Solltest Du gezwungen sein, den Dienst zu verlassen, so bin ich auch der Meinung, daß wir Tegel verkaufen und nach Burgörner oder Auleben ziehen müßten, damit Du, als nun nicht mehr Preuße, Dein Vermögen in Polen benutzen und retten könntest. Überhaupt würde es gut sein, dieses womöglich mit der Zeit aus jenem barbarischen Lande zu ziehen. Dafür, mein liebes Herz, ist mir gar nicht bange, daß Du nicht empfänglich bleibest, und in den beiden Kleinen, Adel und Gabrielle, wächst uns ein ordentlicher Stamm von Fröhlichkeit und leichtem Leben entgegen. Die werden sich schon an den Mann bringen, wenn sie auch nicht vermögend würden, und an die besten, besonders Adelheid, deren Verstand sich mehr und mehr zeigt. Gabrielle wird schöner von Gesicht glaube ich.

Ich habe dem Prinzen von Gotha*) zu seinem Geburtstag eine kolorierte Zeichnung von Koch**) geschenkt, die ich für ihn habe machen lassen. Sie stellt den Bacchus vor, der dem Amor zu trinken gibt. Die Komposition ist äußerst lieblich und ist von Thorwaldsen, allein die Ausführung von Koch. Ich hatte gewählt, von ihm etwas machen zu lassen, weil der Prinz ihn gar nicht kennt, und es vielleicht Veranlassung gibt, daß er einige römische Ansichten von ihm machen läßt. Koch hat beinah nicht das liebe Brot.

Adieu, mein Herz. Ewig Dein.

*) Vgl. S. 31. — **) Vgl. S. 123.

137. Humboldt an Caroline

Königsberg, 1. Dezember 1809

Die Katastrophe ist erfolgt, liebe Li. Dein armer Vater ist am 20. vorigen Monats um ½2 Uhr gestorben. Ich will suchen, schon übermorgen abzureisen. Wie es möglich sein wird, begreife ich nicht. Aber es muß. Verzeih, wenn ich heute kein Wort mehr sage. Alle Schicksale regen sich wieder auf einmal. Aber wir lieben uns und sehen uns bald wieder. Umarme die Kinder.

Ewig, ewig Dein H.

138. Humboldt an Caroline

Königsberg, 5. Dezember, morgens 5 Uhr

Die Pferde sind da. Nur zwei Worte, liebe Li. Ich habe fürchterlich zu tun gehabt, bin aber wohl. Ich gehe über Berlin, bleibe aber nur einen Tag, um Theodor zu sehen, dann gehe ich nach Thalebra*), wo ich Dunkern hinbestellte, auf dem Wege sehe ich Burgörner und Auleben. Ob ich Preußen jetzt so verlasse, als Rom, um nicht bald wiederzukommen? Es geht mir vieles durch den Kopf. Ach, wie süß, wie schmerzlich wird es mir sein, Auleben wiederzusehen, wo wir so einsam lebten und uns von der Helme so nach der Tiber sehnten Gott! Welche Güte und Liebe, welche überschwängliche es war von Dir, so mit mir da den langen Winter**) auszuhalten!

Ewig, ewig Dein H.

*) Vgl. S. 67. — **) 1792/93.

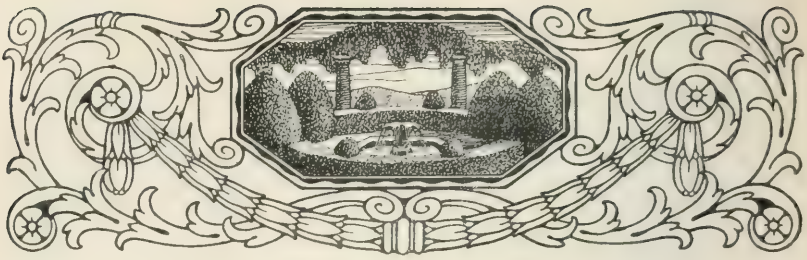
139. Caroline an Humboldt

Rom, 6. Dezember 1809

Mit Deinem Brief vom 7. November ist zugleich einer von Dunker gekommen, der mich in die größte Besorgnis für Papas Leben setzt, und ich zweifle sehr, daß er einem solchen Anfall in seinem Alter widerstehen wird, der mir eine Brustentzündung zu sein scheint. Ich leugne nicht, daß es mir sehr schmerzlich sein wird, wenn der gute, alte Papa nicht mehr die Freude haben sollte, uns zu sehen, von der er nun doch nur noch um Monate entfernt war. Dunkers Brief läßt eigentlich wenig Hoffnung. Er hat mich sehr angegriffen, denn es liegt im Tode etwas so Unwiederbringliches, daß man sich nie eines gewissen Schauders erwehren kann, und meine Tränen fließen unaufhaltsam. Es würde mich doch gefreut und beruhigt haben, Papan die letzten Dienste zu erweisen.

Geliebtes Herz, ich breche hier ab. Wir sind alle gesund. Adelheid weinte ungemein, wie ich ihr vom Großvater sagte. Sie meinte: „Avevo tanto piacere di pensare quanto si rallegrerebbe di vedervi“.*)

*) „Ich freute mich so an dem Gedanken, wie glücklich er sein würde, Dich wiederzusehen.“



Vierter Abschnitt

Humboldt auf Urlaubsreise und wieder in Berlin als Leiter des Unterrichtswesens

8. Dezember 1809 bis 12. Juni 1810

140. Humboldt an Caroline

Conitz in Westpreußen,
8. Dezember 1809, morgens 9 Uhr

Das Wetter ist ausnehmend milde. Überhaupt muß man nicht mit der Furcht vor Kälte nach dem Norden kommen. Es ist wunderbar, wie man selbst bei großer Kälte nicht friert. Man wärmt sich so durch, und die Kälte selbst ist meist so ruhig und windlos, daß sie nicht angreift. Jetzt ist es noch dazu Tauwetter. Du hast keinen Begriff von der Schrecklichkeit der Wege von Königsberg bis zur Weichsel, die ich gestern nachmittag passiert bin. Sie kommen beinahe den spanischen gleich. Doch habe ich nichts gebrochen und bin noch nicht umgeworfen. Dabei ist es warm wie eine Stube, und diese ganze Nacht hat mich keinen Augenblick gefroren.

Königsberg habe ich mit großer Gleichgültigkeit verlassen, ausgenommen Motherbys*), von denen ich Dir schrieb. Es hat mir wirklich weh getan, von ihnen zu gehen, und ihnen auch. Ich war sehr heimisch in dem Hause geworden, und es freut mich noch jetzt. Es ist doch traurig, neun Monate an einem Orte zu sein, und weder jemand zu vermissen, noch vermißt zu werden. Wenn ich im Dienst bleibe, habe ich ausgerechnet, daß ich 1811 wieder nach Preußen reisen muß, um die Schulen zu besichtigen. Dann reisest Du wohl mit mir. Man muß auch Nachtseiten der Erde sehen, und wir wollen es kurz machen, und ich will Dich schon amüsieren. . . . Ich muß abbrechen, da der Wagen eben fertig ist. Aber ich nehme den Brief mit, da ich ihn schneller selbst befördere.

141. Humboldt an Caroline

Bahn in der Neumark,
10. Dezember, um Mitternacht

In welche schreckliche unerhörte Orter muß man kommen, wenn man durch dies traurige Land reist! Gewiß hat Dein Ohr nie diese furchtbaren Namen gehört. Möchten Deine Augen ewig gleich unschuldig bleiben. Schon um Mitternacht flößt dieser Ort Entsetzen ein. Die Wege hören nicht auf, über alle Maßen schlecht zu sein, und ewige Regenschauer machen sie nicht lieblicher. Wo sie besser sind, da ist Sand, und da sind auch gerade Posten und Postillone so schlecht, daß man wieder deshalb nicht fortkommen kann. Wie die Wege sein müssen, kannst Du daraus schließen, liebe Seele, daß ich zur Hinreise nach Königsberg nur viereinhalb Tage mit den Nächten brauchte, und jetzt, wo ich noch 17 Meilen entfernt bin, schon sechs volle Tage und vier ganze Nächte unausgesetzt gefahren bin. Die erste Nacht blieb ich,

*) Vgl. S. 239.

weil der Weg zu furchtbar war, die letzte, weil man mich umgeworfen hatte und nun allerlei Kleinigkeiten am Wagen zu machen waren. Dies Umwerfen war darum ordentlich luſtig, weil es gerade auf dem Stück Weges geſchah, den man mir ſeit vielen Stationen als den beſten beſchrieben hatte, und der auch wirklich ganz unverbeſſerlich, trocken, eben und breit war, dabei war heller Mondſchein. Allein die Leute fanden für gut, aus dem Weg heraus in ein Loch zu fahren und von da wieder auf eine ſteile Anhöhe. Zum Glück merkte ich es und ſtieg aus, aber der arme Wagen fiel um. Ich denke in Burgörner nur einen Tag zu bleiben, dann nach Auleben. Da werde ich wie der rückkehrende Oreſt erſt hören, ob der Lehnsvetter*) in Thalebra mir auflauert und ſo meine Dispoſitionen nehmen.

Ich muß wieder abbrechen, die Pferde ſind angeſpannt. Ach, Du weißt nicht, daß, indes Du ruhig ſchläfſt, Dein armer Bill durch die Einöde zieht. Wirklich kann ich dieſe Gegend mit nichts vergleichen, als wie ich mir vorſtelle, daß es zwiſchen Hüſterlo und Krekelborn ausgeſehen haben muß, wo Reinecke Fuchs den Schatz beſchreibt. Addio, cara mia!

142. Humboldt an Caroline

Freienwalde, 11. Dezember, abends 1/2 6 Uhr

Ich bin nur noch ſieben Meilen von Berlin, liebe Li, und komme dieſe Nacht, da ich bloß Sand und Chauſſee und alſo nicht leicht einen Unfall zu befürchten habe, unfehlbar hin. Iſt aber mein letzter Brief nicht zu rechter Zeit angekommen, ſo finde ich Grapengießers**) Schweſter in meinem Bett. Sie hatte

*) v. Dacheröden, der Anſprüche an Thalebra als Mannlehen hatte.
**) Vgl. S. 69.

ihn besucht und ich hatte ihm erlaubt, sie in meiner Stube wohnen zu lassen. Wir wollen nun sehen, wie es uns einander gehn wird.

Ich werde in Berlin, außer Kunth, Uhden und Laroche natürlich nur sehr wenig Menschen sehen. Indes mit dem Großkanzler*) muß ich notwendig ausführlich sprechen. Ich kann es mir nicht denken, daß sich das jetzige Ministerium zu halten imstande ist. Dohna besonders ist seinem Fall, wie er es sich selbst kaum verhehlt, sehr nahe, und schrecklich ist es wirklich, daß ich doch nun von Memel bis hierher gereist bin und überall mit allerlei Leuten gesprochen, aber nie ein Wort des Lobes irgendeines der Minister, ja nur der Billigung gehört habe. Überall ist eine dumpfe und tiefe Unzufriedenheit. Änderte sich aber das Ministerium oder auch nur Dohna wirklich, so ist eine Änderung auch mit mir fast unvermeidlich.

Diese Krise kann sich vielleicht schon in den ersten Wochen nach des Königs Zurückkunft zutragen, und ich habe daher bei meiner jetzigen Abreise, so plötzlich sie mich auch überraschte, gleich darauf gedacht, meine Amtsführung, wenigstens einigermaßen abzuschließen. Ich habe nämlich einen ausführlichen Bericht an den König über das gemacht, was ich getan und noch zu tun die Absicht habe, und kann es so wenigstens mit größerer Ruhe ansehen, wenn über mich und meinen Posten etwas verhängt wird.

Da ich von der Ankunft der Nachricht des Todes Deines Vaters, liebe Li, bis zu meiner Abreise nur viertehalb Tage gehabt habe, so kannst Du denken, wie ich habe arbeiten müssen, um mit dieser Arbeit, die mir bei ruhiger Muße gewiß acht Tage weggenommen hätte, und mit allem übrigen zum Weggehn Nötigen gehörig fertig zu werden. Indes bin ich es geworden und habe mich

*) v. Beyme, vgl. S. 73.

wohl dabei befunden. Kann ich meine Stelle mit Ehre und meine jetzige Unabhängigkeit behaupten, so tue ich es.

Lebe wohl, in Berlin füge ich noch ein paar Worte hinzu.

Berlin, 12. Dezember 1809

Ich bin hier, liebe Li, und Kunth ist bei mir. Er grüßt Dich sehr. Künftig mehr. Theodor ist sehr groß und gesund.

Ewig Dein H.

143. Caroline an Humboldt

Rom, 13. Dezember

Ich habe heute vormittag Deinen lieben, teuren Brief vom 14. November bekommen, mein liebstes Herz, und zugleich mit diesem die Nachricht von Papas Hinscheiden durch Herrn v. Recke*). Die Nachricht hat mich sehr tief bewegt, denn so nahe am Wiedersehen glaubte ich nicht, daß ihm und mir die Freude versagt sein würde, sich noch einmal des Anblicks der Kinder zu erfreuen. Herr v. Recke scheint vorauszusetzen, daß ich unverzüglich nach Erfurt kommen werde, allein Du siehst wohl, mein geliebtes Wesen, daß ich dies in dieser Jahreszeit mit einem so kleinen Kinde nicht kann. Ich vermute aber wohl, daß Du einen Urlaub nehmen und hinkommen wirst. Ich bitte Dich, mein Herz, auf die Leute Rücksicht zu nehmen, was Du in dem allen tust, ist wohlgetan, und ich bin mit allem zufrieden. Du hast ja, dünkt mich, eine Vollmacht in Händen und kannst also schalten und walten wie Du willst. Du kannst es ja wohl auch qua Mann, Eheherr wollt ich sagen?

Papa scheint nach Reckes Beschreibung bei völligem Bewußt-

*) Vgl. S. 20.

sein gestorben zu sein, indessen doch nur mäßig gelitten zu haben. Das Alter löst die Bande des Lebens sanft. Er ruhe wohl! Wenn er noch von uns weiß, so weiß er, wie gern ich ihm die Freude gegönnt hätte, uns noch wiederzusehen und sich der Kleinen zu erfreuen.

Ich werde den Kindern mit mir Trauer machen lassen. Es ist zwar nicht römische, absolute Sitte, aber es scheint mir anständig.

Was Du mir von Madame Motherby sagst, hat mich sehr gefreut, daß Du einen so interessanten Umgang in Königsberg hast. Schade, daß Du ihn nicht eher entdeckt hast. Ach, jawohl, das einzig Tiefbewegende im Herzen sind doch Menschen, und es ist recht unmenschlich, wenn man sie nicht zu brauchen meint oder fühlt.

Ewig Dein.

144. Caroline an Humboldt

Rom, 20. Dezember 1809

Heute morgen bin ich so glücklich gewesen, Deine beiden Briefe vom 17. und 19. November zu bekommen, mein teures, liebes Herz. Ich kann nach Deiner Äußerung in einem dieser Briefe, daß Du gleich nach Erfurt gehen würdest, wenn Papa etwas zustieße, nicht anders, wie glauben, daß Du dort bist. Wie bedaure ich Dich aber um die Winterreise. An allem dem bin ich nun wieder schuld. Ach, es regnet fürchterlich, wie wirst Du auf dem Wege gelitten haben. Die arme Madame Motherby wird recht allein sein, nachdem sie Dich verloren hat.

Werner*) ist hier angekommen, ich weiß nicht, ob ich es schon letztens schrieb, er mißfällt mir nicht, obgleich er freilich etwas auffallend Häßliches im Äußeren hat, er spricht einfach und

*) Vgl. S. 60.

vernünftig, und Rom macht einen großen und reellen Eindruck auf ihn. Er erzählte eine hübsche Geschichte von Goethe, indem er seine tiefe Verehrung für ihn an den Tag legte. „Mich dünkt," sagte er, „Goethe habe in seinem Faust eigens für mich zwei Zeilen geschrieben, wo er den Mephistopheles dem Irrlicht, das ihn erleuchtet, sagen läßt: ‚Geh Du mir grad' in's Teufels Namen, sonst blas ich Dir Dein Flackerleben aus'."

Frau v. Staël*) hat mir mit viel Attachement von Werner geschrieben, sie sagt mir auch, daß Du, mein liebes Herz, ihr so süße Dinge über mich gesagt hast. Ach, Du bist so lieb, so gut, Du mußt mich aber nicht so loben. Ich weiß ja doch, ich verdiene es nicht.

Addio, mein Herz.

145. Humboldt an Caroline

Burgörner, 16. Dezember 1809

Es ist nichts so amüsant, liebe Li, als Besitz zu nehmen und auf Deinen Domänen zu leben. Ich bin erst seit einer Stunde hier, sitze aber schon ganz etabliert in Deiner Stube, der, in der Du als Mädchen wohntest, und wiederhole ewig fort: „so weit das Auge reicht, ist alles, alles Dein". Wenn ich Dein sage, meine ich natürlich Dich. Denn es freute mich nicht halb so sehr, wenn ich es erhielte. Aber daß mein Kind nun so reich und so selbständig ist, macht mich sehr glücklich. Wenn Du nur selbst hier wärest. Es ist freilich hübsch in Rom, aber heute ist es unleugbar hier amüsanter. Eine Pracht, eine Größe, eine Schönheit überall, eine Submission der Vasallen, daß ich mich gar nicht zu lassen weiß. Ich verspreche lauter Gnade in Deinem Namen, versichere, daß Du alle mit Huld behandeln wirst und mache Dir wirklich einen sehr schönen Namen. Im ganzen

*) Vgl. S. 12.

Ernſt aber, liebe Seele, bin ich heute ſehr heiter und froh geſtimmt.

Burgörner bleibt doch immer der Ort, wo mir mein Glück zuerſt erſchienen iſt. Es iſt kein Schritt hier, der nicht eine ſüße Erinnerung bezeichnete. So innerlich und eigentümlich kann mich keine andere Gegend ergreifen. Ich habe mit inniger Rührung und ſüßer Wehmut Deiner gedacht, wie ich heute früh zwiſchen dem Küſterholz und dem Kirchberg herunterfuhr, und Dir ſo recht in tiefer, ſchweigender Seele für allen Glanz und alles Glück gedankt, was Du über mein Leben verbreitet haſt. Dann kannſt Du mir auch jetzt noch ſo in der Seele weh tun, wenn ich denke, wie Du hier mit Papa und Madame Deſſault*) doch ein ſehr langweiliges Leben führteſt und ich freue und gloriiere mich, daß ich Dich doch von dieſem Winkel aus bis an die Säulen des Herkules und die Tiber gebracht habe.

So geht in jedem Moment unſer ganzes vergangenes Leben an mir vorüber, und auch das künftige wird ſich ja froh dem anſchließen. Ich ſelbſt kann jetzt nicht vorausſehen, wie es mit meinen Dienſtverhältniſſen wird. In ganz Berlin fand ich die Sage verbreitet, ich ſei Miniſter geworden. Eine Kriſe iſt nah, das iſt ſicher, und was auch gewiß iſt, ich bin der einzige, der noch das Vertrauen des Publikums beſitzt, und wenn ich Miniſter würde und ein mehr unmittelbar ins Ganze eingreifendes größeres Departement erhielte, würde es allgemein eine ſehr gute Senſation machen und den Mut aufs neue beleben. Ich habe in der kurzen Zeit, die ich jetzt in Berlin zubrachte, doch einige Geſpräche mit Leuten von Einfluß gehabt und habe erklärt, daß ich in dieſer wahren Not, in welcher ſich die ganze Verwaltung befindet, dem König und Lande nicht entſtehen würde, daß ich

*) Vgl. S. 35.

indes, um selbst weiter zu kommen, auch nicht intrigieren könne, daß ich also nur ruhig abwartete, und in meinem Posten bliebe, bis man mir etwa Dinge in den Weg legte, die mit meiner Ehre und meiner ersten Berufung unverträglich wären. So werde ich nun fürs erste auch handeln, und insofern ist's mir gewissermaßen lieb, jetzt nicht in Berlin zu sein. Ich erfahre nun, ohne selbst teilzunehmen, was man gemacht hat. Wie es kommen mag, so ist's mir recht. Ich scheue mich gar nicht, auch allenfalls ganz außer Tätigkeit zu kommen.

In Berlin kam ich am Morgen nach 6 Uhr an, fand Grapengießern noch in tiefem Schlaf. Ich schickte um 7 zu Theodor, der wirklich eine rührende Freude hatte, mich wiederzusehen. Er brachte mir sein Buch mathematischer Zeichnungen mit, die wirklich sehr reinlich und hübsch sind, und seine Zeugnisse, mit denen ich auch zufrieden sein konnte.

Kunth habe ich kränklich gefunden, aber das Kind ist besser. Die Frau ist wirklich ein sehr gutes Geschöpf, die mir manchmal leid tut, weil, ob sie gleich recht sehr glücklich scheint, ich gar nicht absehe, was sie eigentlich dazu macht. Auch ist es, genau erwogen, wohl nur die Sorge und Mühe, die sie als Mutter und Frau übt.

Das ist in Frauen oft unbeschreiblich rührend. Überhaupt bin ich seit meiner Rückkunft nach Deutschland wieder viel tiefer in die Kenntnis des Lebens der Frauen gekommen und habe sie noch viel mehr ehren und achten gelernt, und auch mein Mitleid mit ihnen ist sehr gewachsen. Es ist nicht, daß sie so unglücklich wären, aber das Rührende ist ihr Glück, das was sie oft mehr zu haben wähnen als wirklich genießen. Man kennt weder den Menschen, noch das Herz tief, wenn man das nicht oft und mit Ernst verfolgt hat, und wie sehr mich unter allen meinen Geschäften und Zerstreuungen andere Gegenstände abziehen, kann ich es nicht lassen, mich, wo

sich Gelegenheit dazu findet, dieser stillen und verborgenen Welt hinzugeben. Die Herz*), die genau genommen, nie interessant in dieser Art war, ist es auch jetzt nicht. Ich ging gleich den Morgen mit Theodor zu ihr. Sie fand das sehr treu, ich war galant und sagte, daß sei gar nicht Effekt alter Treue, und so waren wir sehr gut und artig miteinander.

146. Humboldt an Caroline

Thalebra, 20. Dezember 1809

In Auleben empfingen uns die Vasallen; Kleemann mit seiner jungen Frau in aller Demut am Wagen und ich wohnte wieder in den Stuben, wo wir den Winter durchlebt haben. — Es war sehr schönes Wetter den Abend, der Kyffhäuser und die Rothenburg, hinter der die Sonne unterging, waren wirklich sehr hübsch.

Gestern war ein Dezembertag, wie ich ihn nie erlebt habe. Eine wahre Frühlingssonne und eine so milde Luft, wie man es wirklich selbst in Rom schön nennen würde. Von Schnee ist hier noch keine Spur, selbst nicht auf den Bergen. In Sondershausen machte ich den vornehmsten Beamten meinen Besuch und fuhr dann nachmittags hierher. Die Unterhandlungen mit dem Leutnant v. Dacheröden**) aus Westpreußen, der sich in den Besitz setzen wollte, nehmen guten Fortgang und wir kommen höchst wahrscheinlich in Güte auseinander.

*) Vgl. S. 46.
**) Vgl. S. 292.

147. Humboldt an Caroline

Erfurt, 22. Dezember 1809

Ich bin gestern abend angekommen und schreibe heute morgen in Papas Wohnstube. Geschlafen habe ich oben, der Platz ist mir einmal süß und gewohnt, und unten im Hause ist's mir schauerlich. Ich kann nicht leugnen, daß ich mit eigenen melancholischen Empfindungen hineingefahren bin. Papa war freilich sehr alt, und sein letztes schwächliches, untätiges Leben, bei dem er doch nie gern andere ganz frei gewähren ließ, für Dein Vermögen sehr unvorteilhaft. Aber ich habe nie auf seinen Tod gehofft, nie geklagt und es wäre auch ferner noch gegangen. Er war dabei doch äußerst gutmütig, und es ist wirklich eine tief wahre Empfindung in mir, daß ich ihm nie die nachsichtsvolle Art vergessen habe, mit der er uns, als wir versprochen waren, hat zusammen gewähren lassen. Bei seinen Ansichten und Vorurteilen war es immer viel. Dann hätte ich ihm die Freude gegönnt, Dich und die Kinder noch einmal zu sehen. Und schon ohne alle andere persönliche Anhänglichkeit hat ein ganz ödes, stilles Haus, in dem man bloß einige alte Bediente herumwanken und an allen Tischen und Schränken Gerichtssiegel hängen sieht, etwas wirklich Schauerliches.

So war ich den ganzen Abend allein in mancherlei Betrachtungen und Erinnerungen über Zukunft und Vergangenheit, wo wir einmal sterben werden, wie unsere Kinder dann nach uns so ins leere Haus kommen werden und wieder ihre uff. Deine und meine Familie waren eigentlich im Untergehen, allein wie unsere Kinder sind, denke ich, soll ein neues wohltätiges Geschlecht von ihnen anfangen.

Ich habe die beiden Mannlehngüter für 14000 Taler in Golde dem Leutnant abgekauft und übernehme außerdem 4000 Taler, welche die Schwägerin aus dem Mannlehngut bekommt, und wir schieden vergnügt auseinander.

148. Humboldt an Caroline

Erfurt, 28. Dezember 1809

Ich sitze seit zwei Tagen in lauter Wäsche und Betten und bunter und weißer Leinwand, liebe Li. Dunkers Krankheit ist mir ein unglaubliches Hindernis überall, und ich fürchte noch immer sehr für ihn.

Das Zusammensuchen aller Dinge war ziemlich mühsam, und in allen Leuten Papas ist ein Geist der Langsamkeit, der Weitschweifigkeit und des Widerspruchs, mit dem man ewig kämpfen muß.

Ich habe hier so hübsche, fromme Briefe an Papa und selbstgemachte Verse zu seinem Geburtstage von 1784—1785 gefunden, die ich sorgfältig aufhebe. Unendlich vieles führt mich überhaupt in Deine Mädchenzeit zurück. Du hast wirklich das Geheimnis besessen, beides, Mädchen und Frau gleich vollendet in jeder Art zu sein. Denn nie ist ein Mädchen reiner, unschuldiger und liebenswürdiger, natürlicher wie Du, mit denen warst, die Du liebtest, froher gewesen, und das ist nun so übergegangen, daß Du noch jetzt Dich gar nicht geändert zu haben scheinst. Diese Erinnerungen sind auch meine einzige Freude hier. Sonst ach! ist es schrecklich öde, einsam, langweilig.

Briefe habe ich noch so gut als gar nicht. Nur einen von Hedemann*). Dieser liebt mich mit wahrer Leidenschaft, und konnte zuletzt in Königsberg keinen Abend von Prinz Wilhelm, bei dem er ist, frei sein, ohne mich auch am dritten Ort aufzusuchen. Ich bin ihm auch sehr gut. Er hat eine Reinheit in allen Gefühlen, eine Natürlichkeit in jeder Äußerung und eine Wärme für alles Edle, wie man sie vielleicht nie wieder zugleich so liebenswürdig

*) Vgl. S. 239. Hedemann, Flügeladjutant des Prinzen Wilhelm, Bruder Friedrich Wilhelms IV., heiratete 1815 Humboldts Tochter Adelheid.

zusammen findet. Alexander hat ihn auch sehr geliebt, und es ist das erstemal, daß wir uns begegnen. Mit Hedemann ging es mir einmal sehr sonderbar. Ich sagte der Motherby, ich wüßte niemand, den ich mir so zum Sohne oder Schwiegersohne wünschen würde; sie sagte es ihm wieder und er sagte ihr, es sei närrisch, den Tag vorher habe er Dohna gesagt, daß er sich keinen angenehmeren Schwiegervater als mich denken könne.

149. Caroline an Humboldt

Rom, 30. Dezember 1809

Mein teures, liebes Wesen. Heute morgen habe ich Deine geliebten Zeilen vom 1. Dezember aus Königsberg bekommen, wo Du, von Papas Tode unterrichtet, den 3. abzugehen gedachtest. Ich habe seit der Todesnachricht keinen Brief mehr aus Erfurt gehabt, keine Zeile von Dunker, was mich wundert und mich für seine Gesundheit besorgt macht.

Gestern bekam ich einen ungemein lieben Brief von Goethe, den er mit den Wahlverwandtschaften einem Fremden mitgegeben. Dieser Fremde aus Leipzig ist aber mit seiner Frau in Nizza liegen geblieben und schickte mir den Brief durch die Post. Das Buch habe er Torlonia*) mitgegeben. Der ist auch wirklich gestern abend hier angekommen und morgen werde ich mir das Buch holen lassen, auf das ich begierig bin. Goethe schreibt sehr lieb und freundschaftlich. Auch von Frau v. Staël hatte ich gestern einen lieben Brief. Sie bedauert, daß sie nichts Gedrucktes von mir kenne, „pour dire dans mon ouvrage sur l'Allemagne de Vous la moitié de ce que je pense". Ach, da kann sie lange warten. Sie schreibt, Du habest ihr aus Livland geschrieben. Die Geographie dieser Länder scheint nicht klar zu sein.

*) Vgl. S. 101.

Ich habe mich die letzte Zeit her noch eingezogener für Gesellschaften gehalten, wegen meiner Trauer. Du hast mir niemals mehr etwas von Kunths sehr krankem Kinde geschrieben, ich hoffe doch, es ist durchgekommen. Es ist mir immer so kurios, wenn Werner*), den ich jetzt so oft sehe, so breit von seinem verehrten Freunde, dem Staatsrat Kunth spricht. Werner ist interessant, aber bizarr. Man muß viel gewohnt werden. Ihn, den jungen Schlosser**), einen Franzosen, Monsieur de Cassé, und Madame Degérando sind die Menschen, die ich am meisten sehe. Schlosser ist wohl der liebenswürdigste, so eine frische, jugendlich volle Natur. Cassé ist artig, fein und hat eine besondere Freude, abends ein paar Stunden bei mir zu sein. Die Degérando ist wirklich sehr gut und versichert, ich sei ihr einziger Trost in Rom. Als ob man in Rom einen Trost brauchte! Es ist eigen mit den Menschen. Wenn aber nur jeder in seiner Art ist, was er sein kann, so wird man eigentlich mit allen fertig. Das Herausgreifen aus seiner eigenen Natur ist peinigend, denn es ist, ach, nur ein Greifen ins Blaue — und manchmal ins Graue!

Die Templeschen Kinder sind recht rührend, denn sie sind so zutraulich und lieb, als wenn sie meine eigenen wären, und wo sie mich sehen, springen sie mir in die Arme. Alle Sonntag sind sie den ganzen Tag bei mir und Mittwoch sind unsre beiden Kleinen bei ihnen. Caroline liest eben die letzten Verse in der Iliade mit Amati. Akerblad meint, sie sollte dann den Anakreon lesen. Ich denke, man läßt sie ein nicht schweres Trauerspiel vom Euripides anfangen.

Meine allerherzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahr, mein bestes, liebstes Wesen. Erhalte mir Deine Liebe und Güte. Ich schließe für heute und umarme Dich. Wenn Du es erlaubst und

*) Vgl. S. 82.

**) Goethes Neffen.

billigſt, ſo wollen wir Rauch bei dieſer Gelegenheit im Sündenbuch ſtreichen, und ich will ihm noch 50 Skudi ſchenken, damit, wenn er nun ſeine eigene kleine Wirtſchaft anfängt, er es wenigſtens ohne Schulden tue.

150. Humboldt an Caroline

Rudolſtadt, 31. Dezember 1809

Ich mache gerade wieder meine vorjährige Reiſe, liebe Li, denn auch voriges Jahr war ich an dieſem Tage hier und reiſte, wie ich auch morgen will, am Neujahrstage ab. Die Fürſtin*) bleibt ſich in ihrer Zuneigung zu uns durchaus gleich, ſpricht unaufhörlich von Dir, freut ſich unglaublich, Dich im Frühjahr zu ſehen, und iſt auch gegen mich äußerſt liebenswürdig. Ich fuhr vorgeſtern zu Schlitten hierher, es hatte die Tage vorher ſtark geſchneit, aber wenig gefroren, ſo daß die Kälte ſehr mäßig war. Die Winterlandſchaft, die wilden, ganz beſchneiten Berge bei Kranichfeld und Rudolſtadt, und die Wälder, wo jeder Aſt, ſoviel er tragen konnte, mit Schnee belaſtet war, haben mir ordentlich Freude gemacht. Ich war kaum einige Minuten angekommen, ſo ließ mich der urs**), der immerfort ſehr human gegen mich iſt, zum Tee einladen, wo die Fürſtin auch ſei. Sie war wirklich ſehr gut und herzlich, und ſehr erfreut, von mir ausführliche Nachrichten über ihre Schweſter***) in Berlin zu bekommen. Den Abend nahm ſie mich in ihrem Wagen mit aufs Schloß, und ſeitdem bin ich immer von mittag an dort. Am Abend eſſen die Hofgeſichter nicht mit und es iſt dann bei weitem angenehmer. Auch jetzt beſtätige ich mir, beim Wiederſehen der Fürſtin, daß ſie wirklich in jeder Rück-

*) Vgl. S. 43.

**) Caroline v. Wolzogens erſter Gatte v. Beulwitz.

***) Vgl. S. 135.

ſicht trefflich iſt. Wahrer Geiſt und ſehr viel Selbſtändigkeit bei einer ſich immer gleichbleibenden Güte.

. . . Ich gehe morgen nach Weimar, aber über Jena, weil es jetzt doch gut iſt, den Univerſitäten nicht vorbeizureiſen, und weil ich auch gern auf dieſer Reiſe die ehemaligen Erinnerungen ſammele. Wir waren doch auch in Jena ſehr glücklich miteinander. Ach! wo war ich es nicht mit Dir! — Ich habe gewiß noch einmal ſoviel Verſtand, wenn Du wieder bei mir biſt. Jetzt geht er mir manchmal recht aus. Aber blaß und mager bin ich doch wirklich nicht. Ich habe ſogar mehr Haare, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß ich Eroberungen machen könnte, obgleich ſich auch davon ein Wort ſagen ließe, ſo ſehe ich ganz honnet und appetitlich aus. Ich habe hier vielmehr Verwunderung erregt, und die Fürſtin und chère mère*) haben mir beide geſagt, daß ich nie ſo wohl von Farbe und ſonſt geweſen wäre. Alſo ſei nicht um mich in Sorge, liebe Seele. Ewig Dein H.

151. Caroline an Humboldt

Rom, 3. Januar 1810

Du wirſt, geliebter teurer Wilhelm, aus meinen vorigen Briefen geſehen haben, wie ich an Dich gedacht und Dich um die Winterreiſe beklagt habe, und wie ich auch an Auleben und unſer einſames Leben dort gedacht habe. Meine liebe Seele, Du haſt ja fürchterlich gearbeitet die letzten Tage in Königsberg — ich begreife das wohl und ſah es gleich voraus, wie die Todesnachricht kam. Ich habe auch ſeitdem gar keine Nachricht von Erfurt, was mich ausnehmend wundert. Wenn nur mit Dunkern**)

*) Vgl. S. 43. — **) Vgl. S. 16.

nichts vorgefallen ist, doch dächte ich, gerade auf den Fall würde wenigstens Zimmermann*) mir geschrieben haben, sie müßten denn von der Idee geleitet gewesen sein, daß ich in solcher Entfernung doch nichts helfen könne. Ich bin begierig, ob und welche Arrangements Du mit dem Lehnsvetter wirst haben machen können. Ich glaube, er hat ein sehr gewagtes Spiel gespielt, denn hätte Papa noch ein Jahr gelebt, so ist wohl sehr wahrscheinlich, daß der code Napoléon, der alle Lehnsanwartschaften ausschließt, in jenen Gegenden auch eingeführt gewesen wäre. Es ist nicht glaublich, daß der Possess in Thalebra oder Auleben früher durch den Lehnsvetter, als durch uns ergriffen worden sei.

Über Deine Dienstverhältnisse in Deutschland, liebster Wilhelm, habe ich Dir letztens schon geschrieben. Ich will nur, was Du willst. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber ich glaube beinah, Du wirst, wenn Änderungen in Berlin vorfallen, Minister werden.

Hier scheint es entschieden, daß die Kaiserin Josephine künftig residieren wird. Auch trägt man sich mit anderen Nachrichten, die ich aber nicht assekurieren will. Allein das Gerücht ist generell, es werde der König von Neapel Gran Vicario dell Italia werden und künftig großenteils hier residieren. In kurzem muß sich das wohl auch aufklären. Was Du tun wirst, meine liebe Seele, wird mir immer recht sein.

Gestern war ich auf Pietro in Montorio. Welche Aussicht da war, welche herrliche Klarheit in den Fernen, vermag ich Dir nicht zu sagen. Es rührte mich bis zu Tränen, daß die Erde so schön ist und mit dem Himmel verschmilzt. Das Wetter fährt fort, himmlisch zu sein. Wenn ich die Augen aufschlage, so erblicke ich zuerst St. Peter im Sonnenglanz. Wie ein Gebild aus Himmelshöhe auf die Erde zum Trost und Erhebung der Menschheit gesendet kommt es mir vor. Das macht einen für den ganzen Tag

*) Kammerdiener des Herrn v. Dacheröden.

heiter. Ich fange an sehr viel mit Werner*) umzugehn, er ist allerdings interessant, aber eckig und bizarr. Außerdem ist der junge Schlosser**) mir bei weitem der Liebste von allen den jungen Leuten, die zu mir kommen. Das ist wirklich eine liebenswürdige, reine Natur, die zugleich Tiefe und Lieblichkeit hat. Ein echter Deutscher.

Lebe wohl, mein goldenes Herz. Ach! wo bist Du?

152. Humboldt an Caroline

Weimar, 3. Januar 1810

Das neue Jahr fängt für mich sehr freundlich an, liebe Li. Ich bin bei Goethe im Haus, und Caroline***) ist gerade vorgestern angekommen. Ich hätte viel entbehrt, wenn sie nicht hier gewesen wäre. Über viele Dinge kann ich doch nur mit ihr vertraulich reden, und Goethe selbst ist auch lebhafter und interessanter, wenn man ihn nicht zu lange hintereinander sieht. Sonst ermüdet er leicht.

Wolzogen ist, wie Du weißt, tot. Er starb, ich denke, am 17. Dezember in Wiesbaden. Ich liebe Carolinen sehr, aber darin kann ich sie nicht billigen. Sie spricht von seinem Tode mit einer Ruhe, daß mir der Gedanke furchtbar ist, daß ich hätte eine Frau heiraten können, die das von mir täte, und doch, weißt Du, bin ich nicht eben der, der verlangt, daß man weder lebend noch tot viel auf ihn gibt, so dankbar ich es erkenne und so tief es mich rührt, wenn man es tut. Sein Übel schon war fürchterlich ... Die Ärzte haben sich darüber bis in sein Grab hinein gestritten. Das alles hab ich sie gestern mit großen Details,

*) Vgl. S. 60. — **) Vgl. S. 146. — ***) v. Wolzogen.

wie man es bei einem Fremden könnte, vor mehreren Menschen erzählen hören, und heute war sie, wie immer, sehr liebenswürdig, aber heiter, voller Projekte. Freilich lebte er die letzten vier Wochen in einer so ruhigen Todeserwartung, daß auch das das Furchtbare mildern mußte, was die Katastrophe immer hat. Indes bleibt es doch wunderbar und nicht liebenswürdig.

Wo man mit Carolinen ist, lebt man auch in Entwürfen und vor allem in Reiseplänen, und so, liebes Herz, haben wir auch neue gemacht. Ich habe ihr nur im ganzen von der Möglichkeit erzählt, daß ich meinen Abschied nehmen könnte, sie ist nun zwar sehr dafür, daß man nach außen wirkt, sich umtreibt und herrscht, und hat mir, um zu beweisen, daß ich dazu bestimmt sei, ein Schillersches Diktum zitiert: „Wer immer lachen kann, beherrscht die Welt". Aber doch haben wir auf mein Abschiednehmen eventuell eine Verabredung gebaut. Komme ich außer Dienst vor Ostern, so reise ich mit Carolinen zurück nach Italien. Wir gehen über Coppet, kommen zu Dir nach Rom, und wir gehen dann zusammen nach Neapel, wenn wir Dich nicht schon da finden. Es ist ein himmlischer Plan, der freilich schwer in Erfüllung gehn wird.

Goethe ist äußerst liebevoll mit mir. Er grüßt Dich herzlich. Er hat Dir seinen neusten Roman: „Die Wahlverwandtschaften" durch einen Reisenden geschickt, und war sehr liebenswürdig, wie er davon sprach. Man sah ihm an, daß ihm daran gelegen hat, Dir eine Freude zu machen und den Roman von Dir gelesen zu wissen. Er hielt es selbst für möglich, daß er Dir nicht zukäme, allein schon der Versuch war ihm wichtig. Er hat auch lange über Deine Beschreibung der spanischen Bilder gesprochen. Er nennt es nie anders wie einen Schatz und die der Raffaelschen ein wahres Meisterstück, und das sind sie auch. Er sagt, er habe nie Beschreibungen gesehen, die einem so alles geben, das Bild zu beurteilen, und wieder nur das, was dazu nötig ist. Die der Madonna del

Pez hat ihn vor allem erfreut. Er hat nun auch die Farben daraus kennen gelernt, und ihre Wahl paßt in seine Theorie. So siehst Du, mein holdes, was Du für ein prächtiges Kind bist. Ich sage es ja immer, aber Du willst mir so oft nur nicht glauben. Es ist aber doch so, einzig in aller Art, und daß Du dabei doch so mit mir zufrieden bist und mich so liebst, das ist rührend und entzückend zugleich.

Du mußt verzeihen, meine einzig teure Li, daß ich heute nicht weiter schreiben kann. Goethe brachte mir Haarbauer*) herein, dann mußte ich mich anziehen, um nach Hofe zu gehn, wo ich gegessen habe. Alle haben nach Dir gefragt und freun sich, Dich wiederzusehn im Frühjahr. Dann war ich eine Stunde bei Carolinen, die ich wegen Goethe, weil er nicht ausgeht, nur wenig sehen kann. Ich habe Dir viel von ihr zu sagen. Es ist eine einzige Person.

Umarme die Kinder. Ewig Dein H.

153. Humboldt an Caroline

Erfurt, 7. Januar 1810

Ich bin wieder hier, liebe Li, und alle Wäsche und das Silber sind schon in meiner Gegenwart von Dunker, mit dem es besser geht, und Zimmermann eingepackt.

Ehe ich Dir aber von diesen häuslichen Arrangements rede, muß ich Dir noch von Weimar und Carolinen erzählen. Ich bin gestern mittag hierher zurückgekommen und habe vorher noch bei ihr gefrühstückt. Mein Leben war nämlich immer so, daß ich bei

*) Jos. Haarbauer, junger Mediziner, Freund Schillers in Jena, 1805 Direktor des Medizinalkollegiums in Fulda, war auf dem Wege nach Petersburg am 3. Januar 1810 bei Goethe.

Goethen wohnte, um 8 Uhr zu Carolinen ging, da bis 11 Uhr blieb, dann meist mit Goethen spazieren ging und bei ihm bis 5 Uhr blieb, dann wieder bei Carolinen Tee trank und mit Goethe meinen Tag endete. Caroline ist unendlich lieb und gut und vertraulich mit mir gewesen. Es hat sie wirklich tief geschmerzt, daß ich schon so bald Weimar verlassen mußte. Die Arme ist verliebt, und das sehr heftig. Der Geliebte ist aber viel jünger als sie. Er soll sehr hübsch und sehr geistreich sein und, wie sich von selbst versteht, sehr verliebt. Er singt auch hübsch zur Gitarre. Sie hat sehr hübsche Verse an ihn gemacht. Es ist mir sehr merkwürdig gewesen, sie in dieser Stimmung zu sehen, sie ist noch sehr wie ehemals und oft sehr heftig von Sehnsucht bewegt. Auch spricht sich dies Gefühl noch immer in ihr mit großer Natürlichkeit und Zartheit zugleich aus. Ich habe sie sehr ermahnt, nur nicht wieder zu heiraten, und sie hat es heilig versprochen. Es wäre wirklich auch eine große Torheit. Du glaubst nicht, oder es wird Dir nun fremd geworden sein, wie naiv man über alle diese Dinge mit ihr sprechen kann. So habe ich ihr geradezu gesagt, daß ich sie für sehr fähig hielte, gleich wieder unbeständig zu sein und einen anderen zu lieben, und sie hat es selbst eingestanden und mir erzählt, daß auch der Geliebte das meint.

Es ist eigentlich wohl wahr, daß die Liebe nicht von der Willkür abhängen kann, noch muß, es ist sogar das Schönste an ihr, wenn man, indem man sich immerfort geliebt fühlt, klar und tief weiß, daß der geliebte Gegenstand, wenn er einen ihm mehr geeigneten fände, ihn frei und ungehindert lieben würde; aber es gibt denn doch so treue und sichere Gemüter, daß sich — möchte ich sagen — die Liebe nur dann in ihnen klar und stark ausspricht, wenn sie durch eine eigene Art wunderbarer Inspiration gewiß sind, ihrem Charakter getreu bleiben zu können. So bist Du recht, mein einzig teures Herz, etwas Treueres und Unwandelbareres als Dich

gibt es nicht auf Erden. Caroline ist aber auf eine sehr eigene und doch liebenswürdige und gar nicht das Gefühl beleidigende Art das gerade Gegenteil. Sie lebt mehr in der Phantasie als dem Gefühl, die Eindrücke verklingen eher, sie ist eines tiefen Schmerzes nur momentan fähig. Man kann ihr um dieses allen willen nicht übelwollen.

Es ist unglaublich, wie sehr ich immer denselben Unterschied, den ich schon bei meiner ersten Bekanntschaft unter Euch fand, noch jetzt bestätigt sehe. Du wirst immer unglaublich mehr, ja mehr sein, als sie nur fassen und begreifen kann. Denn daß Du bei dieser himmlischen Treue, bei diesem einfachen Beschränken auf den häuslichen Kreis, bei dieser Liebe und dieser Lust an dem Beschäftigen mit den Kleinen, ja an ihrem Warten und Stillen die unbeschränkteste Ansicht, den höchsten und freiesten Schwung des Geistes und der Phantasie, ja die vollkommene Freiheit des Herzens bewahrest, das muß ihr verborgen oder wenigstens die Möglichkeit davon muß ihr rätselhaft bleiben. Wie sie ist, ist sie sehr eigen, allein das Höchste, was man bei einer Frau empfindet, gibt sie nicht.

Sehr gerührt hat mich wieder in einem Deiner letzten Briefe, daß Du sogar in Königsberg mit mir wohnen wolltest. Du himmlisch gutes, geliebtes Wesen! Ich werde es der Motherby*) schreiben; es kränkte sie manchmal, selbst für den Ort, an dem sie nun einmal immer lebt, wenn ich sagte, daß ich Dir nie zumuten würde, dahin zu kommen, sondern eher meinen Abschied nähme. Ich habe Briefe von ihrem Mann und ihr in Weimar gefunden. Sie tut mir leid, sie hat mein Weggehen sehr gefühlt. Es geht mir sehr eigen, daß ich jetzt immer mit Frauen umgehe, die mir von ihren Neigungen sprechen. Du siehst, liebes Kind, daß wir einmal bestimmt sind, alles von den Menschen zu erfahren.

*) Vgl. S. 239.

Da Caroline und ich wieder so fast alle Menschen, mit denen wir gelebt haben, durchgegangen sind, so haben wir gefunden, daß wir unsern Kindern ein Manuskript über das innere Sein der wichtigsten hinterlassen sollten. Das Werk soll den Namen: Gestalten bekommen, und wir wollen sehen, ob wir schon jetzt daran arbeiten können. Du solltest auch daran denken, liebe Li. Weder Carolinens noch meine Schilderungen würden so das Vertrauen der Wahrheit einflößen. Du siehst so rein und stellst wieder so natürlich dar. Man brauchte sehr oft nur Deine Briefe abzuschreiben.

Über Schiller hat mich Caroline wirklich sehr angeregt, etwas und für den Druck zu machen. Es soll sein Nachlaß, Pläne und Szenen von Stücken herausgegeben werden, und Caroline wünschte, daß auf dem Titel Goethe, ich und Körner als Herausgeber genannt würden. Dann sollte jeder auch etwas über ihn sagen. Da wir sehr verschiedene Naturen sind und Schillern auch ganz verschieden gesehen und gekannt haben, so war die Idee wirklich hübsch. Aber Goethe scheint keine Lust zu haben. Er hält es überhaupt für sehr schwierig, was es freilich auch ist, und will es ganz auf mich schieben. Ich werde sehen, ob ich etwas zustande bringe.

In Berlin scheinen schon mit dem neuen Jahr die Krisen angegangen zu sein, was mir lieb ist, weil sich so unser Schicksal eher entscheiden kann. Nicolovius*), der mir sehr zugetan ist, schreibt mir unterm 2. Januar: „Ich erwarte Sie mit ungeduldiger Sehnsucht und mit einiger Ängstlichkeit über die Gesinnung, die Sie mitbringen werden. Man will Sie zum Minister des Innern und diesen**) zum geistlichen Minister machen. Ich habe guten Grund, Sie zu bitten, dies nicht für leeres Geschwätz zu halten. Mir ist in mehr als einer Beziehung dabei schwül zumute.

*) Vgl. S. 145. — **) Graf Dohna.

Welches Schickſal würden die Unterrichtsſektionen und die wiſſenſchaftliche Deputation haben? welches gegenſeitige Verhältnis Wolf und Süvern*)?" uſſ.

Das letzte bezieht ſich darauf, daß Wolf und Süvern einige Eiferſucht aufeinander haben. Ich nämlich habe die Leute immer bloß nach ihrem Talent geſtellt, ohne auf die gegenſeitige Unverträglichkeit zu ſehen. Ich verlaſſe mich auf mich, daß ich ſie zu führen verſtehen werde, und bis jetzt gelingt es mir. Du ſiehſt aber, daß ich es ſo arg gemacht habe, daß man nun auch verzweifelt, wenn ich abtrete.

Daß man übrigens den Plan dieſes Tauſches hat, iſt traurig, und noch mehr, daß ich ihn doch ſelbſt nicht mißbilligen kann. Denn man wählt mich nicht, weil man mir vorzügliche Kenntnis der dahin einſchlagenden Gegenſtände zutraute, ſondern weil man auf meinen Charakter, den Kopf, den man mir beimißt, das Vertrauen des Publikums und ein gewiſſes Geſchick, die Menſchen zu behandeln, rechnet. Die Stelle, die ich bekommen ſoll, wird nicht ſo gut durch mich beſetzt, als ſie es ſein ſollte, und die, welche ich verlaſſe, weniger gut, als ſie es war. Dennoch aber, wie die Sachen jetzt ſtehen, muß ich mich zum Annehmen entſchließen, wenn es ſo weit kommt. Denn wie es jetzt iſt, geht alles unter, ein anderer iſt nicht da, und wenn ich allen Willen und alle Kräfte daranſetze, was aber freilich ein großes Opfer iſt, ſo bin ich mir bewußt, daß ich mich dahin bringen kann, in wenigen Monaten die Sache gut zu führen. Indes wird nichts daraus werden. Der Finanzminiſter**) iſt gewiß dagegen und muß es ſein, und er iſt wichtiger, als die, die mich wollen. Alſo bin ich vor dieſem Plan nicht beſorgt.

---

*) Vgl. S. 146.

**) v. Altenſtein ſtand ſeit Steins Abdankung an der Spitze der Verwaltung.

Was ich aber vorausſehe, iſt, daß der jetzige Miniſter des Innern ſich nicht wird halten können und daß ich dann zugleich auch abtreten muß, und was ich dabei fürchte, iſt, daß ſich dies nicht jetzt vor Oſtern, wo wir uns noch über unſere Privatlage rein beſtimmen könnten, entſcheiden wird, ſondern erſt dann, wenn wir werden gezwungen geweſen ſein, uns doch einigermaßen einzurichten; das iſt unendlich fatal. Aber was ſoll ich tun? Jetzt gleich, weil ich die Notwendigkeit doch vorausſehe, meinen Abſchied nehmen? Ich kann es wirklich nicht. Es wäre, wie die Sachen einmal ſtehen, undankbar gegen den König, es ſchadete meinem Ruf. Es iſt mir ſo lieb, abweſend und alſo außer allem Verdacht des Intrigierens zu ſein. Alſo bleibt nichts übrig, als daß ich mich der Ungewißheit hingebe, und ich ſage Dir alles dies nur, damit Du mich darin entſchuldigſt, wenn wir wirklich das Unglück haben, mit einer Einrichtung, die nicht dauert, Geld wegzuwerfen, ſäheſt, daß ich es nicht zu ändern vermochte, und mir, wenn Du kannſt, einen Rat gibſt. Auch dafür vermiſſe ich Dich ſo ſehr.

Die vorige Nacht, nicht die letzte, war Niemeyer*) und Keferſtein**) bei mir. Sie reiſten zum Reichstag nach Kaſſel, und ich hatte ſie gebeten, bei mir zu bleiben. Sie haben oben geſchlafen, und Du haſt uns ein ſehr gutes Souper gegeben, holde Seele. Wie Niemeyer oben in die Stube trat, und ich ihm ſagte, es ſei Deine geweſen, ſagte er: „aus dieſer Stube mag ich manchen Brief bekommen haben"! Er gäbe ſich überhaupt gern das Anſehen, Dich gebildet zu haben. Über die Menſchen! Aber ich bin immer gern mit allen freundlich, die Dich ſehr preiſen.

Addio! Ewig Dein H.

*) Auguſt Hermann Niemeyer, 1754—1828, Theologe. Seit 1808 Mitglied der Reichsſtände des Königreichs Weſtfalen und Kanzler der Univerſität Halle. — **) Chriſtian Keferſtein, 1784—1869, Geognoſt.

154. Caroline an Humboldt

Rom, 13. Januar 1810

Ich fange wieder mit Nummer 1 an, da die 100 voll sind, mein teures Herz. Aber ich habe heute solche fatalen Nervenschmerzen in den Händen, daß ich nicht viel werde vor mich bringen können, denn sie hindern ungemein am Schreiben. Es ist wahrscheinlich Effekt von der Kälte, die ganz außerordentlich stark seit drei Tagen ist.

Ich habe gestern einen sehr glücklichen Tag durch Deine beiden Briefe gehabt. . . . Also ist es so amüsant, unter den Vasallen herumzureisen und Gnaden auszuteilen? Ach, wie bist Du lieb und immer, immer so hübsch aufgelegt, selbst in den Schrecknissen der Klopfgasse und zwischen dem Berg und dem Turm. Wie bist Du gut! Das ist einmal einzig in seiner Art!

Madame Degérando*) kam gestern in Eile zu mir und sagte mir, es stände im Moniteur, Du seist Minister geworden, und hatte eine größere Freude daran als ich, denn der Titel macht mich um nichts auf Erden froher. Aber insofern Deine Dienstverhältnisse dabei gewinnen, nehme auch ich einen recht herzlichen und freudigen Anteil daran, mein süßes Herz, und wünsche Dir innigst Glück. Ich mache aber doch noch die alte Adresse, bis Du es mir selbst schreibst. Il vaut mieux trop tard que trop tôt. So hast Du denn Deine Geschäfte in Thalebra schnell beendigt? Ich bewundre Dich wirklich und bin mit allem zufrieden, was Du machst.

Die Nachricht der Erhebung Lucians**) zum kaiserlichen Prinzen

*) Vgl. S. 220

**) Napoleon I. bot seinem Bruder die Kronen von Italien und Spanien unter der Bedingung an, daß er sich von seiner zweiten Gattin, der Witwe eines Wechselagenten Jouberthon, Alexandrine Laurence de Bleschamp, die er 1803 geheiratet hatte, trenne. Lucian aber wies dieses Ansinnen zurück, und erbitterte dadurch den Kaiser so, daß er mit den Seinen 1810 nach Nordamerika zu übersiedeln beschloß. Er wurde jedoch von englischen Kreuzern

von Geblüt macht große Sensation. Der Kurier, der die Nachricht brachte, kam an Torlonia*), der selbst nach Canino gegangen ist, die Depesche zu überbringen.

Man sagt, der Papst sei nach Rheims gereist.

Hast Du mir wohl Geld bestellt zu schicken bei Deiner Anwesenheit in Berlin? Verzeih, aber ich bin ein armes Kind, und für Dich ein teures und koste Dir viel.

Es verdrießt mich sehr, aber ich kann wirklich heute nicht mehr schreiben.

Addio anima mia!

155. Humboldt an Caroline

Erfurt, 15. Januar 1810

Es ist mir, teure Li, seit ich Königsberg verlassen habe, nicht möglich gewesen, Deine Briefe ordentlich zu beantworten. Ich will es aber jetzt nachholen. Ich habe seit Königsberg 15 Briefe von Dir bekommen, und es ist rührend, zu sehen, wie pünktlich und ordentlich Du Deinem armen Bill schreibst. Ach! Du fühlst sehr richtig, daß diese Briefe sein höchstes und einziges recht eigentliches Glück sind.

Alles, was Du mir über Lady Temple**) sagst, hat mich tief ergriffen. Der Ausdruck: damit sie bei guten Kindern läge, ist wunderbar rührend. Ich hätte ihn ihr nicht zugetraut, aber vorzüglich Engländerinnen, doch Ausländerinnen überhaupt, haben manchmal so eine Tiefe, die man nach ihrer übrigen Art zu sein nicht ahndet, Kräfte, die gewöhnlich gleichsam schlummern, aber

unterwegs aufgefangen und nach England gebracht, wo er bis 1814 als Kriegsgefangener lebte.

*) Vgl. S. 101. — **) Vgl. S. 92.

einzeln erwachen und sich dann zur Verwunderung äußern. Bei uns bleibt nicht leicht etwas so isoliert im Gemüt und spricht sich bald auch im ganzen mehr aus, und wo es das nicht tut, darf man auch sonst nicht viel voraussetzen. Du, liebes Wesen, hast Dich überaus lieb mit der Armen und ihren Kindern genommen, und Deine Schilderung ihrer Beerdigung hat mich innigst bewegt. Die armen Kinder so mit nichtssagenden Spielereien von Engeln und Flügeln um alles Süße und Wohltätige des Schmerzes zu bringen! Du hast sehr recht, daß es unendlich heiliger und besser ist, das Gefühl rein auswirken zu lassen. Es reinigt und bildet das Gemüt.

Über Goethes Roman*) soll mich Dein Urteil wundern. Ich bin nicht ganz so lobend, wie die andern. Allein Du mußt selbst urteilen.

. . . Alles Unglück kommt von den Männern her. Auch habe ich einen solchen Haß auf die Männer, versteht sich die verheirateten, daß Caroline noch neulich sich sehr damit amüsiert hat. Ich könnte manchmal selbst denken, daß es nur so eine gütige Täuschung der Liebe ist, wenn Du selbst, mein teures, liebes Kind, meinst, weniger glücklich ohne mich zu sein. Ein Mann troubliert doch immer, und man muß ohne ihn weit ruhiger und stiller sein.

Überhaupt ist die Ehe ein eigen Ding. Sie ist das Heiligste und Höchste und Süßeste, aber wie diese Dinge überhaupt, kann sie auch — ach! und beim besten Mann so leicht — das Leben bis in die innersten Gefühle hinein verbittern. Ein Mann läuft keine Gefahr, dadurch zu leiden, wenigstens ist es dann meistenteils seine Schuld. Aber die Frauen leiden unglaublich und müßten noch mehr leiden, wenn sie nicht fast durchgängig noch immer viel zu gut wären, um die Dinge in den natürlichen Farben zu sehen.

*) Die Wahlverwandtschaften. Vgl. S. 64.

Die Welt weiß das wenig. Aber wer darauf acht gibt, dem entgeht es nicht. Aber meine arme liebe kleine Li soll gewiß, wenigstens mit meiner Schuld nicht leiden. Mir ist es nur immer, als wenn die Männer so ganz unvermeidlich immer etwas anfingen, senza che eine Frau sich doch viel behaglicher findet. Lache mich immer ein wenig aus. Aber es ist mein wahrer und bitterer Ernst.

Es scheint, daß ich auch Chef des ganzen Medizinalwesens geworden bin, doch weiß ich es noch nicht. Nur wenden sich Ärzte, Chirurgen, Akkoucheurs bis hierher an mich und empfehlen sich meiner Huld. Diese neue Stelle würde meine Geschäfte sehr vermehren, und sie wäre schwierig, da das Medizinalwesen in höchst erbärmlichem Zustande ist und es an brauchbaren Menschen fehlt. Allein ich hätte es doch gern. Ich habe immer die Medizin geliebt, es vermehrt das Ansehen und die Klienten, und wenn man einmal in Geschäften lebt, ist das Herrschen doch gut. Ich selbst mache mir zwar so viel nicht daraus. Allein Caroline hat eine Passion darauf und reizt mich immer an, den Staat zu despotisieren, wie sie es nennt. Sie ist wirklich unbezahlbar, reisen, herrschen, lieben, alles soll man auf einmal.

Mit meinem Auge geht es besser, allein ganz geheilt ist es noch nicht. Aber Du hast die Augen so lieb, Du hast sie so oft geküßt, mein himmlisch teures Wesen, daß sie wohl ein wenig für Dich leiden können. Und sonst diktiere ich alles, und wesentlich schadet es ihm nicht, eher den Deinen, die schlechte Hand zu lesen. Der Motherby muß ich wirklich mit französischen Buchstaben schreiben, sie hat geradezu deklariert, die deutschen nicht lesen zu können. Aber Dir könnte ich es nicht. Recht herzlich läßt sich nur Deutsch schreiben.

Ewig mit gleicher Liebe Dein H.

156. Caroline an Humboldt

Rom, 17. Januar 1810

Allerteuerſtes Herz!

Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie ſehr mich Deine beiden letzten Briefe vom 16. und 20. Dezember erfreut haben, und wie ich mit Dir in Burgörner, Auleben und Erfurt unſre ſchöne Jugendzeit wieder gelebt habe. Ohne Dich, mein teurer Wilhelm, wären mir die Orte alle ſehr dunkel, mit Ausnahme Burgörners, wo Carls zarte Liebe und Wohlwollen einen lichten Schein über mein Leben verbreitete. Eigentlich war doch mein Leben ſehr leer und ennuyant. Es ſchaudert mich noch jetzt mannigmal, wenn ich an die nächſten heterogenen Geſtalten, namentlich Madame Deſſault*), denke. Das Bild**) war rein bizarr, Papa noch der beſte, aber doch ſo freudearm im Innern ſeiner Natur. Doch hätte ich ihn gar gern noch einmal wiedergeſehen.

Was Du mir bei Gelegenheit der Madame Kunth***) ſagſt, hat mich außerordentlich gerührt. Wirklich iſt das einzig in Dir, wie tief Du in die Eigentümlichkeit anderer Naturen, anderer Verhältniſſe einzugehn vermagſt. Ich ſehe jetzt viel den ehemaligen Mann†) und überzeuge mich mehr und mehr, daß er die Frau gewiß noch leidenſchaftlich liebt. Er ſagte mir letztens ein Sonett, das mich ſo ergriff, daß mir die Tränen in die Augen kamen. Er wurde dadurch ſo bewegt, daß er mit großer Heftigkeit ſagte: „Es iſt die Geſchichte meines Lebens."

Die Herz††) iſt alſo wieder in Berlin? Ich glaubte, ſie ſei in Rügen. Die Niemeyers!†††) Welche Geſtalten der Vorwelt führſt Du mir herauf! Die arme kleine Frau war niemals hübſch, nicht wie ſie 18 Jahr alt war, was kann ſie jetzt ſein. Er, dafür ſtehe

*) Vgl. S. 35. — **) Carolinens Bruder. — ***) Vgl. S. 82.

†) Zacharias Werner, vgl. S. 60. — ††) Vgl. S. 46. — †††) Vgl. S. 314.

ich, hält noch immer den Kopf ebenso gerade und predigt. Er hat mich mannigmal rasend ennuyiert, aber in dem erschrecklichen Ennui bei Papa war ich zu glücklich, wenn nur eine andere Gestalt als die alten Perrücken sich mannigmal blicken ließ. Ich bat einmal Niemeyer nach Tische, abends, wir aßen ja immer um 7 Uhr, mit mir spazieren zu gehn. Er tat es, ich konnte aber gar nicht begreifen, warum er sich so ängstigte und nach Hause trieb. Wir waren bloß, versteht sich, im Garten. Jahrelang nachher habe ich erst eingesehen, daß er gewiß für seine Predigertugend und seinen Ruf in Angst war, das ist mir immer sehr plaisant vorgekommen.

Adieu, geliebtes Herz.

157. Humboldt an Caroline

Weimar, 20. Januar 1810

Ich bin wieder zwei Tage hier gewesen, liebe Li, und habe diesmal bei Carolinen gewohnt aber Goethen immer einen vollen halben Tag bei ihm gesehen.

In Erfurt habe ich noch alles gehörig abgemacht. Das bare Geld und Münzkabinett habe ich bei mir, das Silber erhält, so eingepackt, daß es ohne Umpackung verschickt werden kann, der Pfarrer Reinhard, um es in ein feuerfestes Gewölbe, worüber er disponieren kann, zu stellen. Die Wäsche steht eingepackt und versiegelt in großen Kuffern im Hause, um auf jeden Wink von mir abgesandt zu werden. Dunker und Zimmermann haben jetzt nicht mehr zu tun, als die Bibliothek und die Akten einzupacken und an Dominikus*) zu übergeben, und die anderen unbedeutenden Sachen, Meublen,

*) Professor. Vgl. Bd. I, S. 236.

Porzellan uff., aus denen jedoch noch immer 6—800 Reichstaler herauskommen können, versteigern zu lassen.

Eine Hauptarbeit, die mich die letzten Tage anhaltend beschäftigt hat, ist gewesen, einen compte rendu für Dich zu machen, liebes Kind, damit Du siehst, daß ich Deine Sachen ordentlich und wenigstens so gut, als die Umstände es zuließen, verwaltet und angeordnet habe. Es ist ein ordentlicher Vermögenszustand, aus dem Du zugleich genau übersiehst, was ich mit jedem Artikel für Veranstaltungen getroffen. Ich werde in Berlin eine Abschrift auf fein Papier machen lassen und sie Dir schicken.

In Erfurt habe ich mich noch unendlich mit Dir beschäftigt, liebes Herz. Ich habe einen ganzen Kuffer von ungeheurer Größe von lauter Papieren des Sternbildes*) durchgekramt, um alle Deine Briefe, unendliche, herauszufinden, und habe sie alle bei mir. Sie gehen von 1780 an. In einigen heiße ich noch immer Herr v. Humboldt, bin aber immer gelobt. Du siehst, daß Du immer ein sehr gutes Kind gegen mich gewesen bist. Unter Papas Briefschaften habe ich Briefe von Dir, von 1774—1776 gefunden. Früher habe ich nicht hinaufkommen können. Doch ist der von 1774 so hübsch geschrieben, daß es frühere gegeben haben muß. Auch diese habe ich bei mir. Es muß kein Blatt des lieben Kindes verloren gehn. Nur unsere Briefe habe ich wieder nicht gefunden, und jetzt ist doch wirklich das ganze Haus durchgestört worden.

Hier in Weimar habe ich große Sachen mit und für Carolinen gemacht. Ich habe nämlich die Vormundschaft für Adolf**) übernommen. Mühe kann es mir für jetzt wenigstens und solange Caroline lebt, nicht viel machen. Es bleibt ein Nebenvormund für das Detail in Weimar.

*) Vgl. S. 319.

**) v. Wolzogen, Sohn Carolinens. Vgl. Bd. I, Einleitung.

Halle, 22. Januar 1810

Wie Caroline oft konfus ist, liebe Li, so hat sie mir auch die Posttage in Weimar falsch angegeben. Mein Brief hätte noch zwei Tage in Weimar liegen bleiben müssen, und ich habe ihn also lieber hierher mitgenommen. Nur mußt Du verzeihen, wenn Du jetzt vielleicht einen Posttag ohne Brief geblieben bist. Auf der Reise ist es fast unmöglich, so genau zu sein. In Berlin, weißt Du, versäume ich keinen Tag.

Die Reise ist mir recht gut bekommen, und meinem Auge ist so gut als nichts mehr anzusehen. Du glaubst nicht, wie lieb Goethe mit mir, auch mit meinem kleinen Übel gewesen ist. Ich mußte alle halbe Stunden etwas ins Auge träufeln. Goethe hat das nun immer selbst und mit einer Sorgfalt getan, von der Du keinen Begriff hast. Er ist noch nie gegen Dich (denn er hat unendlich oft von Dir gesprochen) und mich so lieb gewesen. Die Zeichnungen der Basreliefs und der Kinder haben ihn sehr gefreut. Er hat sie sich durchzeichnen lassen. Dein Bild hat in Weimar außerordentliches Glück gemacht, was mich sehr gefreut hat. Ich zeige es in der Regel nicht, weil es zu alt und viel weniger hübsch ist, als Du bist. Aber Caroline wünschte es zu sehen und hat sich so unendlich daran gefreut, daß Du uns nicht von der Seite gekommen bist. Wir haben Dich auch in die Eßstube mitgenommen, um Dich in keiner Zeit zu entbehren, und das gute Kind hat mit uns Tee getrunken und gegessen. Ach! mit unendlicher Rührung haben wir Dich angesehen und geküßt und die Sehnsucht, die auch Caroline sehr nach Dir hat, getäuscht. Du liebes, einzig schönes Wesen!

Die vorige Nacht war ich in der Schulpforta bei Ilgens*). Du wirst mich sehr mild finden, daß ich einen ganzen Tag lang-

*) Karl David Ilgen, 1764—1834, Philolog und Schulmann, war 1794 Professor der orientalischen Sprachen in Weimar und seit 1802 Rektor von Schulpforta.

ſamer reiſe, um bei Ilgens einen Nachmittag und Nacht zuzubringen. Aber das Unglück der Trennung macht auch milder, und die kleine Ilgen iſt ein ſehr gutes Geſchöpf, die uns mit Leib und Seele anhängt. Er iſt, wie immer, aber unter der harten Rinde auch gut und herzlich. Sie iſt noch recht hübſch. Aber die Arme gefällt ſich nicht da. Es iſt ihr zu klöſterlich und melancholiſch in der Pforta. Stell Dir nur vor, ſechs Wochen lang im Winter kommt nie ein Sonnenſtrahl in dieſen Bezirk, weil die Sonne nicht über den Berg kann. Man ſieht nur ihren Schein an den Bergen in der Ferne gegenüber, und ſechs Wochen im Sommer iſt ebenſo der Mond gebannt. Welches Land! Dann aber ſieht die Arme in der Stube, wo ſie wohnt, immer zehn Schritt vor ſich das Waſſer, in dem ihre Tochter ertrank. Es iſt ein Arm der Saale, ſchmal wie ein Kanal. Die Mädchen, die Tochter und eine Verwandte gingen nur über den Hof in ein anderes Haus. Da fielen ſie hinein. Der Vater, Ilgen, geht auf den Lärm nach, fällt aber ſelbſt hinein, wird gerettet, aber vor Schreck und Kälte ſehr krank zu Hauſe gebracht. Indem die unglückliche Mutter noch mit dem Mann beſchäftigt iſt, bringt man die tote Tochter. Sie lag keine halbe Stunde im Waſſer, und die Ilgen meint, bei geſchickterer Hilfe ſei ſie zu retten geweſen. So blieb ſie. Und das Waſſer hat nun die Arme immer vor Augen.

Ilgens äußere Lage iſt übrigens ordentlich glänzend. Sie bitten Dich ſehr, doch auch eine Nacht bei ihnen zu bleiben, und wenn es Dir ſonſt nichts verſchlägt, ſo rate ich Dir dazu. Du machſt der armen Frau auch ſehr große Freude. Sie war ſchon über mich ganz außer ſich.

Meine Briefe haben mir über die Angelegenheiten in Berlin nicht mehr geſagt. Aber eine Privatnachricht, die ſehr gut iſt. Durch ein eigenes Dekret iſt der Sequeſter im Herzogtum Warſchau namentlich für mich und Alexander aufgehoben und zwar für alle

Kapitalien, die wir dort haben. Das ist offenbar Alexanders Werk, und diese Auszeichnung wird wieder viel Neid machen. Wenn ich überhaupt nicht mehr werde, sehe ich kaum, wie ich mich werde auf meinen Posten halten können. Allein ich werde alles dazu tun, seit ich weiß, daß Du es auch für besser hältst. Mit dem Vermögen stehen wir also jetzt nicht schlecht, und Du wirst gestehen, liebe Seele, daß Alexander und ich auch die irdischen Dinge wohl zu drehen wissen. Verlaß Dich nur auch ferner auf uns.

Von inniger Seele, mit ewig gleicher Liebe Dein H.

158. Caroline an Humboldt

Rom, 27. Januar 1810

Geliebter, teurer Wilhelm!

Deine beiden Briefe vom 31. Dezember und 3. Januar aus Rudolstadt und Weimar habe ich eben bekommen und danke Dir aufs herzlichste dafür. Deine Briefe sind so lebendig und setzen mich ganz in Deine Lage und Deine jetzigen Verhältnisse.

Du bist sehr lieb mit Deinem Rechnunghalten, ach, Du bist es mit allem, und es freut mich, daß Du von selbst weißt, daß es mir nicht wohl sein könnte, wenn wir nicht gemeinschaftliche Rechnung hielten. Meine gute, liebe Seele! So treu und sorgsam hast Du mich so viele Jahre ernährt und gepflegt, ich kann nie ohne Rührung daran denken. Ich habe es auch wohl gemerkt, daß Du vorig Jahr in Sorgen um mich warest, wie es mit Deinem Vermögen so unvorteilhaft stand, ich habe nur nicht davon reden wollen, da wir einmal nicht zusammen waren, um Dir nicht das

Herz schwer zu machen. Mit der Wäsche und den Betten hast Du es sehr ordentlich gemacht.

Die Schönheit des Museums*) mache ich Dir nicht streitig, im Gegenteil, ich habe meinen großen Spaß daran. Ich habe wegen des Basreliefs der sogenannten Parzen, das ein wahrer Edelstein in jeder Sammlung wäre, an Alexander nach Paris geschrieben und ihm die Zeichnung geschickt und ihn gebeten, mit Visconti**) dort darüber zu sprechen und zu erfahren, was er meint und was wohl das Instrument sei, das die mittlere Figur in der Hand hält. Denn darauf kommt eigentlich alles an, und es ist gewiß das entscheidend, ob es die Parzen oder ob es Minerva ist, die den Frauen die Arbeit lehrt und selbst dabei die Spindel hält. G[?] sagt, es seien die Parzen, weil die Spindel, die man sieht, noch leer ist, und die Parze daher das Leben zu spinnen anfängt. Du hast ja die Zeichnung, zeige sie doch einmal Hirt***).

Der Hedemann†) interessiert mich sehr, da er Dir so wohl will. Er sollte sich deshalb eigentlich gewiß in Caroline verlieben, denn sie ist Dir doch in vielem sehr ähnlich, sogar oft im treffenden Witz.

Es freut mich, daß Du Jena wiedergesehen hast. Ach, denke ja nicht, daß ich mich da ennuyiert, wie schön im Gegenteil waren meist die Abende mit Schiller und wie süß das stille, häusliche Leben mit Li und Wilhelm. Ach, wäre er da, der unvergeßlich liebe Junge! Wie lieblich wäre er gewiß jetzt!

Unendlich, ganz unendlich freut es mich, daß Du versicherst, so wohl auszusehen, es ist gut, daß Du mehr Haar hast. Ich freue

---

*) Die Kunstwerke, die Humboldts in Rom erwarben, jetzt in Tegel befindlich.

**) Vgl. S. 117.

***) Archäolog und Kunsthistoriker in Berlin, geb. 1759, † 1836.

†) Vgl. S. 239.

mich sehr, mein Engel, wenn Du Eroberungen machst, ernstlich, es amüsiert mich, laß die Schönen nur nicht zu sehr schmachten. Es tut mir leid, daß Du nicht gut ißest, iß nur gesunde Sachen. Der arme Papa! Ich könnte darüber weinen, daß er es in den letzten Monaten nicht einmal gut gehabt hat. Seine Wirtschaft war eine kurioſe Sache, er hatte eine unique Manier, viel Geld ohne Genuß auszugeben.

Wolzogens Tod habe ich durch Dich zuerst erfahren. Aus zwei Briefen Carolinens sollte ich beinah glauben, daß sie ein neues Attachement hat. Goethen habe ich recht aus dem Grunde meines Herzens geschrieben, seinen Roman habe ich noch nicht bekommen. Daß Goethe mir gut ist, freut mich unendlich.

Adieu, Herz! Tausend, tausend Küsse.

159. Humboldt an Caroline

Berlin, 27. Januar 1810

Endlich, liebe Li, bin ich wieder hier und vollkommen wohl und gesund. Ich habe mich auf der Rückreise sehr geschont und alle Nächte geschlafen. Gestern früh kam ich von Potsdam hier an. Ich habe aber schon eine Menge Menschen gesehen, und zu meinem größten Wunder finden alle, daß ich viel gesünder aussehe. Kohlrausch*) findet die Veränderung so auffallend, daß er jeden Tag davon spricht.

Wie beschäftigt ich aber bin, wie ich wirklich keinen Augenblick Zeit für mich habe, davon hast Du keinen Begriff. Von 7 Uhr bis 3 Uhr heute früh ist meine Stube auch nicht einen einzigen Augenblick leer geworden, und der Tisch ist so voll von noch uner-

*) Vgl. S. 2.

brochenen Sachen, daß ich kaum für das Blatt, auf dem ich schreibe, Platz habe. Ängstige Dich aber darüber ja nicht. Wenn jemand schnell und leicht mit seiner Arbeit zustande zu kommen versteht, bin ich es. Ich gehe dabei immer sehr viel aus.

Daß mir der König während meiner Abwesenheit den neu gestifteten Orden gegeben hat, weißt Du vielleicht schon durch Zeitungen, sowie, daß ihn auch Alexander bekommen hat. Es ist nämlich eine zweite und dritte Klasse des Roten Adlerordens neu errichtet worden. Die zweite hat niemand bekommen, die dritte ungefähr 50 Menschen, die 4 Minister, einige (nicht alle) Geheime Staatsräte und sonst von allen Ständen, Gelehrte, selbst Iffland. Die Wahl der Menschen ist im ganzen gut, nur ist es wunderbar genug, daß die Minister nun die dritte Klasse haben, da einige Geheime Staatsräte und Gesandten schon länger den großen Roten Adlerorden, also die erste Klasse tragen. Da es einmal jetzt diese neue Auszeichnung gibt, war es freilich besser, sie zu haben, als übergangen zu sein, und insofern hat es mich gefreut, sie bekommen zu haben. Außerdem hat sich in meinen Dienstverhältnissen das verändert, daß ich zugleich Chef der Medizinalsektion geworden bin. Es bringt mir keinen Pfennig mehr ein und macht freilich viel Arbeit mehr, allein ich habe, wenn ich einmal diene, lieber mehr, als weniger Einfluß, und wir haben ja immer mit Ärzten zu tun gehabt. Du begreifst aber, daß bei der sonderbaren Vereinigung von Departements, die sich bei mir befindet, es nicht an Leuten fehlt, die mich auf alle Weise überlaufen, und ich habe den großen Grundsatz, ohne die dringendste Not nie abzuweisen.

Über meinem Schreibtisch hängt eine kleine Landschaft von Burgörner, wo der Kirchberg die Hauptrolle spielt, aber auch die Pappelallee zu sehen ist. Von der Pappelallee sahst Du mir nach, als ich nach dem ersten Besuch in Burgörner von Dir ritt. Du schriebst es mir nach Göttingen. Du warst schon da so gut und

so lieb. Aber ich war Dir auch sehr gut und sehr uneigennützig gut. Denn ich glaubte gewiß, daß Du einmal Carl*) heiraten würdest. Ich werde doch die Verbindung immer lieb haben. Sie hat meine Gefühle offenbar gehoben und gereinigt und mich doch eigentlich nicht beschränkt. Mit vollkommener Freiheit, selbst darüber in mir manchmal zu spotten, blieb mir doch das Gute und wirklich Tiefe darin gleich heilig, und es ist immer die erste Veranlassung gewesen, in der sich etwas besseres in mir selbst erschlossen hat. Nur freilich wurde ich den Schwestern**) gleich sehr untreu, als ich Dich kennen lernte.

In den großen Dingen hier ist ziemlich alles beim alten, und ich glaube nicht, daß eine Ministerveränderung oder Vermehrung für jetzt vor sich gehn wird. Meine Lage bleibt daher gleich ungewiß, da ich doch nie glaube, daß sich Dohna ewig hält, und ich dann, wenn ich nicht selbst Minister würde, bestimmt ginge. Aber, liebe Seele, jetzt den Abschied nehmen, tue ich gewiß nicht. Verlaß Dich darauf. Dein neulicher Brief hat mich darin vollkommen fest gemacht. Ich bleibe jetzt, solange Dohna bleibt. Ewig wird es nicht dauern, dann können wir nach Rom zurück. Im Dienst gibt es freilich viel Unannehmlichkeiten, allein ich nehme sie, mehr wie irgendeiner, mit lachendem Mut, und durchzusetzen, was ich mir vorgenommen habe, macht mir auch Freude. Innerlich lebe ich freilich in etwas anderem, Besserem und mir mehr Eigenem, aber mein Leben und Weben ist doch jetzt das, und so verstreicht das Leben, es bleibt vielleicht auch etwas Nützliches nach einem zurück, obgleich ich darauf nicht viel halte, und man kann ja immer, wenn man ein paar Jahre so gelebt hat, sich besinnen und in Einsamkeit zurückkehren. Fürchte auch nicht, daß ich nicht Zeit finden werde,

*) Vgl. Bd. I, Einleitung.

**) Henriette Herz und Dorothea Veit geb. Mendelssohn. „Schwestern" im Sinne der Verbindung.

mit Dir und den Kleinen zu leben. Bist Du erst hier, gehe ich noch weniger aus, und für das Liebste findet man immer Zeit.

Lebe wohl, mein holdes einziges Wesen. Es ist über 1 Uhr und ich bin müde. Morgen gehe ich mit Hufeland*) in die Charité. Hufeland ist nämlich Staatsrat unter mir. Man muß gestehen, daß man nie so alles Reine und Unreine unter einem Menschen versammelt hat, als unter mir, da ich zugleich die Kirchen, Schulen, Theater und Hospitäler habe.

Addio anima mia!

160. Caroline an Humboldt

Rom, 31. Januar 1810

Mein teures Herz!

Ich habe Deinen Brief aus Erfurt vom 7. dieses Monats bekommen und eile, Dir meinen innigsten Dank dafür zu sagen. Du schreibst mir nichts vom Ministerwerden, ich halte also die Nachricht des Moniteur vom 23. Dezember für ganz falsch. Aber wie wird es werden? Du fragst mich, und ich gebe Dir die Frage zurück. So viel ich einsehe, kann ich nur das tun, hier nichts so aufzugeben oder zu verkaufen oder zu zerstören, daß, wenn Du Deinen Abschied nehmen müßtest, es Dich hinderte herzukommen. In zwei bis drei Monaten kann sich noch viel machen, und du hältst mich au courant.

Ganz von heiler Haut Deinen Abschied nehmen jetzt, liebes Herz, da der König Dir Zutrauen bezeugt, und die Lage der Sache so ist, daß man Dich unstreitig braucht, kann ich umso weniger raten, als wir eben diese Erbschaft gemacht haben. Die Menschen würden glauben, Du habest nur aus Not gedient und so im Augenblick zu gehen, schiene mir einen Schatten auf Deinen Charakter

*) Vgl. S. 171.

zu werfen. Ich habe indessen mein Reisehaus instand setzen lassen — Du brauchst ja aber niemand von meinem Entschluß zu kommen, Rechenschaft zu geben, und wenn wir schon in uns noch etwas in Suspens lassen, so wollen wir es nicht im Äußeren merken lassen.

Es rührt mich unendlich, teures Herz, daß Du so sehnsüchtig an uns denkst. Es hat mir unzählige Male sehr weh getan, daß ich gar kein Bild von Dir habe, wir gehen auch oft, die Kinder und ich in Thorwaldsens Studio und sehen Deine Büste.*) Alle Menschen sagen, es sei eine der besten Arbeiten Thorwaldsens, allein, obgleich ich ihr nicht die Ähnlichkeit streitig machen kann, finde ich, daß Du mehr Güte und mehr Verstand im Ausdruck der Physiognomie hast.

Carolinens Konfidencen haben mich sehr interessiert. Das ist mir aber ganz neu und fremd, daß sie im Moment eines lebhaften Gefühls für einen Gegenstand schon wieder an die Möglichkeit der Unbeständigkeit glaubt. Wunderbare Natur! Allein Caroline liebt schön, phantastisch, aber wirklich nicht ergreifend tief, und sie erregt auch, dünkt mich, keine eigentlichen Leidenschaften. Wer ist denn der Geliebte? Falls ich durch Frankfurt komme, möchte ich ihn doch auch sehen. Mit Erfurt werde ich es kurz machen und lieber einige Tage in Weimar bleiben. Ich bin auch sehr dafür, daß Du mit Körner, Goethe, wenn er will, Schillers hinterlassene Werke herausgibst, ich bin überhaupt fürs Drucken und hätte meine herzliche Freude daran, wenn der Agamemnon**) herauskäme. Ich muß abbrechen und umarme Dich.

*) Jetzt in Tegel. — **) Vgl. Bd. II, S. 25.

161. Humboldt an Caroline

Berlin, 6. Februar 1810

Ich habe seit neulich keine Briefe von Dir. Ich vermute Dich auf Deiner Abreise nach Neapel, sie wird Dir doch traurig sein, weil sie zugleich ein Verlassen des ganzen Aufenthaltes in Rom ist. Ich besehe auch sehr viele Quartiere hier für Dich, und so schickt sich ja alles hier und dort zu unserer Wiedervereinigung an. Wie ich mich darauf freue, wie ich schon anfange, nur in dieser Hoffnung zu leben, kann ich Dir nicht sagen. Es ist mir oft, wenn ich mir die lieben Züge Deines Gesichts bei mir selbst zurückrufe, als könnte ich den Moment nicht erwarten, wo ich wieder vor Dir stehen werde. Nur, daß wir uns hier wiedersehen! Hier im Sand und in der Öde, unter grauem Himmel, das ist schrecklich und furchtbar zumal für Dich. Indes spukt es noch immer mit Italien, und noch heute mittag habe ich einen neuen und eigenen Beweis davon gehabt. Ich aß mit Goltz*) bei Prinz Ferdinand**) und saß neben ihm. Auf einmal fragte er mich, ob ich noch Wert darauf setze, daß der Posten in Italien nicht ohne mich vergeben würde? Ich antwortete: den größesten. Er fragte weiter: wie ich aber dies mit meinem jetzigen Posten kombiniere? Ich sagte ihm darauf gerade heraus, ich sähe meine jetzige Lage für höchst ungewiß und prekär an und liebte überhaupt jene mehr. Doch, setzte ich hinzu, würde die Möglichkeit und gar Notwendigkeit, einen Gesandten nach Italien zu schicken, sobald nicht eintreten. Er erwiderte darauf: das glaube er nicht, vielmehr werde der König von Neapel vermutlich bald jemanden hierher senden, und dann müsse unser König seinerseits notwendig auch Schritte tun. Hierauf habe ich ihm nun zuletzt gesagt: das Erste, was entschieden werden müsse, sei doch immer, ob eine Stelle in Italien neu gebildet würde. Sobald dies sei, möge er mich be-

*) Vgl. S. 17. — **) Vgl. S. 81.

nachrichtigen, ich werde alsdann mich augenblicklich entschließen. Käme die Sache wirklich, so ist es kein Zweifel, daß ich den König um die Stelle bäte. Denn die meinige hier wird immer unsicherer. Es ist, so gut der König mir auch fortdauernd zu sein scheint, jetzt gar nicht wahrscheinlich, daß ich Minister werde, und es gibt hier Pläne, über die ich mich nicht deutlich auslassen kann, die mich in große Verlegenheit und vielleicht in die Notwendigkeit bringen könnten, ganz und ohne alle Aussicht meinen Abschied zu nehmen. Dennoch, liebe Seele, vertraue ich dieser gleißnerischen Hoffnung, wieder mit Dir in Italien fixiert zu sein, sehr wenig. Auch können wir keine Veranstaltungen darauf machen. Der Zufall waltet überall und vorzüglich in diesen Dingen hier, also ist kaum davon zu reden, und ich sage Dir das nur so hin, weil ich es eben erfahren habe, und es immer gut ist, alles zu wissen.

Bei der Herzen*), oder wie Caroline sie immer nennt, der Schwester, brachte ich neulich einen Abend ganz allein zu. Sie ist sehr zärtlich, und man muß offenherzig gestehen, doch noch sehr hübsch. Die Schönheit hat große Rechte, das sieht man an ihr. Übrigens treibt sie das Lernen noch immer wie ehemals. Sie übersetzte aus dem Voltaire ins Spanische, als ich hinkam.

Wolf**) sehe ich nicht so oft, als ich wünschte. Er wohnt im Tiergarten, und meine Zeit ist natürlich sehr beschränkt. In Ansehung der Geschäfte bin ich mit ihm in einer Art von Uneinigkeit. Ich wollte ihn zu allerlei brauchen. Da er aber nicht Staatsrat sein sollte und die Staatsräte jetzt an Hof gehn, so ist er auffässig geworden und will nichts annehmen. Meinetwegen möchte er auch diesen Titel haben, ich trete ihm sogar gern meinen eigenen ab. Allein es ging beim König und beim Ministerium nicht durch. Er

*) Vgl. S. 46. — **) Vgl. S. 39.

hat unendliche Feinde, macht sie sich wirklich oft durch eigene Schuld und genießt keines guten Rufs für seinen Charakter.

Lebe innigst wohl, teure Seele. Ewig Dein H.

162. Caroline an Humboldt

Rom, 7. Februar 1810

Ich werde Dir heute, mein teures Wesen, nur wenig schreiben, weil ich ein heftig Kopfweh habe. Sei aber nicht besorgt, es ist weiter nichts. Ich habe eben Deinen Brief vom 15. Januar bekommen.

Goethens Roman*) habe ich endlich bekommen und gelesen. Er hat mich als ein außerordentlich poetisches Produkt, ich meine Ottiliens Charakter, unendlich frappiert, und das Geheimnisvolle einer tiefen Natur ist unbeschreiblich in diesem Wesen ausgedrückt oder der Ahndung hingegeben. Charlotte ist mir zu klug, sie ist es ach! noch in den zerreißendsten Momenten des Lebens. Die Männer sind mir gar zu wenig angedeutet. Ich begreife wohl, daß Eduard ein von Natur schön und reiches Gemüt hat, allein die Heirat mit einer alten und reichen Frau in früher Jugend ist mir ein Anstoß, ein Makel — wir wollen mehr darüber sprechen — ich fühle, daß ich heute weniger noch wie je die Gabe des Ausdrucks habe.

Ich bin begierig auf Deine ersten Briefe aus Berlin.

Adieu Lieber, ich breche hier ab. Ewig Dein.

*) Die Wahlverwandtschaften. Vgl. S. 64.

163. Humboldt an Caroline

Berlin, 10. Februar 1810

Ich habe heute Deinen lieben Brief vom 13. vorigen Monats bekommen und mich unendlich gefreut, wieder etwas von Dir zu sehen. Es schmerzt mich aber sehr, daß Du, armes Kind, Nervenschmerzen an den Händen hast. Wenn Du dort über Kälte klagst, wie wird es Dir dann hier ergehn? Zwar ist dieser Winter mehr durch nasses Wetter als Kälte unangenehm, aber immer wird man hier leicht auch beim gelindesten Kältegrad auf den höchsten in Rom kommen.

Ich gehe, wie Du weißt, sehr viel mit Prinzessin Luise Radziwill*) um. Sie amüsiert sich mehr mit mir als mit anderen, ist mir auch gut, ist selbst von mancher Seite und für eine Prinzessin sehr interessant und in jeder Rücksicht gut, freundlich und liebenswürdig. Das und eine gewisse Leichtigkeit, mich einem Hause hinzugeben, die Du mir kennst, macht dann, daß ich oft die Abende dort zubringe. Vorgestern abend hatte sie der Frau von Berg**) versprochen, bei ihr zu essen, und gewünscht, daß ich auch da sein möchte. Da hörte ich Prinz George***), der auch dort war, mit der Prinzessin und der Berg auf eine so hübsche und fast rührende Weise über Dich sprechen, daß er mein Herz wirklich wieder sehr gewonnen hat. Er erklärte im Grunde geradezu, daß Du die erste Frau in der Welt seist, und das bist Du auch sehr gewiß, daß niemand mehr so schön spräche, daß Du über allen Dingen schwebtest, und doch rein menschlich in jedes eingingest, mit einem Wort, das Beste, was er besitzt, ein gewisser Geist und ein gewisses Gemüt, mit denen er andere auffaßt, sprach sich in dem Besten aus, was ihm je vorkommen kann, und was gewiß auch auf ihn tief gewirkt hat.

Ich habe mir fest vorgenommen, mit ** nicht wieder auf einem

*) Vgl. S. 135. — **) Vgl. S. 106. — ***) Vgl. S. 106.

vertrauten Fuß zu leben. Ob es gleich sehr wahr ist, daß ich keinen Haß kenne, so habe ich doch auch eine Art der Unerbittlichkeit, und wenn ich einmal mit jemand in der Tiefe des Herzens gebrochen habe, so gibt es keine Brücke zur Rückkehr mehr. Lasciate ogni speranza voi ch'entrate heißt es da wirklich. Es ist auffallend, im Vorbeigehen dies zu erwähnen, daß die Motherby in Königsberg mir das gleich angesehen hat. Sie fürchtete sich ordentlich sich mir zu nähern, weil sie meinte, daß, wenn ich einmal aufhörte, jemandem gut zu sein, ich ihn auch mit unbesieglicher Kälte behandelte. . . .

Bei ** fällt mir ein, liebe Li, daß die Nachricht vom Ministersein für mich falsch ist. Ich bin es nicht, und es ist nicht wahrscheinlich, daß ich es werde. Es wäre dies ein sehr kleines Übel für das Ganze und für mich. Allein es geht alles hier schief und vieles rückwärts, und das ist ernsthaft schlimm.

Carl*), der die Liebe selbst für mich ist und mit seiner alten Dir bekannten Treue über alles, was meinem Rufe schaden könnte, wacht, ist mit ** gar nicht zufrieden. Er behauptet, er suche Einfluß bei Dohna, der mich auch mehr fürchte als liebe, und werde da ebensowohl gegen mich arbeiten; auch sei er schon jetzt sehr unzufrieden mit mir, daß ich ihn nicht genug protegiere. ** von seiner Seite erzählt mir Wunderdinge, von dem, was die Leute von und über mich sagen, ich höre das alles an und gehe meinen Weg ruhig fort, tue in meinem jetzt sehr weitläuftigen und sehr abgerundeten Geschäftskreise, was ich kann und lasse sonst dem Neid, dem Haß und der Kabale freies Spiel. Macht man es mir zu bunt, so trete ich leise heraus und bewahre so mehr Würde, als wenn ich mich unter diesen sich ewig um widrige Dinge drehenden Haufen mischte. Die Guten behalte ich immer für mich.

*) v. Laroche.

Jedermann hatte der Prinzessin Wilhelm so viel von dem Miniaturbilde der Li erzählt, daß die Prinzessin mich darum gebeten hatte. Ich habe es ihr mit der Zeichnung geschickt, und es hat viel Glück gemacht. Gestern abend hatte Prinzessin Luise ein Halsband von Amethysten, das mich sehr für die Li tentiert hat. Auf ihrem weißen Halse müßte es himmlisch ausgesehen haben. Aber es sollte 60 Louisdor kosten, das ist selbst für unsere Reichtümer zu viel. Die Leute entêtieren sich aber auf unsere Schätze. Ich bestreite zwar das, aber ein Krösus bleibst Du doch, und ein so lieber und guter Krösus. Dein letzter Brief ist wieder die Güte selbst. Wie sollte ich nicht immer heiter und aufgelegt sein, da ich auch entfernt Dich immer in der Seele trage? Ich schlafe mit Dir ein und stehe mit Dir auf. Wenn mir mein Bedienter jetzt Licht bringt, dann lege ich mich noch einmal herum und denke an Dich, halte eine ordentliche Andacht mit Dir, wie die Gläubigen mit den Heiligen und sehne mich nach Dir, seufze und freue mich, daß Du bald hier sein wirst. Ach, behalte mich nur lieb, ich bitte Dich! Umarme alle Kinder. Dein H.

164. Humboldt an Caroline

Berlin, 16. Februar 1810

Ich stelle mir vor, daß Du, mein teures Herz, jetzt Deiner Reise nach Neapel nahe bist. Ich kann Dir nicht sagen, wie leid es mir tut, daß Du Neapel nur so wie eine Reisende siehst, ohne das Gefühl des ruhigen Bleibens, das allem Sehen eines Landes erst den wahren Reiz gibt. Man fühlt ein Land nicht eigentlich, in dem man nicht die Jahreszeiten voll umrollen sah. Himmel und Erde, auch die zaubervollsten, sind nichts, wenn sie nicht zusammenfließen mit dem Leben, und das Leben spricht

ſich immer nur in der ſteten Reihe von unaufgefordert emporkommenden Empfindungen aus, immer nur recht da, wo man ohne alles andere beſtimmte Treiben nichts will als leben, als genießen und auf ſich wirken laſſen und wieder bloß einwirken durch das, was man von ſelbſt und ohne einzelne Anſtrengung iſt. Noch oft, ich leugne es nicht, geht es mir plötzlich durch den Kopf, daß ich meinen Abſchied nehmen und gehen ſollte. Aber Pflicht und Vernunft gebieten wieder zu bleiben und auszuharren und auf der Stelle zu ſtehen, bis ſie nicht mehr zu halten iſt. Ich werde übrigens hier nicht mehr einrichten, als eben notwendig iſt, Du erlaubſt mir das gewiß, ich bin auch nicht geſchickt in ſolchen Dingen. Ein hübſches Haus ſollſt Du doch finden, und wenn es noch nicht ſchön meubliert iſt, wenn die Meubles noch bloß gemietet ſind, ſo wirſt Du das verzeihen. Die Sachen ſehen mir öffentlich und privatim noch immer nicht feſt und ſicher aus.

Ich habe neuerlich drei Briefe von unſerm Freund*), vor dem Du Dich in Burgörner, als er zu uns kam, ſo fürchteteſt, geleſen, die aber nicht an mich gerichtet waren. Sie könnten einen ſehr traurig machen. Dieſer Menſch iſt ſehr geſunken, ſein Geiſt iſt ſchwach geworden und hat nur noch die alte Hyperbelform behalten. Seine Hauptneigungen hat er alle geändert, ſich von der Welt in Myſtizismus zurückgezogen; und bei dem allen iſt er ſelbſt auch mit ſeinem jetzigen Zuſtand höchſt unzufrieden. Seine Schilderung davon iſt ordentlich abſchreckend, ich kann der Luſt nicht widerſtehen, Dir den einen Brief im Auszug mitzuteilen. Er iſt zu merkwürdig, und uns beiden iſt ja, die Menſchen ſo zu kennen und durch alle ihre Verwandlungen zu verfolgen, nicht gleichgültig. „Ich fühle mich ſelbſt," ſo lauten die eigenen Worte, „wie vertrocknet, ausgeſaugt und vernichtet. Mit der Ver-

*) Friedrich v. Gentz, der bekannte Publiziſt und Staatsmann, geb. 1764, † 1832.

„gangenheit beschäftige ich mich ungern, weil ich allenthalben dem „Gespenst meiner eigenen Irrtümer und Fehler begegne. Die „Gegenwart ist natürlich ohne allen Reiz, und von der Zukunft „kenne ich nur das einzige demütigende Datum, daß sie sich in „jedem Fall ganz anders gestalten wird und muß, als ich es mir „in meiner kurzsichtigen Weisheit vorgestellt hatte." Hier folgen wieder uninteressante Tiraden. Dann geht es fort: „Sinnliche „Genüsse haben, sei es nun durch das Zunehmen der Jahre, sei es „durch meine innere Verstimmtheit (die doch gottlob mit keiner Er„schütterung meines physischen Wohlbefindens verknüpft ist) einen „großen Teil ihres ehemaligen Reizes für mich verloren. Das sonst „so wichtige Essen und Trinken spielt kaum noch eine Nebenrolle in „meinem Leben. . . .

„Die sogenannte Sozietät ist mir dergestalt zuwider geworden, „daß sie mich durch ihre Gewöhnlichkeit, durch ihre Einerleiheit „erdrückt und verjagt. Daß ich mich zu keiner Arbeit entschließen „kann, darf ich, nach dem bisher Gesagten, wohl kaum noch hinzu„fügen. Ich wünschte zu wissen, was ein so großer Seelenarzt, wie „Sie (der Brief ist nicht an mich gerichtet) zu einem solchen Krank„heitszustand denkt, und ich habe Ihnen eine kurze, flüchtige, keineswegs „erschöpfende Schilderung desselben gerade deshalb vorgelegt, damit „Sie mir ein sachverständiges Gutachten, allenfalls von einem Rezept „begleitet, zukommen lassen."

Was sagst Du zu Inhalt und Stil? Daß es mit einem Menschen, der so weit gekommen ist, sehr schlimm steht, ist offenbar, und die Ursache liegt, dünkt mich, auch am Tage. Es fehlte diesem Menschen immer an innerer Harmonie, er hatte eigentlich nichts Inneres, und sein Hauptzweck war, sein Streben ging immer nach außen und noch dazu auf eine äußere Tätigkeit, die nie fast nur zum kleinsten Teile von ihm abhing, den Genuß selbst bezog er auf nichts Inneres und Höheres, und so konnte es nicht fehlen,

daß Sättigung sich mit Abspannung seiner bemächtigten und ihn nun ganz aller Freuden berauben und auf alle Kraft und Kraftäußerung fast willkürlich Verzicht leisten lassen. Beinah möchte ich es ein Glück nennen, daß ihm mitten in aller Mattigkeit immer noch die Kraft der Übertreibung geblieben ist. Dies läßt voraussetzen, daß auch diese Schilderung übertrieben ist, und daß er sich noch einmal aus diesem Zustand in die Höhe raffen kann. Mir ist diese Lage so fremd, daß ich Mühe habe, mich nur hineinzudenken, denn es stehe nun mit mir, wie es wolle, so muß jeder mir einräumen, daß ich das vollkommene Gegenteil eines blasierten Menschen bin, daß ich jedem Gegenstande noch irgendein Interesse, jeder Lage einen Reiz abzugewinnen weiß, und daß, wenn mir alles Äußere geraubt wäre, ich noch in mir selbst einen solchen Fond von Dingen, Geist und Gefühl zu beschäftigen habe, daß ich insofern nicht einmal eine lange und einsame Gefangenschaft ohne Menschen und Bücher fürchten würde. Dies alles liegt eben in der ersten Richtung, welche der Charakter nimmt, und das halte ich für das eigentliche Entscheidende im Menschen, für den Punkt, den die Erziehung nicht herbeiführen kann, zu dem sie aber den Zugang, soviel es nur geschehen konn, immer offen halten muß. Bei den meisten Menschen kommt das nicht zur Sprache. Sie leben im Geschäft oder Genuß des Daseins, ohne je gleichsam draußen auf sich selbst zurückzusehen. Haben sie das Glück, in Geschäften und Genüssen nur das Gewöhnliche zu retten und behaglich zu finden, so geht alles seinen Gang prächtig fort, und es sind dann die ruhig und nützlich glücklichen Menschen. Verlangen sie mehr, so entspricht oft die Wirklichkeit ihren Erwartungen nicht, sie sind erst unruhig, intrigant im Leben, oder ausschweifend im Genuß, und es folgt dann mehr oder minder Mattigkeit, aber sie fühlen doch eigentlich nur was ihnen abgeht, nicht aber deutlich, daß sie selbst mit diesem Abgehenden nun un-

nütz für die Welt und eigentlich verfehlt in ihrem ganzen Dasein sind.

Bei unserm Freund ist der Fall nun aber viel trostloser. Er hat kein Zentrum gefunden und kann keins finden, der wahre, tiefe, innere Mensch in ihm und andern ist ihm nie bis zur Anschauung klar geworden; und dabei hat seine Phantasie doch Stärke genug gehabt, um ihn ganz idealische Forderungen machen zu lassen. Er hat immer über sich selbst reflektiert, ist, trotz aller Genußbegierde, nie im bloßen Genuß fortgegangen, ohne gleichsam sich umzusehen und den Genuß selbst wieder zu würdigen, er sieht also mit klaren Augen den Abgrund, in den er gefallen ist. Sehr charakteristisch ist auch an ihm seine Unkenntnis aller Kunst und die Abwesenheit dieses Genusses in ihm. Wer die Kunst, sei es auch nur von einer Seite, erfaßt, für den ist die Natur immer und ewig, und jeder einzelne Naturgegenstand immer reich, die Einbildungskraft immer unerschöpflich und das eigene Gemüt immer zur Annahme neuer Formen bereit. Es hängt damit alles andere zusammen, aber es ist von dieser Seite viel leichter, das andere alles zu erfassen.

Ein anderer Weg, und der beste, leichteste und schönste für den, der Sinn hat, ist ihm auch entgangen, der durch Neigung zu Frauen. Das weibliche Gemüt, und ist es auch nur in wenigen Auserwählten wahrhaft groß, so waltet der Schein seiner wohltätigen Form doch in sehr vielen, enthält eigentlich in einem leicht zu fassenden Symbol alles, was vor solchen Irrwegen sichert. Er hat das nie gekannt, und doch wieder immer zu kennen gewähnt, wirklich auch die Besten oft glauben gemacht, er durchdränge sie ganz, weil seine Phantasie erriet, was in ihn nicht tiefer eindringen konnte. Ja, er hat sich sogar durch gewissen Umgang mit Frauen dafür gänzlich verschlossen. Denn es ist damit eine sehr zarte Sache, und es ist wirklich nur ein Glück, für das man dem

Schickſal anſpruchslos danken muß, nicht ein Verdienſt, wenn man ein langes Leben hindurch, wo man mit der Unreinheit und der Trockenheit der Wirklichkeit zu kämpfen hat, wo die Jahre ſelbſt vieles abſtreifen, immer den Sinn für die ſchönſte und höchſte Weiblichkeit friſch und rege erhält, ohne doch darum ſich klöſterlich zu benehmen und dem feinen Aufſuchen und Prüfen aller Lebensverhältniſſe und aller Individualitäten Eintrag zu tun, das auch ſo notwendig iſt.

Für mich wird das ewig der Maßſtab meines eigenen Wertes bleiben. Solange ich Dich ſo fühle, ſo liebe, wie jetzt, mein allerteuerſtes Herz, ſo daß ich deutlich empfinde, daß das Gefühl unabhängig iſt von allem äußeren Verhältnis, ſelbſt dem der Kinder, daß es nur auf dem Erkennen der inneren Natur beruht, und daß, wenn ich auch heute Dich zum erſtenmale ſähe, ich mein Daſein daran ſetzen würde, Dich zu beſitzen, ſolange habe ich Mut, alles zu tun und alles zu leiden, ſolange verzweifle ich nicht an mir ſelbſt, ſolange genieße ich Natur und Kunſt und bin ſicher vor allen ſolchen Verirrungen.

Umarme die Kinder und lebe herzlich wohl.

Ewig Dein H.

165. Humboldt an Caroline

Berlin, 22. Februar 1810

Ich habe zwei Briefe von Dir bekommen, liebe Li, vom 23. und 27. Januar, die mich unendlich gefreut haben, weil ich daraus erſehe, daß Du mit den Kindern durchaus wohl biſt. Theodor und ich ſind es auch und freuen uns jetzt mit jedem Tage Deiner näherrückenden Ankunft. Ich habe heute ein Haus hier für uns gemietet, mit dem Du, denke ich, zufrieden ſein

sollst. Es ist die Hälfte der unteren Etage im Reußischen Palais*). Du erinnerst Dich vielleicht des Hauses, wir waren einmal mit der kleinen Li im Garten da. Das Palais hat einen schönen Garten, wohl den schönsten in Berlin, und die Zimmer, die ich Dir bestimme, gehen nach dem Garten gegen die Mittagsseite heraus, das, worin Du, denke ich, wohnen sollst, hat außer dem Ofen auch einen Kamin, was im Sommer, wo der Ofen doch zu heiß ist, angenehm ist. Das Quartier ist nicht übermäßig groß, hat aber doch 22—24 Piecen, und die, die wir und die Kinder bewohnen werden, sind durchaus freundlich. Auch ist es sehr anständig. Feten kann man darin nicht geben, das war mir aber auch recht lieb. Wir wollen ja doch eher klein leben, und da ich viel mit dem Hofe umgehe, und sie sehr gern ihre Langeweile auf irgend eine Weise töten, so hätte ein großes Quartier uns sehr leicht entrainiert. Der Preis ist 550 Taler jährlich, ich habe aber nur erst auf ein Jahr gemietet, weil jetzt alles zu ungewiß ist. Ehemals trug diese Wohnung 800 Taler Miete. Indes ist sie auch jetzt für die Entfernung vom Mittelpunkt der Stadt nicht wohlfeil, aber mir lag für Dich besonders sehr an diesem Quartier. Du armes Kind kannst freilich nie Ersatz finden für das, was Du aufgibst, aber eine freundliche Wohnung mit einem Garten ist doch hübscher, als eine in enger Straße.

Die Lage des Hauses ist nur für die Menschen, die Geschäfte bei mir haben, unbequem. Ich habe zwar meine Geschäfte jetzt auf dem Heinrichschen Palais**) und dem Schloß, allein ich mache mir aus weitem Gehen nichts, und Du müßtest doch überall Equipage haben. Dann ist auch die Lage wieder angenehm. Sie ist nur zwei Schritt vom Tor, und alle vornehme Gesellschaft wohnt dicht herum.

*) Leipziger Straße 3, das später Mendelssohnsche Haus, jetzt Herrenhaus.

**) Jetzige Universität.

Ich war heute im Hauſe und bin noch durch alle Stuben mit dem Gedanken gegangen, wie es ſein wird, wenn Du und die Kinder da ſein werden. Ach! ſolche Räume ſind eigentlich furchtbar. Wie gedankenlos kann man über Stellen hingehen, die hernach auf ewig Schmerz oder Freude dem Leben einprägen. Für uns kann dies Haus gegen alle vorigen eins werden: wir können die Li darin verheiraten! Das gute liebe Kind, ich zittere eigentlich davor, wenn ſie nicht recht eigentlich liebt, ſo iſt es ein ſchreckliches Wagen, und die Li, glaube ich, könnte recht unglücklich ſein.

Ich muß hier ſchließen, weil ich bei Prinzeſſin Ferdinand eſſe, aber nach Tiſch ſchreibe ich weiter. Lebewohl ſo lange, holdes, teures Herz. Wenn Du Dich erſt mit mir bei Ferdinands ennuyieren wirſt! Neulich nach Tiſch ſchliefen faſt alle ein. Ein göttliches Leben!!

Ich bin wiedergekommen, liebe Li. Die Prinzeſſin Ferdinand iſt outriert über die Kälte, was wirklich eine liebenswürdige Seite an ihr iſt. Du mußt aber auch wiſſen, daß es aufs neue entſetzlich geſchneit hat und ein ordentlicher zweiter Winter gekommen iſt. Ich habe ihr erzählt, daß Du Ende Januars noch kein Holz gekauft hätteſt, und ſie hat mir aufgetragen, Dir zu ſagen, daß ſie nicht begriffe, wie Du da weggehn könnteſt, man könnte ſeinen Mann ſehr lieb haben, aber eine warme Sonne ginge doch über alles, ſie käme gewiß nicht, wenn ſie einmal ſo glücklich wäre, da zu ſein.

Ich hoffe, wenn Du kommſt, etwas freier von Arbeit und Beſuchen zu ſein, als ich jetzt bin. Das Laufen der Menſchen geht von 8 Uhr an und dauert manchmal bis 2 Uhr ununterbrochen fort. Dienstag, Donnerstag und Freitag gehe ich zu meinen Vorträgen ſelbſt aus, die auch meiſt den ganzen Vormittag hinnehmen. Aber aus den Geſellſchaften ziehe ich mich, ſo viel es immer gehen will, zurück, wenn ich auch heiter darin ſcheine und oft die andern

amüſiere, ſo werde ich ſelten froh dabei, und verſäume und muß dann die Nacht arbeiten. In Königsberg war ich wenigſtens in einem Hauſe, bei Motherbys, ſehr gern, hier habe ich keins, das mich anzöge, und ich werde des Lebens nicht eher wirklich froh werden, als bis Du hier ſein wirſt.

Es iſt mir ſehr lieb, daß Du mich, holdes Kind, des Geſchäfts entbindeſt, die Umwandlung der Betten vorzunehmen. Ich verſtehe mich wenig auf ſolche Dinge. Dir werde ich wieder ein großes ſchönes Bett machen laſſen mit Stahlfedern und Matratzen, und ich werde Deins behalten. Ich liege zwar jetzt nicht ganz gut. Das Deckbett paßt nicht recht und iſt zu ſchwer. Du wirſt mir das gewiß einrichten. Ich habe mir auch vorgenommen, nichts darin zu ändern, bis Du kommſt. Alle Abend nun, wenn ich nicht recht bequem liege, denke ich: wenn nun die gute Li kommt, wird ſie alles in Ordnung bringen, und dann ſchlafe ich ſüß mit dem Gedanken an Dich ein.

Jetzt lebe wohl, mein holdes, einzig liebes Weſen. Umarme die Kinder und ſage ihnen, daß ſie nicht zu ungern in das paese là sù, sù kommen ſollen, ich wollte ihnen das Leben recht hübſch machen. Addio anima mia!

166. Humboldt an Caroline

Berlin, 24. Februar 1810

Theodor hat bei mir gegeſſen, liebe Li, und mir einen ſeiner Spielgenoſſen mitgebracht. Jetzt iſt er in einem Nebenzimmer und beſieht Papas Münzkabinett. Er iſt ſehr wohl und wunderhübſch. Ich freue mich unendlich auf den Augenblick, wo Du ihn wiederſehen wirſt. Er hat Dein und der Schweſtern Bild ſehr lieblich heut begrüßt. Auch über meine Wäſche hat er mich ſehr amü-

siert. Er hat mir erzählt, Laroches Bedienter sei dabei gewesen, wie mein Bedienter meine Hemden eingepackt habe, da habe er gesehen, daß viele zerrissen gewesen wären und hinzugesetzt, daß sein Herr darin viel ordentlicher sei. Theodor setzte aber gleich ganz vernünftig hinzu: „wenn die Mutter kommt, wird sie das schon in Ordnung bringen; ein Mann allein bekümmert sich um so etwas nicht". Ach! liebe Seele, wenn nur die Hemden in Unordnung wären, um Deine Hilfe abzuwarten, so wäre es so schlimm noch nicht mit mir!

Heute ist ein rechter Tag der Sehnsucht. Es hatte die Tage hier gefroren, nun geht so ein lauer Tauwind, und der Schnee schmilzt, und die Luft bewegt einem unwiderstehlich den tiefsten Busen, daß man sich nicht halten kann und weinen möchte und vergehen in unbefriedigtem Verlangen. Verzeih dem armen Herzen. Es ist ohne Dich oft sehr krank.

Gestern war Dein Geburtstag, mit welcher Inbrunst habe ich Deiner gedacht! Das ist nun der zweite, den ich nicht mit Dir gesehen habe. Ich glaube, ich trennte mich um keinen Preis wieder so lange von Dir. Man denkt sich immer weit selbständiger wie man ist. Ich bin jetzt wieder hier, wie ich vor unserer Heirat war. Aber ich kann nicht finden, daß ich mich minder heftig, minder ununterbrochen nach Dir sehnte, teuerstes, himmlisches Wesen. Schone Dich nur recht, meine holde, teure Li, daß Du mir recht lange bleibst, daß ich Dich nie verliere, ich ertrüge es nicht. Mein ganzes Leben ist an das Deine geknüpft. So viele Jahre hindurch bist Du mein Ein und mein Alles gewesen. Ich danke Dir jede Freude, jedes Glück, alles was besser und edler in mir ist. Oh! sei mir ja fortdauernd gleich gut und habe Nachsicht mit mir. Es kann Dich niemand wieder so lieben, als ich, Du kannst niemandem so viel geben, niemandem so viel rauben, als mir. Ich werde gewiß auch ununterbrochen darauf denken, Dir das Leben süß und leicht zu machen, auch in Deiner neuen hiesigen

Lage, die Dir natürlich ungleich weniger Reiz darbieten kann. Es schmerzt mich unendlich, Dir heute nichts schenken zu können. Allein wie soll ich's in der Entfernung? Ich kann es nicht einmal so hübsch, wie Du es zu meinem Geburtstag mit dem Bilde der Kleinen gemacht hast. Aber ein Sonett muß ich Dir doch schicken, das ich in Burgörner in den Tagen, als ich da war, gemacht habe, und neulich beim Durchkramen meiner Papiere fand.

An Li.

Gegrüßet seid mir, freundlich holde Hügel,
Die schon mein Blick so lange nicht geschaut,
Auf die ich früh des Lebens Glück gebaut,
Wohin so oft mich trug der Sehnsucht Flügel.

Rasch eilt das Leben mit verhängtem Zügel,
Von Nacht und Stürmen finster oft umgraust;
Doch wer gern lauscht des Busens innerm Laut,
Dem glänzet der Erinnrung sanfter Spiegel.

Mir leuchtet er in Euch. Des Tages Schwüle
Wich allgemach; der Ähren Häupter wallten,
Bewegt vom leisen Hauch der Abendkühle.

Die Sonne sank hinter des Berges Falten;
Da sagte mir ihr Blick zu die Gefühle,
Die engeltreu sie mir seitdem gehalten.

Es schwebte mir dabei ein Abendspaziergang vor, dessen Du Dich nicht mehr erinnern wirst, weil es billig ist, daß ich verliebter in Dich war, als Du in mich, den ich aber nie vergessen habe. Es war an einem Kornfeld, bei Sonnenuntergang, Papa ging wie gewöhnlich voran und wir beide hinterher. Tausend solche Erinnerungen sind an Burgörner geknüpft, und darum liebe ich es so sehr.

Mit dem Minister ist die Nachricht des Moniteur grundfalsch. Die Sache ist für jetzt nicht einmal in Bewegung. Es hat mich unendlich gefreut, daß meine und Deine Ansicht sich hierin vollkommen begegnen. Ich bin fleißiger und tätiger als je,

ich schränke mich mehr als je auf mein Fach ein und lasse alles andere ruhig gehen. Aber ich glaube nun einmal nicht daran, daß ich lange hier in Tätigkeit bleibe. Ich bin zu verschieden von allen andern, die mich hier umgeben, und so heterogene Massen dauern unmöglich lange nebeneinander. Es scheidet der aus, der am wenigsten Schwierigkeiten findet, sich abzutrennen, und der werde ich immer sein.

Ich ziehe den 1. April in unser neues Haus ein, und da Hedemann gerade kein Haus finden kann, das ihm recht ist, so werde ich ihn, bis Du kommst, zu mir nehmen. Ich denke, es wird Dir nicht zuwider sein. Ich weiß ja doch gewiß acht Tage bestimmt vorher, wann Du kommst, und dann zieht er aus. Ich bin ihm sehr gut, und wir sehen uns jetzt sehr wenig. Alsdann durch das bloße Wohnen in einem Hause natürlich schon mehr.

Thorwaldsens Büste wäre ich neugierig wiederzusehen. Man kann freilich selbst nicht gut von sich urteilen, aber auch mir gefiel sie doch nicht ganz. Ich habe auch keinen Kopf zur Büste. Weder die Züge noch der Ausdruck sprechen eigentlich für sich. Es muß Figur und Sprache hinzukommen, um erst etwas zu sein. Alexander hat, ob er gleich wirklich nicht hübscher, sondern eher häßlicher ist, doch etwas mehr Abgeschliffenes in der Physiognomie.

Über Caroline*) hast Du sehr recht. Wie sie selten in der Wirklichkeit lebt, kann sie auch das Wirkliche im besten Sinne des Worts eigentlich nicht tief rühren. Das habe ich immer bei ihr gefühlt. Aber ihre Beweglichkeit hat Zartheit und Lieblichkeit zugleich. Der Geliebte ist ein Herr v. Mühlmann. Er ist in nassauischen Diensten.

Ich denke mir, daß Du, liebe Seele, ohngefähr mit dem 1. Mai abreisest. Dann kannst Du vor dem Junius nicht in

*) v. Wolzogen.

jenen Gegenden sein, und vermutlich findest Du dann Caroline in Frankfurt oder in der Schweiz. Deine Ankunft hier scheint mir vor dem 1. Juli unmöglich. Es wäre unendlich schön, wenn wir uns an unserm Hochzeitstage wiedersehen könnten. Ob ich Dir werde bis Erfurt entgegenkommen können, muß ich erst sehen. Wenn ich es kann, tue ich es sicher.

Lebe herzlich wohl. Ewig Dein H.

167. Caroline an Humboldt

Rom, 24. Februar 1810

Geliebtes Herz!

Der Posttag ist wieder vorbei ohne Briefe und bis Dienstag keine Hoffnung, das macht mich trüb. Ich befinde mich besser. . . . Gestern zu meinem Geburtstage haben die Kinder mir Blumen und Kuchen geschenkt, den sie selbst gemacht und auch gegessen haben, denn ich konnte nicht. Thorwaldsen hat mir eine niedliche Zeichnung geschenkt, Eberlein eine Aussicht auf den Aventin, was mich wirklich sehr gerührt hat, denn ich war in dem Fall gewesen, ihm einige kleine Gefälligkeiten zu erweisen, und Rauch ein klein Basrelief, Mars und Venus,*) sehr hübsch und Adelheids Figur*), erst in Ton, sitzend in natürlicher Größe, mit einem Schmetterling in den lieben Händchen. Die Ähnlichkeit des Kopfes ist auffallend und schön genommen, die Jugendlichkeit, Kindlichkeit und Reinheit der Gestalt ist sehr schön, sie ist halb bekleidet, nur Nacken, Arme und Brust sind bloß. Du kannst wohl denken, daß sie nie dazu gesessen hat, als bloß zum Kopf, allein er hat ein Modell, genau wie Adelheid an Alter und Wuchs. Wenn es angeht, will ich sie in Marmor machen lassen.

*) In Tegel.

Abends war Werner*), der junge Schloſſer**) und Herr v. Hymmen, von dem ich, glaube ich, ſchon geſprochen habe, bei mir, und Werner las mir ſeine Kunigunde vor, die viel Schönes und Tiefempfundenes hat. So verging der Tag.

Von Visconti***) habe ich eine Antwort bekommen wegen des Basreliefs der Parzen†), er weiß aber auch nichts weiter, und kein Menſch kann das Inſtrument, das die mittlere hält, erklären. Und warum hat die mittlere Figur einen Kothurn, da die beiden andern Schuhe haben? Das Inſtrument, das die mittlere hält, ſieht aus wie Federn. Rauch iſt auf den Einfall gekommen, ob es die Federn der Muſen ſein könnten? Hirt††) weiß wohl auch nichts? Dies Basrelief iſt die Krone des Muſeums.

Ewig Dein.

168. Humboldt an Caroline

Berlin, 27. Februar 1810

In meiner äußeren Lage geht nichts Bedeutendes vor. Ich arbeite ruhig und mit Fleiß fort. Mit dem Hofe ſtehe ich ſehr gut und habe nun ſeit meiner neuen Ankunft hier ſchon dreimal beim König gegeſſen. Sie ſpaßen und lachen mit keinem ſo viel, als mit mir, und wo ich den König oder die Königin in Geſellſchaft begegne, ſprechen ſie immer mit mir. Neulich, als ich da aß, haben ſie mich beſonders geneckt. Ich habe vom König mir das Prinz Heinrichſche Palais für die Univerſität erbeten und bekommen. Nun aber nachher hätte die Königin es gern für die Prinzen gehabt, und es wohnen auch viele Menſchen darin, die ich ausziehen laſſe. Darüber haben ſie mich neulich ſehr zum beſten gehabt, und ich habe wirklich einen Menſchen wieder mehr darin laſſen müſſen,

*) Vgl. S. 60. — **) Vgl. S. 146. — ***) Vgl. S. 117.
†) Vgl. S. 325. — ††) Vgl. S. 325.

da sie mit dem Spaß darüber nicht aufhörten. Auch hat mich die Königin bei dieser Gelegenheit ihre Zimmer sehen lassen, die sehr hübsch sind. Es ist unter anderem eine Kopie der Dresdener Madonna darin, die aber lange nicht ist, was sie sein könnte. Die Königin führte mich auch in die Zimmer der Prinzessinnen, die noch klein sind und neben ihr wohnen. Prinzessin Louise*) ist ein äußerst hübsches Kind.

Von dieser Seite ist also meine Lage recht angenehm, auch die Geschäfte haben Fortgang, und amüsant ist die große Mannigfaltigkeit. Heute habe ich zum Beispiel eine große Konferenz über die Ausrottung der Krätze in der Charité gehabt. Diese üble Krankheit hat nämlich seit dem Kriege entsetzlich in Berlin zugenommen, und die Charité wimmelt davon. Dabei fehlt es an Wäsche, ich bin neulich selbst dagewesen, Du hast keinen Begriff, wie das aussieht. Ich treffe aber jetzt umständliche Anstalten, und so soll es, denk ich, in wenigen Monaten besser sein. Auch stelle ich Kohlrauschen, nachdem er mich in Rom so oft mit seiner Sehnsucht nach einem großen Hospital, von dem er ordentlich wie von einer Geliebten sprach, geplagt hat, jetzt wenigstens auf einige Zeit mit der Charité in Verbindung. . . .

Ich menagiere alle Verhältnisse aufs äußerste. Ich werde schon machen, daß es meinem lieben holden Kinde nie fehlen soll. Ich kenne keinen schrecklicheren Gedanken, als wenn Du je von dieser Seite leiden müßtest. Für mich wäre mir sehr wenig daran gelegen. Auch für die Kinder nicht so viel. Zum Teil ist ihnen oft eine nicht zu große Aisance vorteilhaft. Aber den Gedanken, daß Dir etwas abginge, trüge ich nicht. Es soll aber auch nicht, wenn ich nur irgend gesund bleibe, und nicht alle Dinge auf einmal mißglücken.

Ewig Dein. H.

*) Spätere Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande.

169. Humboldt an Caroline Frankfurt a. d. Oder, 4. März 1810

Du mußt nicht erschrecken, liebe Li, mich abermals unterwegs zu sehen. Ich gehe, ob ich gleich auf dem Wege nach Königsberg bin, diesmal nicht weiter; bin bloß hergekommen, um den Professoren ein Trost und ein Schrecken zu sein, und gehe übermorgen nach Berlin zurück. Im Grunde ginge ich freilich lieber nach Königsberg. Allein, wie ich jetzt bin, habe ich, wenn ich Theodor ausnehme, an niemand in Berlin rechte Freude.

Ich bin mit Süvern*), der einer meiner Staatsräte und ein interessanter und mir anhänglicher Mensch ist, hergereist, wir haben aber wenig voneinander genossen. Wir fuhren gestern abend um 7 Uhr aus Berlin aus, und ich habe, meiner Gewohnheit nach, die ganze Nacht prächtig geschlafen.

Hier in Frankfurt jetzt als Herrscher zu erscheinen, wo ich vor 22 Jahren als Student sehr verliebt in die Herzen herumging, macht mich oft sehr lachen. Der Mensch bleibt aber immer der nämliche. Damals zählte ich Tag und Stunden, wo ich wieder in Berlin sein würde und rechnete es immer im Kalender aus. Jetzt streiche ich in Berlin ebenso jede Woche und freue mich, wenn der Raum bis zum 1. Julius kürzer wird. Zürne mir aber nicht, liebe Seele, daß ich meine kindische Verliebtheit in die große Schwester**) (wie die Wolzogen sie immer nennt) mit meinem Gefühl für Dich in Vergleichung bringe. Es ist nur ein Scherz, denn sonst leidet nicht einmal die Ungeduld der Sehnsucht irgendeine Vergleichung.

Die Schwester, da ich einmal von ihr spreche, ist übrigens von großer Zärtlichkeit und wirklich doch noch, wenn irgend etwas Toilette hinzukommt, sehr schön. „Und ich bin galant!" Wenn wir

*) Vgl. S. 146.

**) Henriette Herz, „Schwester" im Sinne der „Verbindung" in den Jahren 1788—1790.

allein sind, sind wir auf Du und Du und dem Bruderkuß. Die gleichen Ehren genießen Dohna und Schleiermacher. Mich soll nur sehr wundern, ob, wenn sie mit Dir und mir allein ist, sie diese Vertraulichkeit in einen bescheidenen Schleier hüllen wird. Sie ist noch immer dieselbe, sie lernt ewig und nimmt ewig Stunden, ohne jemals nur irgend interessanter zu werden. Aber gutmütig ist sie sehr. Larochens*) gehn auch wieder mit ihr um, aber Carl hält sich strenger wie ich. Er sieht sie nicht allein und nicht auf dem alten Fuß. Ich denke, Du wirst darum nicht eifersüchtig werden.

Hier in Frankfurt wird es unendlich viel Langeweile geben. Der Studentenhaufe (es sind jetzt wirklich über 400 hier) will mir morgen abend Musik bringen, die Professoren in corpore geben mir übermorgen eine Fete, Du siehst also, daß es an Stoff zur Langeweile nicht fehlt. Indes bin ich die so gewohnt geworden, daß ich zu behaupten pflege, daß es gar keinen Ennui in der Welt gibt.

Den Universitäten war es sehr nötig zum Trost und zur Beruhigung zu erscheinen. Seitdem die Stiftung von Berlin gewiß ist, glauben die Professoren hier, daß man sie bloß bestimmt, in einem langsamen Tode hinzuschmachten. Ich habe der Universität zwar 7000 Taler jährliche Zuschüsse vom König verschafft, allein die Kasse ist auch in sehr schlechten Umständen, und es kann also bei weitem nicht die ganze Summe auf Verbesserungen verwandt werden. Viele Leute wundern sich, daß ich Frankfurt neben Berlin bestehen lasse. Allein ich glaube, es wird immer noch Menschen geben, die lieber hier, als in Berlin studieren, und so mögen beide Anstalten ihre Lebenskraft gegeneinander versuchen.

Verzeih, daß ich Dir so weitläufig darüber schreibe. Aber diese Dinge liegen mir jetzt oft und fast immer im Kopf; ich habe mich einmal hineinbegeben, sie durchzusetzen, mein Ruf hängt daran, um so mehr, da ich eine Menge von Menschen habe, die das, was

*) Vgl. S. 72.

geſchieht, tadeln, und dem, was ich noch unternehme, einen ungünſtigen Ausweg wünſchen. Das letztere wundert Dich vielleicht, da ich an ſich harmlos bin und ſelbſt nicht leicht jemand angreife. Aber es iſt offenbar Neid zugleich auf meine Tätigkeit und meine Lage. Ich bin jetzt der einzige im Staat, deſſen Tätigkeit einen Fortgang und einen in die Augen leuchtenden Fortgang hat. Ich bin wieder der einzige, der ohne den Titel des Miniſters die ganze Freiheit und Wirkſamkeit eines Miniſters in einem weitläufigen Departement beſitzt. Endlich kommt die Gunſt des Hofes, des Königs und der Königin dazu. Aus allem dieſem zuſammengenommen iſt die Erſcheinung äußerſt begreiflich. Aber an Anhang fehlt es mir gewiß auch nicht. Beſonders ſind mir alle, die unmittelbar mit mir zu tun haben, vollkommen ergeben. Nur freilich verdammt mich alles das zu einer Tätigkeit und einer nach außen gerichteten Aufmerkſamkeit, die mit meinem vorigen Leben in frappantem Kontraſt ſteht. Die Heiterkeit und Ruhe des Geiſtes nimmt es mir auf keine Weiſe. Es macht mich vielmehr lebendiger und regſamer. Aber ob nicht manches Schöne langſam untergeht, was nur aus der Gekehrtheit in ſich, aus innerer Einſamkeit entſpringt, das beſorge ich manchmal.

Was mich tröſtet, iſt, daß ich doch immer und ununterbrochen neben dem äußeren ein inneres Leben führe, und daß es vielleicht wenig auf die Menge der Zeit ankommt, die man dem letzteren geben kann. Im tiefen Herzen habe ich immer ein anderes Intereſſe, als der Tag und die äußere Lage gebieten, und es gibt keinen Moment, in dem ich nicht ſogleich alles Äußere, auch die gelingende Tätigkeit, die allein darin Reiz für mich haben kann, für jene innere Empfindung hingäbe. Die Erinnerung an Dich und die Sehnſucht nach Deiner Rückkunft ſehe ich eigentlich als das ewig reinigende und läuternde Prinzip in mir an. Solange alles, was ſich darauf bezieht, gleiche Inbrunſt und Heiligkeit umſchließt, bleiben auch Geiſt

und Gefühl in derselben Sphäre und schwindet die Besorgnis, daraus heruntergezogen zu werden.

Es ist das die wahre und rechte Bestimmung der Frauen, nicht zu gestatten, daß die Männer, die einmal nicht anders als an gewisse Arbeiten gekettete Sklaven, bestimmt sind, sich im materiellen und realen Leben herumzutreiben, der besseren und höheren Freiheit fremd werden. Ich bin mir bewußt, daß ich das sehr früh empfunden habe, und bin oft nicht begriffen worden, wenn ich über Männer und Frauen und ihr gegenseitiges Verhältnis sprach. Aber wenig Frauen auch sind gemacht, um durch ihr Dasein, denn es gehört eigentlich nur dazu, da zu sein und selbst in Freiheit zu walten, diesen Segen reich und wohltätig zu verbreiten; wenige sind so, daß man sich ihnen nur zu nahen braucht, um eine feinere und reinere Sphäre zu atmen, und noch weniger Männer sind fähig, diesen Odem, auch wo er unleugbar weht, zu empfinden und in unentweihter Brust aufzunehmen. Es ist sogar traurig, daß selbst die Besten es nicht in allen Momenten sind. Ganz ist es freilich unmöglich. Das Heiligste ganz zu empfinden, ist man immer nur in Momenten gestimmt, auch der Höchste kann darin nicht anders sein. Er ist schon glücklich, wenn er nur zu verhindern vermag, daß aus dem Mangel der reinen und harmonischen Stimmung nicht Kränkung und Unempfindlichkeit hervorgeht, daß wenigstens, was das Höhere und Bessere in ihm gewirkt hat, immer in Liebe und einer Scheu, die die echte Liebe immer begleitet, sichtbar bleibt.

Auch dahin zu kommen, liebe Li, ist nicht leicht, und ich weiß sehr wohl, daß ich nicht immer so gewesen bin, und daß Dein Leben noch glücklicher und schöner hätte sein können. Aber es ist doch in mir mit dem fortschreitenden Leben immer reiner und reiner geworden, ich habe Dein liebes, großes Wesen, da Dir in dieser echten Weiblichkeit keine sich nur irgend gleich-

stellen kann, immer tiefer und harmonischer gefühlt, und meine Sehnsucht zu Dir ist mit jedem Tage unseres Zusammenseins gewachsen. Darum fürchte ich auch jetzt weniger von heterogenen Beschäftigungen, wenn Du mir nur bleibst, und ich Dich bald wieder hier besitze. Ich denke auch nicht, daß das Leben, wie ich es jetzt führen muß, unser häusliches zu sehr stören soll. Es läßt sich darin doch vieles einrichten, und wenn nur erst einige Monate hin sind (an Jahre kann man jetzt in keiner Lage denken), so werde ich auch weniger mit Arbeiten und Zerstreuungen überhäuft sein.

Adieu mein einzig teures Herz. Mit inniger Liebe ewig Dein H.

170. Humboldt an Caroline

Berlin, 6. März 1810

Ich bin heute vor ein paar Stunden wieder hier angekommen, liebe Li, und befinde mich sehr wohl.

Mein Aufenthalt in Frankfurt ist noch sehr brillant gewesen. Die Studenten haben mir am zweiten Abend eine Musik mit Fackeln und einem lauten Vivat gebracht. Zwei kamen in meine Stube und haranguierten mich. Die ganze Stadt war in Alarm und die Sache eine allgemeine Fete. Am letzten Tag gab mir die Universität ein Diner. Im Ernst aber habe ich manches Gute bewirken können und den Leuten doch wieder Mut und Vertrauen gegeben. Es sind auch einige neue Professoren, die ich hinberufen, da, durch die die Universität schon sehr gewonnen hat. Wie das gelehrte Volk um mich herum ist, kannst Du überhaupt nicht glauben. Neulich hat einer aus Leipzig in einem Brief an mich auf Alexander und mich die Worte aus Tasso:

„Dem Kind schon klang
Der Name Herkules von Este,
Schon Hyppolit von Este voll im Ohr"

angewandt, und dann setzt er hinzu: „es ist seltsam, und ich weiß mir's kaum zu erklären, aber ich habe mehr Vertrauen zu Ihnen, wenn ich Sie mir noch als Deutscher zu Rom denke". Man muß wenigstens gestehen, daß der Mann sich besser als die gewöhnlichen auf die Kunst versteht, etwas Gefälliges zu sagen.

Dein Urteil über die Wahlverwandtschaften ist auch großenteils das meinige*). Die Staël schreibt mir fast aus der Seele darüber. Sie sagt: „le . . . ne me plait pas du tout (das ist für mich zu stark) il tend à dépouiller la vie de toute . . . l'on-y meurt d'amour, sans que pour cela les sentiments inspirent plus d'interet et que les caractères paraissent plus sérieux, il semble qu'il cherche à caractériser en tout l'empire du hasard." Das letztere finde ich äußerst wahr. Schicksal und innere Notwendigkeit vermisse ich vor allen Dingen darin. Auch glaube ich im Gespräch mit Goethe entdeckt zu haben, daß sehr viel Reminiszenzen in dem Roman aus dem wirklichen Leben angebracht sind, die er nun nicht genug poetische Kraft oder Stimmung gehabt hat, in ein Ganzes gehörig zu verschmelzen. Ihm aber darf man so etwas nicht sagen. Er hat keine Freiheit über seine eigenen Sachen und wird stumm, wenn man im mindesten tadelt. Es schadet dem Verhältnis und hilft nicht der Sache.

Herr von Hymmen interessiert mich nach Deiner Schilderung. Ob er uns hier aufsuchen und finden wird? Es ist lächerlich zu sagen, aber, glaube mir, es wechselt hier jeden Tag, und noch seit heute mittag bin ich sehr ungewiß, ob ich in meiner Lage bleibe. Aber das geht immer wieder über, und laß Dich darum nicht stören. Allein am Ende brichts doch. *Ἔσσεται ἦμαρ ὅτ' ἂν ποτ' ὀλώλῃ Ἴλιος ἱρή.***) Umarme alle. Mit inniger und sehnsuchtsvoller Liebe Dein H.

*) Hier fehlt ein Stück Papier, so daß vier Zeilen ohne Ende sind.

**) „Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilion hinsinkt."

171. Caroline an Humboldt

Rom, 10. März 1810

Verzeih, geliebtes Herz, daß ich einen Posttag nicht geschrieben. Tausend, tausend Kleinigkeiten hinderten mich daran. Am Mittag reise ich nach Neapel ab. Ich verspreche mir viele Freude von der Reise. Ach, aber wärst Du mit, so wäre es freilich viel schöner. Wie fühle ich, wie sorgsam Du immer alles tatest, ich hatte wirklich ehemals gar nichts zu tun, Du sahest immer so still aus und tatest doch auf Reisen alles.

Liebe Seele, gestern bekam ich Deinen lieben Brief vom 10. Februar, der mich sehr interessiert hat. Daß der Prinz von Mecklenburg*) mir gut ist, freut mich, aber ich weiß doch, daß ich sein Lob nicht verdiene. Theodor tausend Küsse, warum schreibt er mir nicht, beneidet er mich selbst nicht um die Reise? Tausend herzliche Grüße an Carl und die Seinen.

Wird Neapel so wunderbar schön sein? Ach mein Herz, selbst zur Porta S. Giovanni geht man mit Angst, es geht doch aus Rom heraus. Rook hat mir geschworen, daß er nie über Ponte Molle gegangen, seitdem er hier sei, er habe immer gefürchtet, die Brücke bräche hinter ihm ab. Wenn wir eine Zeitlang in Berlin gewesen sind, dann laß uns nur sagen, „es behält mich nicht"! Verzeih den Scherz. Ich komme ja doch so gern, ich komme ja zu Dir. Deine Bücher und Kupferstiche und die italienischen Karten sind eingepackt und gehn mit des Prinzen Sachen bis Gotha. Geliebter, lebe wohl! Ich schreibe bald und mehr, ich bin unerträglich zerstreut gewesen in diesen Tagen, der Karneval, das Einpacken, die Visiten. Adieu!

*) Vgl. S. 106.

172. Humboldt an Caroline

Berlin, 17. März 1810

Ich habe die letzte Woche sehr eingezogen gelebt und schränke meine Gesellschaften immer mehr ein. Ich gehe fast nur hin, wo ich gebeten werde, und zur Prinzessin Luise*), die aber noch krank ist, und zur jungen Voß.**) Das Bitten wird nach und nach auch einschlafen, wenn ich nicht Besuche mache, und es wäre mir sehr erwünscht, wenn es geschähe. Meine Geschäfte, wenn ich sie auch schnell und leicht abmache, sind sehr zahlreich, allein vorzüglich ziehe ich mich zurück, um, wenn Du kommst, mehr zu Hause zu sein. Ich begreife noch gar nicht, wie ich in den ersten Wochen es über mich gewinnen werde, Dich nur auf Stunden zu verlassen. Ich liebe Dich so unendlich, mein einzig, einzig teures Herz, und bin seit einigen Tagen, ohne selbst recht zu wissen warum, tief im Innern wund und wehmütig gestimmt, aber klar und still dabei. Man pflegt zu sagen, daß das die Frühlingsluft macht, und wohl erschließt sich die Brust freier in ihr. Aber es ist nicht eine neue von außen eingehauchte Stimmung, die mildere Luft macht das Herz nur reger und lebendiger und gibt es mehr sich selbst zurück. Man würde, wenige Momente ausgenommen, immer wehmütig gestimmt sein, wenn man immer sein besseres Wesen ganz empfände, wenn nicht Zerstreuung und Arbeit bald hier-, bald dorthin risse. Denn an sich ist das Leben verwundend, und man vergißt es nur, wie man auch vergißt und verlernt, daß das Odemholen eine Last ist. Es ist sicherlich nicht, daß ich unglücklich wäre. Ich bin vielmehr sehr, sehr glücklich, ich habe, durch eigene Natur geleitet und durch Gewohnheit geübt, mich dahin gebracht, immer mein eigentliches Leben nur in einem Gefühle zu suchen, und da dies eine Gefühl nur Du bist, Du verwebt in alles, was

*) Vgl. S. 135. — **) Vgl. S. 106.

ich denke und empfinde, eben immer nur Du, und Du so gut und lieb bist, so ist mein tiefes inneres Glück auf ewig geborgen. Aber das Beste, was man in der Seele trägt, ist so himmelweit anders, als alles, was einen umgibt, daß allein das jene Wehmut hervorbringt.

Ich bin unterbrochen worden, liebe Li, es waren viel Leute hintereinander bei mir. Goethe schreibt mir jetzt von Zeit zu Zeit. Er hat mir sehr viel Hübsches von Deinem Briefe gesagt, an dem er große Freude gehabt hat. Es schreibt auch niemand so hübsch und so gemütvoll, wie Du. Es ist ein eigenes Talent, und es ist Unrecht, es ein Talent zu nennen. Es setzt die ganze Seele voraus, indes gibt es freilich Menschen, die gewissermaßen von Natur stumm sind, und wo die Seele nie voll, nie rein in den Ausdruck übergeht.

In Deinem Schreiben ist noch mehr sogar. Man fühlt, wie im Schreiben selbst die Sprache auf Dich zurückwirkt, wie sie wieder Ideen und Empfindungen weckt, und diese lebendige Wechselwirkung ist es eigentlich, auf der die Kunst des Schreibens beruht. Ich habe in Erfurt unzählige Briefe von Dir in aller Art und aus allen Zeiten Deines Lebens gelesen, und sie sind mir unendlich merkwürdig gewesen. Alles Beste und Schönste, das Du jetzt hast, hat sich ganz früh in Dir geregt, es erscheint nur in veränderter Gestalt, manchmal mit einigem, aber nie großem, nie bindendem Einfluß der Menschen, die Dich umgaben. Es ist schmerzlich, daß mit Frauen alles Große, was sie und die Welt in ihnen ausbildete, gewissermaßen ungekannt hinstirbt. Seiner inneren und höheren Natur nach kann es selten mehr wie einer eigentlich erkennen; allen übrigen bleibt es entweder verborgen oder wird nur dunkel geahndet, und in vielen wird es selbst dem Einen, den nun das Schicksal gerade enger mit ihnen verknüpft, nie klar. Aber es ist auch wieder schön und gut. Das Höchste und Beste

muß eigentlich, wie das Gold im Schacht, einsam und dunkel bleiben, und das hindert doch nicht, daß es nicht sehr mächtig und sehr wohltätig um sich herum walte. Ich bin sicher überzeugt, daß die Macht, die Frauen ausüben, unendlich größer ist, als die, welche von Männern ausgeht. Ohne es zu wollen, prägen Frauen in allen Verhältnissen die Gemüter nach sich um.

Der Aufenthalt in Laroches Hause ist Theodor äußerst wohltätig gewesen. Er und sie lieben ihn außerordentlich. Du wirst überhaupt mit großer Freude bei Carl sein. Du glaubst nicht, wie treu er uns anhängt, und wie brav er in jeder Rücksicht ist. Von jedem, von dem er glaubt, daß er mir gut ist, denkt er gut, und wo er das Gegenteil auch nur noch so fern ahndet, ist er, was sonst gar nicht sein Charakter ist, mißtrauisch. Ich hoffe, Laroche jetzt auch in seinem Dienst fortzuhelfen. Das ist zwar schwer, denn, ob er gleich im allgemeinen gut dient und höchst fleißig ist und die ihm nun einmal anvertraute Partie versteht, so fehlt es ihm an allem, was im Dienst eigentlich weiter bringt. Es fehlt ihm an dem Ehrgeiz und Selbstvertrauen, die zu jedem Emporkommen in Stellen unumgänglich notwendig sind. Er ist sogar zu bescheiden, zu gutmütig und stellt sich zu leicht gegen andere in den Hintergrund. Darum war es auch mir unmöglich, ihn zum Staatsrat emporzubringen oder ihn an die Spitze eines Collegii zu setzen. Vom Staatsrat hielt ihn selbst die ökonomische Rücksicht zurück. Er und die Frau meinen, es sei für die Einkünfte sicherer, bei dem Oberbergrat hier als beim Ministerium zu stehen. Welche Katastrophen auch kommen möchten, so würden die in der ersten Art angestellten immer sicherer in ihren Posten bleiben als die andern. Unter diesen Umständen habe ich nur betreiben können, daß er zweiter Direktor des Oberbergamts wird und eine Zulage erhält. Er hat jetzt ungefähr 2500 Taler. Darin nun hoffe ich auch glücklich zu sein. Dohna ist ihm gut, nur ist es freilich un-

geheuer schwer, Dohna in Bewegung zu setzen, selbst für die Sachen, die er selbst begünstigt.

Ich lasse jetzt unsere Sachen von Erfurt kommen. Es scheint mir noch immer sonderbar genug, mich festsetzen zu wollen, da nichts recht die Garantie der Festigkeit in meiner Lage darbietet und diese Lage doch die einzige Bedingung ist, unter der wir Berlin bewohnen würden. Allein wir müssen doch einigermaßen sitzen und liegen können, da das bloße Stehen und Gehen doch auf die Länge ermüdet.

Umarme die Kinder. Ewig Dein H.

173. Caroline an Humboldt

Neapel, 17. März 1810

Vorgestern abend bin ich glücklich hier angekommen, mein allerteuerstes Herz. Alle Kinder sind wohl und munter, und wir sind alle entzückt über die Schönheit Neapels. Ich hatte es mir sehr schön gedacht, es ist aber noch schöner. Nichts Imposanteres gibt es und Lieblicheres als den Golf. Ich wohne Sta. Lucia bei Libotti und habe das Meer vor mir, den Vesuv gegenüber, an dessen Fuß Portici liegt, rechts Posilippo. Der Vesuv hat allerdings Ähnlichkeit von Monte Cavo, nur daß ein ebenso mächtiger Berg ihm angeschichtet ist, der hintere Rand des Berges, den der Horizont abschneidet, ist höher, und man sieht mit bloßen Augen den eingestürzten Krater. Es ist eine Grandiosität und Lieblichkeit in dieser Natur, die sich nicht mit Worten ausdrücken läßt. O wärest Du doch hier!

Unsere Reise ist ganz glücklich gewesen, und unsere Pferde haben den Weg ohne besonders angegriffen zu sein gemacht. Den 10. nachmittags fuhren wir nach Albano, den 11. nach Cisterna,

den 12. durch die Paluden bis Terracina. Das ist ein himmlischer Ort, in dem man notwendig ein paar Monate leben sollte. Palmen, Pinien und Zypressen wechseln da mit einer besonderen Grazie. Wir gingen auf den Berg, wo die Ruinen des Schlosses des Theoderich liegen, die beiden Kleinen immer voran wie Gemsen. Man kann mit den beiden kleinen Dingern jetzt alles machen. Die Aussicht vom Berge auf das nahe S. Felice (Circello), den Meerbusen, die Stadt, die Hügel ist ergreifend schön.

Den folgenden Tag fuhren wir nach Gaëta, den 14. früh fuhren wir zu Wasser nach der Festung, besahen diese, und nachmittags nach St. Agatha. Den 15. waren wir um 5 nachmittags in Neapel. Wir haben keinen Tropfen Regen gehabt, und alle Tage waren gerade so viel bewölkt, um daß die Sonne uns nicht inkommodiere. Der letzte war ganz heiter und wolkenlos, beim heitersten Himmel zogen wir ein. Ich habe mich schon hundertmal gefragt, ob ich noch einmal mit Dir hier sein werde. Gesehen habe ich noch nichts als gestern nachmittag Villa Reale, die nichts als eine hohe, breite Terrasse ist, an der das Meer ruhig oder tobend immerfort anschlägt und sich bricht. Gestern abend war es stürmisch. Die Freude der Kinder daran, und wie der Anblick sie wie mit Zauberbanden fesselt, würde Dich sehr verwundern. Ida*) und Caroline hatten eine große Freude sich wiederzusehen.

Rauch, meine geliebte Seele, ist ordentlich erzürnt, daß Du Neapel nie gesehen hast; er wird ganz wild, wenn er davon spricht. Die Reise — wir haben fünf Nächte unterwegs geschlafen, mittag und abend gegessen, alles in allem — hat mich 32 Skudi bisher gekostet. Die Kinder grüßen Dich auf das zärtlichste. Hermann hat unterwegs einen dritten Zahn bekommen und ist gesund und wohl. Gestern nachmittag fuhr ich in das Kasino des Chevalier

*) Ida Brun, vgl. S. 165.

Hamilton, das an der Spitze vom Posilippo, umgeben vom Meer, nächst dem verödeten Palast der Königin Johanna, liegt. Dies Schloß hat etwas Gespensterartiges. Ein andermal werde ich hineingehen. Adieu, meine Seele, lebe wohl. O hätte ich Dich und Theodor hier!

174. Caroline an Humboldt

Neapel, 22. März 1810

Ich bin so glücklich gewesen, drei Briefe von Dir auf einmal zu bekommen, mein teures und geliebtes Herz. Im letzten war der Plan des Hauses, das wir bewohnen werden, und das mir wegen des Gartens sehr gut scheint. Der Gedanke hat mich auch frappiert, daß wir die Li vielleicht in dem Hause verheirateten. Ach ja, wohl ein erschreckliches Wagen. Maier behandelt die Li mit Sorgfalt, beim ersten Blick auf sie sagte er, daß sie alle höchsten Zeichen von Bleichsucht hätte, und werde Pyrmont brauchen müssen. . . .

Wie himmlisch es hier ist, vermag ich Dir nicht zu sagen. Die Schönheit der Erde und des Himmels ist über alle Beschreibung. Es fehlt mir nichts, als daß Du es kennteſt. Gestern, mein geliebtes Leben, war ich in Herkulanum und Pompeja. Von Herkulanum ist bloß das Theater aufgegraben, und man sieht es unter der Erde, denn es liegen sechs Schichten Lava 70 Palm*) hoch darauf. Das Theater ist aber sehr groß und prächtig gewesen, und die schönsten Sachen in den Studien stammen daher. Der Boden, alle Seitenwände, alles ist Marmor, Mosaik und giallo antico. Die Lava ist eine furchtbare Materie, etwas so Rohes, Ungezügeltes, ich habe sie nicht ohne Schauder ansehen können, und wie sie sich so in alles hineingepreßt hat, wie die armen kanellierten Säulen

*) Ein Palm = eine Handbreit.

drinnen sitzen, es sieht ordentlich rührend aus. An einer Stelle sieht man den Eindruck einer Maske in der Lava (von einer Statue), so scharf, so bestimmt, kein Künstler könnte es bestimmter und besser abgießen. Herkulanum wird schwerlich jemals mehr ausgegraben werden, weil ein großes und schönes Paëse, Portici darauf steht, weil es auch eine ungeheure Arbeit sein würde, nicht aus Erde, sondern aus Stein herauszugraben, eigentlich herauszuhauen. Aber es sind wahrscheinlich große Schätze da untergegangen, der Schönheit und Größe des Theaters und der Bibliothek nach zu urteilen, die auch zufällig entdeckt wurde.

Pompeja, das man recht bequem sieht, ist wirklich außerordentlich merkwürdig. Nach und nach wird man die ganze Stadt wieder herstellen. Wenn man nach einem Plan gleich von Anfang an gegraben hätte, so wäre sie es schon. Sie ist nicht mit Lava, sondern nur mit einem Aschenregen überdeckt worden. Man geht auf den alten Straßen, man sieht die Spuren der Räder, obgleich die Straßen sehr schmal waren, man tritt in die Häuser und Budiken, die meist an den Ecken angebracht sind. Die Häuser sehen sich im ganzen ähnlich. Immer ein viereckiger Hof mit einem mit Marmor sorgsam eingefaßten Bassin in der Mitte, die Zimmer ausgemalt in der Arabeskenmanier. Wenn die Meublen noch herumständen, die von Stein und Bronze sich erhalten, die kleinen Götter neben den Hausaltären ständen, so müßte die Täuschung, als könnten die ehemaligen Bewohner wieder eintreten, ins Unendliche gehen. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr Du mir gefehlt hast, wie ich Dich zu mir gewünscht habe. Pompeja ist weniger prächtig und opulent als Herkulanum gewesen, vieles ist nur in Stuck, die Bildhauerei auf diesem Stuck ist schlecht, aber die Masse des Stucks ist das Feinste, was man sich denken kann. In Pompeja sind zwei Theater, ein kleines neben dem Soldatenquartier und ein größeres für Publikum, eine Schule mit dem

Katheder. Wie die Stufen eingelaufen sind von den kleinen Kinderfüßchen, kannst du nicht glauben.

Die Lage von Pompeja ist himmlisch, die Gebirgskette nach Sorrento zu links und vor sich das Meer, das in jener Zeit wohl noch näher kam, denn Pompeja war ja ein Hafen. Was mich und uns aber am allertiefsten gerührt hat, war, wie wir zum Tor der Stadt hinausgingen, da fangen nun auch immediate die Gräber an. Wie schön ist doch diese Sorge der Lebenden um die Hingegangenen und dies sozusagen fortgesetzte Leben mit ihnen. Die Straße der Toten in Pompeja ist nicht sehr weit fortgesetzt, doch genug, um zu beiden Seiten einige schön erhaltene Monumente zu zeigen und dazwischen halb gezirkelte Plätze mit steinernen Sitzen, die im Halbzirkel herumlaufen. Um einen dieser Plätze steht eine Inschrift, der Name der Familie, die Priester gewesen, und daß dies ihr öffentlicher Begräbnisplatz sei. Wenn man das sieht, so begreift man recht, wie so oft in den alten Schriftstellern steht, daß sich die Alten vor das Tor setzen usw.

Ich werde gewiß abreisen, wie es gehn will. Deine Briefe gehen bis Rom 21 Tage, bis zum 15.—20. schreibe immer nach Rom, dann nach Genf an den Bankier der Staël, dann nach Frankfurt an die Gebrüder Bethmann.

Ich umarme Dich und Theodor und freue mich einzig auf Euer Wiedersehen.

175. Caroline an Humboldt

Neapel, 26. März 1810

Tausend Dank, geliebtes Herz, für Dein liebes Sonett aus Burgörner. Das ist auch mir der größte Reiz an Burgörner, daß wir uns da zuerst sahen. Meine teure Seele, wir wollen gewiß noch recht still und hübsch miteinander leben. Und auch

vielleicht wieder hier. Ich habe es auch darum à coeur, unsere Vermögensumstände zu schonen, zusammenzuhalten, um uns diese Resource aufzusparen. Außer dem, daß es mir nicht recht edel von Dir vorkäme, jetzt den Dienst zu verlassen, glaube ich auch, ist es eine Pflicht gegen die jüngeren Kinder, sie nicht der Deutschheit zu entziehen. Die erste Ursache meines Zurückkommens ist, wieder mit Dir zu leben, zu sein, gegen Adelheid und Gabrielle halte ich es, wie gesagt, für eine Pflicht, sie mit dem bekannt zu machen, was nur durch das Leben dort ihnen eigentümlich werden kann, gegen Caroline sehe ich es auch als Pflicht an, ihr die Möglichkeit zu verschaffen, mit mehr Mädchen umzugehen und sich zwischen hier und ein paar Jahren zu verheiraten. Mit Theodor wünsche ich innigst wieder zusammen zu sein, es würde mich schmerzen, ihn in dieser Lebensperiode nicht zu sehen und zu beobachten. So trifft alles zum Kommen zusammen, und Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich komme und mit Freuden. Mein geliebtes Herz, nimm mich mit Liebe und Nachsicht auf. Es macht mich ordentlich traurig, wenn Du sagst, daß Du mich nicht verdientest, da es ganz umgekehrt ist, und ich es so deutlich einsehe.

Es freut mich, daß Du eine häusliche Gesellschaft an dem jungen Hedemann*) hast. Grüße ihn von mir, da er Dir so sehr gut ist.

Lebe wohl, geliebte Seele, die Kinder grüßen und umarmen Dich und ich Dich und Theodor.

Lebe innigst wohl.

*) Vgl. S. 239.

176. Caroline an Humboldt

Neapel, 30. März 1810

Allerteuerſtes Herz!

Ich habe geſtern Deinen lieben Brief vom 27. Februar erhalten. . . .

Teures Weſen, es hat mich tief und innig gerührt, daß Du ſo lebhaft wünſcheſt, ich möchte den 29. Junius bei Dir in Berlin angekommen ſein. Allein ich fürchte, es iſt unmöglich. Es iſt mir beinah nicht möglich, vor dem 30. April wieder in Rom zu ſein. Du mußt bedenken, daß ich nicht ſo viel wie andere tun kann wegen des Pupos, und es iſt nur ſo, ſo, daß man in Neapel ſo wenig zu ſehen hätte. Die Touren ſind weit, und man ſieht doch auch manches gern zweimal, um es einigermaßen genauer zu kennen und zu genießen und ſich anzueignen. Neapel iſt ſehr ſchön und beſonders ſehr reizend, aber Rom iſt doch die ewige Stadt. In Rom bleibt mir noch viel zu tun, zu kramen und zu ſchaffen übrig. . . .

Mein Wunſch wäre geweſen, zu Deinem Geburtstage bei Dir zu ſein, wenn das aber nicht ſein kann und ich auch am 29. Juni noch nicht bei Dir ſein kann, ſo wollen wir für gewiß ausmachen, uns unter uns auf den 22. Auguſt zu freuen, nicht als ob ich erſt den 22. Auguſt eintreffen wollte, nein, aber weil das der Jahrestag iſt, wo ich Dich, mein lieber Wilhelm, zum erſtenmal in Burgörner geſehen habe. Und auf den erſten Tag und den erſten Eindruck fußt doch erſt alles; alles Folgende kommt nur daher. Adieu Geliebter, beſter, lieber Herzensmann.

Meine Ausſicht iſt herrlich, das Meer brandet unaufhörlich an den Kai, und gegenüber der Veſuv. Man erwartet eine Eruption.

177. Caroline an Humboldt

Neapel, 5. April 1810

Ich habe drei außerordentlich schöne Tage genossen, den 2. gingen wir nach Puzzuola und sahen dort die Überreste des Altertums und ergötzten uns an der herrlichen Aussicht. Der Tempel des sogenannten Jupiter Serapis ist sehr merkwürdig. Drei ungeheure Säulen stehen noch. Sie sind von Granit, von vielen anderen stehen noch die Postamente. Dieser Tempel ist in seinen Ruinen so merkwürdig, weil er einem die allerdeutlichste Darstellung der inneren Einrichtung gibt. Er ist sehr prächtig gewesen, und es liegen ungeheure Berge von Fragmenten überall herum.

Den 3. April fuhren wir wieder nach Puzzuola und von da zu Wasser nach der Grotte der Sybille, nach den Stufe di Nerone, nach Baja, nach Bauli und zum Mare morto, den Elysäischen Feldern und Kap Misene. Da ist eine Aussicht in den Campi Elisi, daß man hinknien möchte und beten und sagen: „Gott! wie hast Du die Erde so schön gemacht." Die Schönheit der Erde und des Himmels, diese Verschmelzung und Umarmung beider macht mich überhaupt so still, und ich möchte beinahe sagen, andächtig. Man wandelt unter diesem Himmel wie in einem Tempel der Gottheit, das Herz ist tief gerührt von solcher Schönheit. Mir ist schon tausendmal eingefallen aus den „Künstlern":

„Was du als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit dir entgegengehn."

Gestern war ich früh in Portici, um das Museum zu sehen, wo nichts mehr als die Malereien aus den verschütteten Zimmern von Pompeja sind. Die allerschönsten sind mit nach Palermo genommen worden, aber es sind noch merkwürdige da und in großer Menge. Die Alten haben die Malerei sehr gut verstanden, und ich und Rauch halten diese, wenigstens alle aufgesetzten Lichter, für

Ölmalerei. Es sind merkwürdige Sachen darunter, besonders wenn sie Architektur dargestellt haben, in Gärten und leichten Gebäuden, ganz japanischer Geschmack. Haben sie das schon gekannt?

Abends ging ich mit Rauch und den Kindern hinaus nach Salicettis Villa. Da liegt in ungeheurer Weite vor einem Capri, unten die Stadt mit S. Elmo, links der Vesuv und hinter ihm die allerherrlichste Bergkette mit unzähligen Ortschaften. Wo sie ins Meer fällt, bleibt zwischen ihr und Capri eine weite Meeresfläche, rechts der Posilipp, und über ihn herüber blickt Ischia mit dem hohen Epomeo. Da hinter dem Posilipp ging die Sonne unter und sandte alle ihre letzten Strahlen auf den Vesuv und das entfernte Gebirge, von solchem Schmelz kann man sich keinen Begriff machen. Es scheint eine Feerie.

Ich scheide mit vollem Glanze, nachdem ich mich hier noch an allem Schönsten recht berauscht habe. Ich komme ja zu Dir, und das wird mich trösten für Rom und Neapel.

Adieu, mein teures Leben.

178. Caroline an Humboldt

Neapel, 11. April 1810

Mein geliebtes, bestes Wesen!

Deine Nr. 16 aus Frankfurt und Nr. 18 vom 10. März aus Berlin sind mir zusammen richtig zugekommen. Ich glaube, Du könntest mir jetzt ohne die Vermittelung Welckers schreiben. Aber wenn diese meine Bemerkung bei Dir ankommt, ist die Zeit zum Schreiben nach Rom aus. Gott Lob, daß sie aus ist! Ich freue mich unbeschreiblich, Dich wiederzusehen, und Deine Freude darüber rührt mich bis zu Tränen. Ich verdiene Dich nie, meine Seele, aber ich tröste mich in mir damit, daß man ja Liebe als das Höchste empfängt, aber nie verdient.

Deine Briefe ſind immer ſo hübſch, meine Seele, daß ich mich oft der meinigen daneben ſchäme. Du verwebſt auf eine ungemein liebliche Weiſe immer die Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft. Es freut mich, daß die Herz*) noch hübſch iſt. Ich finde etwas rein und edeler Menſchliches in dem Erhalten der Geſtalt als in dem Vergänglichen. Freilich kommt immer ein Tag: „wo die heilige Ilion hinſinkt“ uſw.

Der Herz bin ich überdem gut, obgleich ſie mir oft in meine Anſprüche eingegriffen hat. Die Schönheit hat eigene Rechte. Carl behauptet ſeine Würde in allem, auch mir hat er ſo einen präparierenden Brief vor Monaten geſchrieben, er wird über meine Unbefangenheit wohl erſtaunen, ich hoffe doch nicht erſchrecken, denn ich darf unbefangen ſein.

Wie ſehr ſchmerzt es mich, daß Du, mein teures Leben, mit ſo vielem Kleinlichen zu kämpfen haſt. Wenn ich erſt bei Dir bin, will ich es Dir mit Heiterkeit tragen helfen, ich meine durch meine Heiterkeit.

Ich ſagte vor einiger Zeit Carolinen, Du ſeiſt ſo viel wohler ausſehend von Erfurt nach Berlin zurückgekommen, ſo daß es alle Menſchen gewundert habe. Sie antwortete ſehr ernſt: Athene wird ihn größer und anſehnlicher gemacht haben, aber ſie ſagte es auf griechiſch, und ich ſchreibe es nur nicht griechiſch, um keinen Bock zu ſchießen. Caroline bekommt das Eiſen außerordentlich. Mir geht es doch nicht ganz nach Wunſch hier. . . .

Neapel iſt wirklich ſehr ſchön. An ſchönen, heitern Tagen übertrifft nichts den Schmelz, der dann auf den Bergen iſt, aber die Tiefe, die Unerſchöpflichkeit von Rom hat es nicht. Rom iſt und bleibt die ewige Stadt.

Ewig Dein.

*) Vgl. S. 46.

179. Humboldt an Caroline

Berlin, 7. April 1810

Ich fange an, ein bißchen mehr in Ordnung zu kommen, liebe Li, und unsere neue Wohnung gefällt mir recht gut. Hedemann wohnt jetzt in Deinen Stuben, weil die ihm bestimmten noch geweißt und zurechtgemacht werden. Ihn im Hause zu haben, macht mich sehr froh. Wir frühstücken zusammen, sehen uns die Abende, reiten zusammen spazieren und gehen nicht leicht aus, ohne voneinander Abschied zu nehmen. Das Abschiednehmen ist meine Passion, wie Du weißt, Du kannst Dich also immer ein bißchen mokieren, liebe Seele.

Es ist einer der reinsten, edelsten, nach allen Höhen ohne Affektation strebendsten Menschen, die mir je vorgekommen sind. Wie er an mir hängt, davon kannst Du Dir keinen Begriff machen. Der kleine Tatar, den ich von ihm gekauft habe, hat die Unart, wenn man sich aufgesetzt hat, immer einige Sprünge zu machen. Ich habe ihn schon geritten, wenn er auch länger gestanden hat, und mache mir nichts daraus. Aber wenn Hedemann mir irgend abmerken kann, daß ich reiten will, so reitet er ihn vorher, damit mir gewiß nichts begegnet, und so in allen Stücken. Er wird Dir sehr gefallen und freut sich unglaublich auf Dein Herkommen. Mir ist es sehr angenehm, einen Menschen hier zu haben, den ich wahrhaft liebe, und der mir ebenso gut ist. Es ist sonst immer kalt und öde um einen.

Ich habe diese Tage fürchterlich zu tun gehabt. Aber es ging nicht anders, und ich konnte es nicht hindern. Der König und die Königin beweisen mir wirklich ein sehr großes Zutrauen, und Du weißt, daß es einmal meine Art ist, wenn ich etwas übernehme, zu machen, daß man auf mich rechnen kann. Aber ungeachtet dieses Zutrauens ist auch meine individuelle äußere Lage sehr prekär, ich rede nicht mehr davon, weil das Reden über's Un-

gewisse nichts hilft, allein wenn sich eine Änderung zuträgt, erfährst Du es sogleich und auf einmal. Sei überzeugt indes, mein einzig teures Wesen, daß ich nicht unvernünftig, nicht übereilt, am wenigsten unedel handeln werde. In dem, was einem immer das Liebste sein muß, geht mir noch alles sehr gut. Das Publikum liebt mich, zeichnet mich aus und setzt sein Vertrauen auf mich. Meine Geschäfte gehen glücklicher, schneller und regelmäßiger wie alle anderen von statten, und man erweist mir die Gerechtigkeit, zu bekennen, daß meine Partei die einzige fortschreitende ist. Sei sicher, daß ich es dabei erhalten werde. Das übrige Drückende, Ärgerliche, Störende ertrage ich und ertrage es eigentlich leicht. Seitdem ich im Dienst bin, habe ich mich nicht einmal geärgert. Der große Grundsatz, nie auf das einmal Geschehene zurückzukommen, und was abzuändern unmöglich ist, und wäre es auch böser Wille der Menschen, wie eine Naturbegebenheit anzusehen, hilft mir immer durch.

Von Dir, meine teure Seele, habe ich noch immer keinen anderen Brief, als den am Morgen Deiner Abreise nach Neapel. Allein ich weiß durch einen Brief von Nicolai, daß Du glücklich abgegangen bist. Ich habe es neulich bei Prinzeß Luise erzählt, und alle schrieen auf, wie glücklich Du wärest. Ja wohl bist Du's, mein süßes Kind, aber ich reiße Dich nun wieder heraus, das schmerzt mich unendlich. Ach! Du glaubst nicht, wie oft ich sinne, ob ich Dich nicht bitten soll, noch den Sommer zu bleiben. Ich habe gar nicht das Gefühl von Dauer hier. Allein dann fällt mir ein, daß Ungewißheiten tausenderlei Art doch wer weiß wie lange gewährt haben, daß der Herbst kommen kann, ohne daß meine Lage anders ist, und daß doch auch Du gern Theodor und mich wiedersiehst, und dann mischt sich in diese Gründe die unglaubliche Sehnsucht nach Dir, und so lasse ich es beim Alten und bitte Dich zu kommen. Du glaubst gar nicht, welch ein Trost es mir nun schon ist, in Stuben zu sein, von denen ich hoffen kann, daß Du sie betreten wirst.

Theodor ist heute zum letztenmal in die Plamannsche Schule gegangen. Er besucht nun mit Hellmuth*) das Friedrichs-Werdersche Gymnasium, das auch sehr gut und seinen jetzigen Kenntnissen und seinem Alter angemessener ist.

Der Rittmeister**) ist vorgestern ganz unvermutet bei mir gewesen. Er brachte nur so kurze Zeit in der Stadt zu, daß ich ihn nur einige Stunden gesehen habe. Aber die paar Stunden haben mir wieder manche Verwunderung über die menschliche Natur gegeben. Hedemann hat nicht vom Erstaunen zurückkommen können, wie Kinder einer Mutter einander so unähnlich sein können. Er versichert, Holwede und wir sähen gar nicht als wie zu einer Nation gehörig aus. Er hat sich seit dem Brande***) aber schon wieder sehr erholt, baut sein Haus massiv und größer auf als es war, kurz, beweist, wieviel man durch eine gar nicht sehr verstandvolle, aber einfache und ununterbrochene Tätigkeit tun kann. Jetzt wohnt er und seine Familie (elf Personen) in einer Stube und Kammer, wo geschlafen, gegessen und gelebt wird. Dahin ladet er mich noch ein und versichert, die Kammer könnten sie noch immer abgeben. Er ist stärker geworden, hat aber beständigen Husten und ißt gar nicht mehr mittags, überhaupt nichts, als morgens um 3, 4 Uhr vier harte Eier und abends vor Schlafengehen wieder und das seit Jahren. Er hat allerlei Ämter, und da er nicht Zeit hat vor seiner Wirtschaft, sie am Tage zu versehen, so arbeitet er bis 1 Uhr nachts und steht um 3 Uhr wieder auf und schläft am Tage nur eine einzige Stunde. Alles das hält die menschliche Natur aus, und dabei ist er vergnügt und munter und gewinnt mit der Qual immer nur das Leben!

Tausendmal Adieu!

Ewig Dein H.

*) v. Laroche. — **) Vgl. S. 107. — ***) Vgl. S. 184.

180. Humboldt an Caroline

Berlin, 14. April 1810

Die Krise, liebe Li, von der ich Dir längst schrieb, scheint im jetzigen Augenblick wenigstens einigermaßen gekommen und veranlaßt mich, Dir eiligst über Deine eigenen Entschlüsse zu schreiben.

Die Sache ist nämlich diese: Seit langer Zeit soll hier ein Staatsrat gebildet werden. Nach der ursprünglichen Idee und der Verordnung, welche der König im Jahre 1808 unterschrieben hat, sollen in diesem Staatsrat die Geheimen Staatsräte gleiche Stimme mit den Ministern und folglich auf jeden Fall eine entscheidende haben. Auf diese Verordnung hin bin ich eigentlich berufen und angestellt. Seit dieser Zeit hat man den Staatsrat nicht organisiert, offenbar weil man Eifersucht gegen die Geheimen Staatsräte hatte und von ihnen überstimmt zu werden fürchtete. In diesem Augenblick haben nun die Minister oder einige von ihnen den König bewogen, unterm 31. März eine Kabinettsorder zu unterschreiben, in welcher ein interimistischer Staatsrat eingerichtet wird. In diesem sollen die Geheimen Staatsräte keine entscheidende, sondern nur, gleich den Staatsräten, eine beratende Stimme haben. Die Kabinettsorder ruht noch für den Augenblick bei den Ministern, allein sie ist ergangen, und Dohna hat sie mir gezeigt. Wenn sie nun wirklich bekanntgemacht und die Sache ausgeführt wird, so bleibe ich nicht, sondern fordere augenblicklich meinen Abschied. Du mußt Dich darüber nicht wundern, teures Herz. Ich weiß, daß Du gegen das Abschiednehmen bist, aber wenn Du hier wärest, würdest Du es selbst billigen, davon bin ich überzeugt, und tätest Du es nicht, so könnte ich mir hierin nicht helfen, sondern müßte, so ungern ich es täte, gegen Deinen Willen handeln. Es widerspricht geradezu meinem Ehrgefühl, mir eine solche Zurücksetzung gefallen zu lassen, und außerdem verliere ich auch dermaßen an

Gewicht und Anſehn dadurch, daß ich ſelbſt in meinem Departement nicht mehr gleich nützlich, als jetzt ſein kann. Es iſt möglich, daß ſich die Sache noch wendet. Denn da ich ſchon meine Geſinnung erklärt habe und man ſie im Miniſterium und bei Hofe weiß, ſo iſt es möglich, daß man die Order zurücknimmt oder Modifikationen macht. Allein es iſt mir nicht wahrſcheinlich, und die Sache iſt ſo, daß ſie ſich ſchnell entſcheiden muß. Ich bitte Dich alſo, wenn Du noch in Rom oder Neapel biſt, nicht abzureiſen, bis Du einen anderen Brief von mir bekommſt.

Mein Plan iſt nämlich der: wenn ich meinen Abſchied nehme, ſo gehe ich nie wieder in Dienſt. Denn ich diene einmal feſt und gewiß keinem andern Lande wie Preußen. Ich komme alſo dann nach Italien zu Dir und bin vermutlich in wenig Monaten bei Dir. Wir überlegen dann, ob wir in Italien bleiben oder im Herbſt oder Frühjahr hierher zurückkommen. Wenn ich ſage hierher, meine ich nur Deutſchland. Denn in Berlin hat keiner von uns beiden ein Intereſſe zu leben, und es iſt für unſer Vermögen verderblich. Nur ein Umſtand iſt bedenklich und traurig. Theodor kann ich jetzt nicht mitbringen.

Ich lebe nur für Dich, liebes, teures Weſen. Wenn ich den Abſchied nehme, ganz. Ich habe keine Bedürfniſſe außer mir ſelbſt und dem Leben mit Dir, wenn Du fortfährſt, ſo gut zu ſein mit mir, wie Du immer warſt. Mir iſt jedes Land, jeder Ort, wo Du lieber biſt, auch der liebſte. Ich liebe Italien ſehr, unendlich, aber Du haſt es ganz in Deiner Hand, mich an jedem Ort, wie er ſei, gleich glücklich zu machen, und haſt es immer getan. Alſo entſcheide ſo, als wenn mir alles durchaus gleichgültig wäre, bloß nach Deinem Gefühl und Deiner Luſt. Sind die Pferde noch nicht verkauft, ſo verkaufe ſie auch nicht, liebes Herz.

Dies hatte ich Dir für unſere Arrangements zu ſagen. Du kannſt mir glauben, daß ich es nicht ſagen würde, wenn die Sache nicht ernſthaft

wäre. Aber die Kabinettsorder ist einmal unterschrieben, sie ist förmlich ergangen, nur nicht mir und den anderen Staatsräten publiziert. Publizieren sie die Minister nicht, da ich sie einmal, wie sie wissen, kenne, so geben sie einen Beweis ihrer Schwäche, den ich ihnen nicht zutrauen kann. Publizieren sie sie, so lasse ich mich durch nichts in der Welt abhalten. Mein Entschluß ist genommen, und wenn ich gleich gar nicht fest aussehe, verstehe ich es doch zu sein. Dann kann der König es nur abwenden, wenn er mich zum Minister macht oder eine Ausnahme für mich bildet, und dies wäre ein solcher Beweis von Gnade, daß ich, ob er mir gleich jetzt große Proben seines Vertrauens gegeben hat, sie nicht voraussetzen kann. Also sehe ich wenig Auswege. Fordere ich aber einmal, so lasse ich mich weder durch Vorstellungen noch Drohungen abwendig machen, sondern beharre auf meinem Willen. Das Schlimmste wäre, wenn die Minister aus Unentschlossenheit — und das sieht ihnen sehr ähnlich — die Kabinettsorder bloß noch eine Zeitlang liegen ließen.

Hedemann hat mir bei dieser Gelegenheit wieder sehr viel Freude gemacht. Er ist äußerst traurig darüber, weil er mich unendlich ungern verliert, aber es ist ihm auch keinen Augenblick eingefallen, mir zu raten, anders zu handeln. Kunth ist auch meiner Meinung. Auf jeden Fall wird mein Weggehen großes Aufsehen machen, ich hatte noch am meisten das Vertrauen im Innern, meine Partie war die einzige, die vorrückte, und im Auslande bin ich der einzige Name, den man von allen übrigen kennt. Dies alles kann noch machen, daß man doch vielleicht die Sache so ändert, daß mein Grund zum Abschied hinwegfällt.

Ich bin übrigens ganz ruhig und so heiter, als Du mich immer kennst. Niemand gewiß hat mir in diesen Tagen einige Bewegung angemerkt. Muß ich bleiben, so arbeite ich für eine Sache, die mir lieb ist, die ich verstehe, in der ich jetzt mich ganz

zu finden weiß. Gehe ich, so ist mir auch nicht bange. Du wirst mich nicht tadeln, das weiß ich. Wenn auch unsere Vermögensumstände so schlecht ständen, als sie jetzt leidlich sind, täte ich dasselbe. Daran kann und muß man, wie sehr und innig man die Seinigen auch liebt, nie seine Dienstverhältnisse hängen. Ich weiß, daß dies durchaus auch Deine Meinung ist, und wie es kommen möchte, werde ich für Dich und die Kinder zu sorgen wissen, wie ich es so lange, ehe Du selbst Vermögen besaßest, getan habe. Ich weiß ferner wohl, daß ich nicht frei von übler Nachrede bleiben werde. Man wird mich des Stolzes, des falschen Ehrgeizes beschuldigen, man wird vielleicht gar sagen: es hätte mir nur daran gelegen, Preußen zu verlassen, und ich hätte daher gern diesen Vorwand ergriffen. Man wird endlich vielleicht sogar darin Ungehorsam gegen die königlichen Befehle finden. Aber in solchen Dingen folge ich nun einmal nur mir und kehre mich nicht an das Reden der Menschen.

Lebe jetzt wohl, ewig geliebtes, teures Wesen. Welche Ungewißheit, Dich hier zu sehen oder dort zu finden, aber immer habe ich Dich, und das ist die Hauptsache, die einzige, in der ich lebe und bin und ewig leben werde!

Ewig Dein H.

181. Humboldt an Caroline

Berlin, 24. April 1810

Die Langsamkeit entwickelt sich nach und nach; die Kabinettsorder ist wirklich offiziell mitgeteilt worden, aber erst heute, so daß ich noch nichts habe tun können. Sie ist ganz so geblieben, wie ich sie kannte; die Minister haben auch kein einziges erläuterndes, oder entschuldigendes, oder milderndes Wort hinzugesetzt. Sie machen mir also sehr leichtes Spiel. Den nächsten Schritt, das Abschiednehmen, habe ich nun in meiner Hand, und

diese soll nicht aufhalten. Hernach freilich kann wieder die Antwort des Königs zögern, doch hoffe ich, soll dies nicht geschehen, und ich werde da schon Vorkehrungen treffen. Wie der Erfolg sein wird, ist sehr schwer, fast unmöglich vorauszusehen. Wie dem aber auch sein möchte, konnte ich nicht anders handeln. Nach diesen Einrichtungen konnten die Geschäfte nicht mehr ordentlich gehn, und ich selbst hätte gegen alles Gefühl der Ehre gehandelt, wenn ich mich diesen Ministern hätte auf diese Weise unterordnen wollen. Ich kann jedem von ihnen dreist ins Gesicht sagen, daß es keinem von ihnen nur einfallen wird, eine innere Geistes- oder Charaktersuperiorität über mich zu behaupten, und wollte es einer, möchte er schwerlich viele Stimmen für sich haben. Auch im Äußeren kommt hinzu, daß keiner von ihnen vorher mehr, als ich war, eher weniger. Ich begreife also gar nicht, warum ich auch mit aller mir allerdings in solchen Sachen nicht viel kostenden Langmut mir dies gefallen lassen sollte.

Im Grunde hat der König jetzt nur zwei Wege zu nehmen; mir meinen Abschied zu geben oder meine Lage zu verändern. Denn, daß er würde meinetwegen die Anordnung, über die ich mich beklage, abändern, kann ich mir nicht einbilden. Da leider hier manchmal, ohne daß es die Schuld des Königs ist, in nur irgend außerordentlichen Maßregeln eine gewisse Unentschlossenheit herrscht, so ist nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge fast zu glauben, daß der König keinen von den beiden eben angezeigten Wegen erwählen, sondern einen Mittelweg suchen wird. Allein dagegen muß ich arbeiten, werde es und hoffe darin gewiß nicht unglücklich zu sein. Sehr schmerzlich ist es mir, daß Du, mein teures Herz, so lange in Ungewißheit bleibst.

Gestern war, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt (ich habe nicht Zeit gehabt, Deine Briefe genau nachzusehen), Hermanns*)

*) Vgl. S. 154.

Geburtstag. Der gute Kleine ist nun ein volles Jahr alt, und ich habe ihn nicht gesehen. Ich sehne mich sehr nach ihm. Vermutlich entwöhnst Du ihn jetzt. Du hattest sehr viel gelitten im vorigen Jahr bei und nach seiner Geburt. Diese Wiederkehr der Tage des Schmerzes und der Freude haben etwas unendlich Wunderbares, Süßes und Banges zugleich.

Ich war gestern den ganzen Tag allein und dachte unaufhörlich an Dich, mein einzig liebes Wesen. Ich weiß nicht einmal, ob ich Dir erzählt habe, daß ich schon seit zehn Tagen etwa das Zimmer hüte. Es hatten sich zwei kleine Geschwülste im rechten Augenlid gebildet. Ich hatte dies Übel lange sehr versäumt. Die Geschwülste sind aufgegangen, haben geeitert, und ich lasse mich von Kohlrausch kurieren. Ich befinde mich übrigens vollkommen wohl, allein ich habe noch andere Gründe, zu Hause zu bleiben. Ich amüsiere mich viel besser zu Hause und habe mehr Zeit, ich bereite meine künftige Zurückgezogenheit, da ich, wenn Du hier bist, nach so langer Trennung schlechterdings nicht mich viel auszugehn entschließen kann, vor, und endlich genieße ich jetzt, wo ich den Abschied fordern werde, wo aber auch sonst viel innere Gährung, viel Treiben und Intrigieren um Stellen ist, den Vorteil, nur die Menschen zu sehen, die ich will, und also nur da sprechen zu müssen, wo es gut und heilsam ist; sei also ja nicht bange um mich, holdes Kind. Ich lebe froh und zufrieden in Deiner Stube, wenn dies noch je Deine Stube wird, und habe Dein Bild vor mir und freue mich immer von neuem daran.

Mit unsern Sachen aus Erfurt ist mir's wunderbar gegangen: Wie ich vor zehn Tagen Dir schrieb, schrieb ich auch nach Halle, daß man sie, wenn sie von Erfurt kämen, dort behalten und nicht weiterschicken möchte. Allein ein wunderbarer Zufall hat gewollt, daß unmittelbar nach ihrer Ankunft sich auch ein Schiffer, und noch dazu, was ziemlich selten ist, mit einem bedeckten Kahn gefunden hat, sie mit hierher zu nehmen. Sie sind also unterwegs.

Ob dies ein Omen ist, daß ich hierbleiben werde, magst Du selbst entscheiden.

Theodor und Hellmuth*) haben mit zwei anderen Kindern, die er nach eigener Wahl mitbringt, beide Feiertage und alle Sonntag bei mir gegessen und spielen nach Tisch im Garten Ball. Wenn ich Dich nur ans Fenster zaubern könnte, ihn mit ausgezogener Jacke in seinen Locken so lustig laufen zu sehen. Bei Tisch amüsieren mich die Kinder sehr. Sie sind mit Leib und Seele in ihrer Schule, haben da ihre Intrigen, ihren Ehrgeiz, ihre Freund- und Feindschaften, wie andere im Staat, es ist durchaus ein anderes und besseres Leben als bei einem einzelnen Hofmeister im Hause. Theodor bringt mir Kürschner-, Schneider- und Krämersöhne zu Tisch, die aber recht anständig sind, und es ist gar nicht übel, daß er sich früh an einen gewissen Volkssinn gewöhnt.

Soeben erhalte ich Deinen Brief vom 26. v. Mts. Es ist sehr sonderbar und hat mich fast traurig gemacht, daß er im Grunde eine Apologie des Verlassens von Italien und meines Bleibens im Dienst ist. Aber wenn Du die Umstände erst aus meinem Briefe vom 14. kennst, wirst Du sicher meiner Meinung sein, und mit dem Kommen nach Deutschland können wir es ja doch, wie wir noch wollen, halten. Es ist einmal sehr möglich, daß mein Brief Dich nicht mehr in Rom gefunden hat. Dann bist Du auch vielleicht, ungeachtet dessen, was ich Dir schrieb, da ich Dir ja immer, wie natürlich, volle Freiheit ließ, dennoch abgereist, und endlich, käme ich auch wirklich nach Italien, könnten wir ja doch im künftigen Frühjahr zusammen zurückgehn. Ob ich aber kommen werde? Ich wünschte es wohl, die Sonne geht da ganz anders unter. Ich denke mir selten etwas anderes bei Italien, und in dem liegt alles. Das beste in jeder Art ist hinter uns, aber im Untergehen liegt unendlich viel. Aber ich glaube an mein eigenes Zurückkommen

*) v. Laroche.

nicht. Ist es, weil ich eine richtige Ahndung habe, ist es nur, weil ich es zu sehr wünsche? Darüber bin ich ganz ungewiß. In 14 Tagen wissen wir beide mehr. Lebe innigst und herzlich wohl, Du allein Süße und Holde! Umarme alle Kinder.

Ewig Dein H.

182. Humboldt an Caroline

Berlin, 28. April 1810

Du glaubst nicht, wie mich es quält, liebe Li, Dich so in der Ungewißheit über unser nächstes Schicksal lassen zu müssen. Allein die Dinge sind leider keiner Beschleunigung fähig, so gern ich sie auch wünschte, und so tätig ich, sie zu bewirken, bin. Indes ist jetzt der Schritt geschehen. Ich habe dem König geschrieben.

Ich leugne Dir nicht, daß ich den Schritt nicht ohne einige Bewegung tue. Er ist höchst entscheidend für mein Leben, und da zwischen uns nichts Getrenntes existiert, auch für das Deine und das unsrer Kinder; er ist es außerdem für die Sachen, die ich hier betrieb, und die wahrscheinlicherweise größtenteils mit mir untergehn; er ist endlich, wie die Sachen stehen, wirklich nicht gleichgültig für den König und das Land. Ich habe daher auch noch einmal reiflich alles überlegt, allein es ist nichts anderes zu tun. Die wenigen, aber der Sache kundigen und mir geneigten Menschen, die darum wissen, sind einer Meinung mit mir. Ich war es mir selbst, allen Verhältnissen und der Sache schuldig. Ich trete jetzt mit Ehren und auf eine edle Weise ab, je mehr man mich vermissen wird, desto mehr wird auch mein Ausscheiden wirken, ließ ich mir dagegen die Usurpationen der Minister gefallen, so brachte ich mich auf einmal um allen wichtigen Einfluß, um mein Ansehen selbst bei denen, die dies vermutlich mit darum angestiftet haben, um mich entweder wegzubringen, oder um nun ganz über mich gebieten zu

können, und endlich verlor ich selbst in der Meinung des Publikums.

Ich schreibe dem König aber gewiß so, daß er es mir nicht übel deuten kann, und daß es Eindruck auf ihn machen muß. Ich sage ihm die Sache und meine Gründe rein heraus, erkläre ihm, wie er an einem Staatsrat, wie dieser, nur einen Namen und noch sogar Nachteile hat, zeige ihm, wie diese Einrichtung ein Umsturz der ganzen jetzigen Verfassung ist, und wie man endlich mir nicht Wort gehalten in dem, was man mir versprochen, und wie man mich und alle, die mit mir in gleichem Verhältnis sind, auf eine jedes Ehrgefühl tief kränkende Weise zurücksetzt. Ich habe angestanden, ob ich den König bitten sollte, mir die Anwartschaft auf den nächsten in Italien etwa entstehenden Gesandtenposten zu erteilen. Ich habe mich aber entschlossen, es nicht zu tun. Ich muß hier in der Tat nur auf das sehen, was die Sache und die Ehre fordern, und ich bin glücklich, denken zu können, daß Du, mein teures Wesen, gerade hierin mit mir gleich denkst. Du kannst jetzt sehr ruhig sein, ich mag zu Dir oder Du zu mir kommen, so findest Du mich rein von jedem Makel in meinen Dienstverhältnissen und von der öffentlichen Meinung ausgezeichnet wieder. Ich scheide rein, uneigennützig und edel, und darauf allein kommt doch alles an.

Carl*) nimmt sich in allen diesen Umständen sehr liebevoll. Er fühlt sehr zart und herzlich meinen Verlust und Dein Nichtkommen, aber er beurteilt die Sache darum doch nicht anders, und ratet mir nie zu einem schwachen oder halben Schritt. So, liebe Li, sind die Sachen jetzt.

Aus einem Brief Carolinens**) sehe ich, daß Du ihr geschrieben, Du würdest vor dem 20. Mai nicht aus Rom gehen.

*) Vgl. S. 72. — **) v. Wolzogen.

Dann hat Dich mein Brief gewiß noch gefunden, vermutlich wohnst Du dann auch nach Deiner Rückkunft aus Neapel noch in unserm Hause, hattest auch die Pferde noch nicht verkauft, und so geht alles gut. Es wird Dir doch Spaß machen, noch so im Moment im Vaterland auf den Grund zu gehen, in die Höhe gehalten zu werden.

Dein Plan mit dem 22. August ist sehr liebevoll und hat mich tief gerührt. Du bist so gut und lieb, einzig süßes Kind. Mit dem Entwöhnen, Du holdes Kind, bist Du aber nicht sehr folgsam gewesen. Du hättest wohl Ende Januar ohne allen Schaden entwöhnen können. Allein das Holde hat auch gern sein Köpfchen, und das Stillen ist nun einmal Deine Passion. Ich bin also nicht böse. Ich halte es nicht für gut, weder für den Kleinen, noch Dich. Allein was auch allgemein schadet, kann im einzelnen Fall gut ausgehn, und das wollen wir hoffen, und mein Kind soll immer seine Freiheit haben; ich wollte lieber Leid mit ihm teilen, als es je an etwas genau binden. Den Pupo küsse herzlich, und sage ihm, er solle nicht zürnen, daß ich solche Entwöhnungsgedanken gehabt hätte. Wo aber nur der gute Pupo wird herumgetragen werden, um sich die Milchgedanken zu vertreiben; ob am Albaner See oder im Reußischen Garten. Welche Alternative! Heute sind es gerade 14 Tage, da ich Dir zuerst zu bleiben schrieb. In 14 Tagen weiter muß doch alles entschieden sein.

Der Adelheid ihr Brief ist Gold wert; er spricht zugleich ihre eigene und die italienische Lebendigkeit in vollem Maße aus, und ich habe ihn viele Male hintereinander gelesen, auch die Zeichnung ist sehr sinnreich und hübsch. Ich habe den Brief Uhden*) gezeigt, dem er sehr viel Freude gemacht hat. Ich weiß, daß er an einem so italienischen Wesen ungemeines Gefallen findet. Wir sind beide

*) Vgl. S. 77.

überein gekommen, daß einen solchen Brief nur ein Kind schreiben kann, das in Italien aufgewachsen ist. Natur, Kunst, Antiquitäten, dann wieder alle Sprachen und die ganze Familie und Hausgenossenschaft gehen und doch ohne eigentliche Verwirrung nebeneinander darin herum.

Theodor führt sich sehr gut. Er ist vor kurzem ganz allein mit Hellmuth ohne Laroche und mich auf einem Ball beim Geheimen Staatsrat Staegemann*) gewesen, bei dem ich oft in Königsberg war, und alle haben seine Artigkeit gerühmt und über seine Schönheit wahre Bewunderung geäußert. Er ist wirklich auch von ausgezeichnet edler und vornehmer Gestalt und Aussehen.

In Absicht der Physiognomie habe ich eine närrische Erscheinung gehabt. Es ließ sich bei mir ein Leutnant von Homboldt melden und aß bei mir. Dieser Mensch hat wunderbare Schicksale gehabt und sich recht brav genommen, ob er gleich nicht viel Geist zu besitzen scheint. Er sieht dem Alexander sprechend ähnlich, nur wie ein weniger kluger Mensch einem sehr geistvollen. Er stammt, soviel ich weiß, von einem natürlichen Sohne eines unsrer Vaterbrüder ab, indes muß, wie ich von ihm höre, nur sein Eltervater ein Bruder des unsrigen, sein Großvater aber schon der natürliche Sohn gewesen sein, und doch hat sich die Ähnlichkeit so erhalten. Mir sieht er gar nicht gleich, ich gleiche aber auch mehr meiner Mutter als meinem Vater, und so wundert es mich nicht.

Lebe herzlich wohl, teures, liebes Wesen.

Ewig von innigem und tiefem, tiefem Herzen. Dein H.

*) Friedrich August v. Staegemann, geb. 1763, † 1840.

183. Caroline an Humboldt

Neapel, 27. April 1810

Mein allergeliebteſtes, teuerſtes Herz!

Ich reiſe etwa den 2. oder 3. Mai von hier ab und arbeite dann fleißig in Rom und ſegle ab, ſobald ich fertig bin. Nein, mein liebes Herz, ich will nicht länger ohne Dich das Allerſchönſte genießen, ich meine Italien, ich will zurückkommen, und wir wollen in ein paar Jahren wieder kommen und drinnen ſterben. Es winkt ja ein freundlich Plätzchen bei der Pyramide und ein recht vertrautes und nahe, nahe verwandtes!

Ich habe ſechs ſehr ſchöne Tage verlebt. Sonnabend, den 21., reiſten wir nach Salerno. Kniep, der Maler*), ein ſehr lieber Menſch, eine Art von Schlabrendorff, und Baron Müller von Lilienſtern, den Du kennſt, er war in Rom während meiner Abweſenheit um Moltkens Zeit, begleiteten uns in einem andern Wagen. Die Schönheit der Gegend von Salerno, dieſe Vermählung des Himmels mit der Erde beſchreiben zu wollen, wäre nur Torheit. Mündlich werde ich Dir davon erzählen.

Nachdem wir den 21. abends und den 22. früh uns ſatt ſpazieren gegangen waren, gingen wir den 22. nach Eboli, wohin ich an einen wohlhabenden Partikulier adreſſiert war. Wirtshäuſer gibt es dort nicht. Wir wurden freundlich aufgenommen und bewirtet, und Tags darauf den 23. fuhr ich mit einem andern Wagen und vier Pferden nach Päſtum bei Tagesanbruch, wohin übler Weg iſt, und was noch 14 Miglien von Eboli liegt. Es war Hermanns Geburtstag. Wir kamen ½9 Uhr an und blieben 3½ Stunden dort. Die Größe dieſes Anblicks iſt über alle Beſchreibung. In einer herrlichen Berggegend und nahe am Meer

*) Chriſtoph Heinrich Kniep, geb. 1748, † 1825, Zeichner. Zuletzt Profeſſor der Kunſtakademie in Neapel. Goethes Begleiter auf der Reiſe nach Sizilien.

liegen dieſe Tempel. Der mittlere iſt über allen Ausdruck durch ſein Verhältnis, die Farbe des Steins, und er iſt unglaublich erhalten. Wir frühſtückten drinnen, und ich kann wohl ſagen, es hat mich nie ein ſolches Gefühl von Bewunderung und zugleich von Sehnſucht nach Dir übernommen. Oh! wärſt Du bei uns geweſen!

Wir fuhren darauf nach Eboli zurück, fanden unſere Carretella vor dem Ort und fuhren mit ihr bis Salerno, wo wir ſchliefen. Den 24. gingen wir nach Caſtellamare und von da zu Waſſer nach Piano di Sorrento. Da ſind wir den 24. und 25. geblieben und haben die Gegend zu Fuß und zu Waſſer bis Capri hinauf beſtrichen, die einzig iſt. Piano di Sorrento iſt eine Ebene, die aus der Tiefe des Meeres heraufſteigt, 500 Fuß hoch, ein einziger Baſaltfelſen. Da iſt eine Vegetation, von der man gar keinen Begriff vorher hat. Dieſe Ebene iſt mit unzähligen Dörfern und Städten überſät, und hinter ihr türmen ſich die höchſten Berge der Gegend. Sie fällt ſchnurſtracks ins Meer. Da oben iſt eine Luft, wie der reinſte Äther. Ich blickte von einer Höhe in beide Meerbuſen nach Salerno bis Päſtum und in den Golf von Neapel. Gott, Lieber, wärſt Du doch dageweſen!

Geſtern Morgen reiſten wir von Sorrento wieder ab und kamen über Caſtellamare zurück. Das Wetter war dunkel geworden, ſonſt wär ich erſt heute wiedergekommen und hätte heute früh den Veſuv beſtiegen. Die kleinen Mädchen ſind göttlich geweſen, immer infatigabel. Man könnte, ſagt immer Rauch, mit ihnen eine Reiſe um die Welt machen.

Ich muß abbrechen und umarme Dich, teures Herz.

184. Caroline an Humboldt Fondi, 8. Mai 1810, um Mittag

Teurer, geliebter Wilhelm!

Ich bin vorgestern früh von Neapel abgereist und komme heut Abend nach Terracina. Ich bin über Caserta und Alt-Capua gegangen, um dort das Schloß und in Capua das Amphitheater zu sehen, das nicht sehr viel kleiner ist als das Kolosseum in Rom, aber seit kurzem sich unendlich zerstört hat. In Caserta ist die Wasserleitung das merkwürdigste, wirklich sehr groß und imponierend. Das Schloß sehr königlich und prächtig, aber mit den Gartenanlagen doch noch unvollendet.

In Neapel mußte ich noch zwei Tage zugeben, um doch auf dem Vesuv gewesen zu sein. Das Wetter war ungünstig. End lich den 3. Mai, unternahmen wir diese Tour. Wir fuhren um Mittag nach Portici, ließen dort Hermann mit seiner Wärterin, und ich und die beiden Kleinen nahmen dort Esel und Führer, und so ritten wir hinauf zu dem Eremiten. Caroline war nicht mit, Maier hatte es nicht zugeben wollen und gesagt, die Fatige sei ihr zu groß, und in der Tat ist sie es so, daß ich überzeugt bin, sie wäre nicht hinaufgekommen. Beim Eremiten restauriert man sich mit sehr gutem Lacrimäwein, reitet dann noch $1\frac{1}{2}$ Miglien zwischen lauter Lava weiter und gelangt so an den Fuß des Berges. Die letzte Lava, die vor sechs Monaten geflossen ist, hat den Weg so verdorben, daß er nie schlimmer gewesen ist, wie die Führer selbst sagen. Die Fatige ist ungeheuer, weil man großenteils keinen festen Fuß fassen kann. Indessen sind wir doch recht gut, mit Ausruhen hie und da, heraufgekommen. Die kleinen Mädchen laufen wie die Mäuse, und man könnte wirklich eine Reise um die Welt mit ihnen machen. Alexander würde sich sehr freuen, wenn er sähe, wie die kleinen Mädchen wacker sind und unermüdlich.

Der Anblick des Vesuvs, diese ungeheure, furchtbare Unfruchtbarkeit hat wirklich etwas tief Erschütterndes. Der Wind war uns sehr günstig und trieb den Schwefeldampf und Rauch vor uns abwärts, so daß wir der allerherrlichsten Aussicht genossen. Die Sonne sank hinter Circello ins Meer, und lange vorher spiegelte sich ein zweites täuschend wahres Sonnenbild im Meer. Die ganze Pracht der allerherrlichsten Gegend lag vor uns. Ach, wie habe ich Dich, mein Teurer, zu uns gewünscht!

Nun, mein Herz, werde ich recht fleißig in Rom sein, um alles zu ordnen und mich dann nicht säumen aufzupacken, so schnell es gehn will. Ich sehne mich sehr nach Deinen Briefen, in Rom hoffe ich mehrere zu finden. Grüße tausend, tausendmal Theodor, wie sehr würde er sich ergötzt haben, das Toben des Schlundes zu hören, in dem es immerfort tobt, als ob ein ungeheurer Sturmwind unten wütete, und zischend fährt es dann herauf wie Dampfwolken. Einmal schlug eine hohe Flamme mit herauf.

Addio, bald mehr aus Rom.

Ich küsse Dich.

185. Caroline an Humboldt

Rom, 11. Mai 1810

Bei meiner vorgestrigen Ankunft hier habe ich, geliebtes, bestes Herz, vier Briefe von Dir vorgefunden. Ich fange mit der Beantwortung der beiden letzten*) an, die die Möglichkeit Deines Abschiednehmens enthalten. Ich kann den Schritt nicht mißbilligen, wenn die Sachen so kommen, wie es eingeleitet zu sein scheint, denn Deine Ehre wäre dabei kompromittiert, und mein Motto ist allerdings auch: „Bleibt der Ruhm das

*) Vom 14. und 17. April.

Höchſte doch". Aber es iſt ein eigen verfolgend und neckend Schickſal, daß dieſe Ungewißheit eintritt, wie wir uns eben feſter anſiedeln wollen. Ich habe hier noch nichts verkauft. Ich habe nur vor meiner Reiſe nach Neapel einige Arrangements genommen, um es tun zu können, und der alte Baron*) hat mehrere Perſonen in Vorſchlag, die portionenweiſe unſre Meublen nehmen wollen. Ich halte nun alles noch in Suspens und warte ſehnlichſt auf einen neuen Brief von Dir. Sollteſt Du wirklich Deinen Abſchied nehmen, ſo kommt es mir nicht geraten vor, daß ich eben zu demſelben Zeitpunkt in Berlin mit Sack und Pack eintreffe, ſo unausſprechlich weh mir es auch tun wird, Theodor nicht zu ſehen. Ich glaube, ich erwarte Dich hier, und wir gingen zuſammen zurück, denn das Zurückgehn auf einige Zeit ſehe ich als eine Pflicht gegen die Kinder an.

Innig freut es mich, daß Du einen Menſchen um Dich haſt, der Dich ſo liebt wie Hedemann. Ich würde ihn ſehr gern kennen. Ach ja, Liebe gewinnt Gegenliebe, und das iſt menſchlich und ſchön. Alle kleinen Details, die Du mir ſagſt, freuen mich auch deshalb. Hier wüßte ich viele, die mir gut ſind. Bei Werner**) hatte ſich auch eine große Liebe entwickelt in meiner Abweſenheit, und er hat mich in Neapel, wo ich noch zwei Tage mit ihm war, wirklich ſehr gerührt. Er hat mir wieder viel von der Frau geſprochen und geäußert, er wünſche über alles, daß ſie mit mir bekannt werde.

Ich umarme Theodor und grüße Laroches und ſehe mit grenzenloſer Ungeduld Deinem neuen Brief entgegen. Alles grüßt.

*) Baron Brown, wohnte in Rom mit Humboldts in demſelben Hauſe.
**) Vgl. S. 60.

186. Humboldt an Caroline

Berlin, 8. Mai 1810

Ich bin noch immer ohne Antwort vom König und in einer sonderbareren Lage als je. Ich weiß durch die dritte Hand, daß der König mir nicht den Abschied geben, sondern meine Verhältnisse ändern will. Aber er hat es doch bis jetzt nicht getan, und ich kenne die Schwierigkeit, mit der er sich über Dinge dieser Art entschließt, so gut, daß ich auf keine Weise der Sache noch traue. Ich weiß nun in der Tat kaum, was ich Dir raten soll, teures Wesen. Auf der einen Seite könnte ich und sollte Dir vielleicht sagen, abzureisen. Der König beweist, wenn ich es auch sonst nicht hinreichend wüßte, durch sein Zögern genug, daß er mich nicht gehen lassen will, und vernünftig genommen, können sie mich auch weder in meinem Fach ersetzen, noch überhaupt entbehren. Allein auf der anderen Seite weiß ich auch, daß der König mich nicht erhalten kann, ohne meine ganze Lage zu ändern. Dagegen wird man bei ihm von vielen Seiten intrigieren, und er selbst nimmt solche Entschließungen nur gewöhnlich mit großer Schwierigkeit. Das Entbehrenkönnen oder nicht wird hernach so genau nicht beachtet, und daher glaube ich innerlich doch sehr an die Möglichkeit, selbst Wahrscheinlichkeit meines Abschiedes. Ich muß auf alle Fälle auf eine Entscheidung dringen. Denn in dieser Lage zu bleiben, wäre in jeder Absicht töricht. Ich bliebe dann zugleich in beständiger Gefahr, wieder zu dem Schritt kommen zu müssen, den ich jetzt getan habe, und dies ist für meine Geschäfte und unsere Privatarrangements gleich verderblich. Denn je weiter man in den einen oder den andern vorgerückt ist, desto unangenehmer ist das plötzliche Abbrechen. Ich werde daher in einiger Zeit, wenn ich keine Antwort bekommen sollte, wieder schreiben. Ich würde es sogar sehr bald tun, wenn ich nicht doch selbst aus Pflicht und des Anstandes wegen Schonung brauchen und Zeit lassen müßte, die etwaigen Beschlüsse auszuführen.

Darum werde nicht ungeduldig, mein liebes Herz. Laß Dir, wie im Pindar ſteht, ſagen: „Harre duldend noch aus, Romas ewigen Mauern jegliche Sorgfalt zu weihn!“ Auf mich nimm bei dem einen oder anderen Entſchluß gar keine Rückſicht, einzig liebes Weſen. Ich bin eine ſonderbare Natur, mehr als ich es ſelbſt billigen kann. Ich lebe in Rom und in Auleben, habe nur unendlich wenig, woran ich hänge, und trage das Wenige, wenn Du mir nicht fehlſt, mit mir herum. Bin ich außer Dienſt, ſo hat mein Leben nun gar keine Beſtimmung mehr, als Dich recht glücklich zu machen. Es iſt mir das die liebſte Seite meiner Freiheit.

Es iſt mir manchmal geſagt worden, daß ich etwas Weibliches in der Seele hätte, und wenn es recht weiblich iſt, am liebſten in einem andern und nur in einem zu leben, ſo hab ich es in hohem Grade. Es gibt nichts auf Erden, was ich ſehr vermiſſe, wenn ich Dich beſitze und Dich froh und geſund weiß, es liegt alles in Dir, und ich finde alles darin. Ich glaube nicht, daß irgend einer tiefer fühlen kann, als ich, was ein Menſch einem Menſchen iſt; und was Menſchen nur irgend hätten ſein können, das biſt Du mir. Ich kenne Dich dabei ſo genau, ich täuſche mich in nichts, keine kleinſte Schwäche — denn wirklich haſt Du nur ſehr unbedeutende — iſt mir entgangen, aber es iſt gerade dieſe Wahrheit, die einzige, die es eigentlich auf Erden gibt, dies Ergreifen eines Weſens in ſeinem eigentlichen urſprünglichen Sein, was nun die vollendete Befriedigung hervorbringt, der nichts abginge, wenn der Beſitz und Genuß auf ewig geſichert ſein könnte.

Meinetwegen ſei alſo nicht beſorgt, einzig Weſen, als nur, wenn ich von Dir getrennt bin. Ich hänge allerdings ſehr an Italien und kehrte gern dahin zurück. Aber ich weiß aus Erfahrung, daß im ſtillen ſchönen Leben mit Dir auch gleichgültige Örter mir bedeutend werden, daß die Stimmung des innerſten Gemüts dieſelbe, nur gleichſam die Farbe verſchieden iſt.

Theodor ist sehr wohl und grüßt Dich und die Schwestern herzlich. Große Angst hat er, daß wir ihm einen Hofmeister nehmen würden. Er frägt alle Augenblicke an: „Nein, Vater, sage einmal im Ernst, Du nimmst mir doch keinen Hofmeister," und dann erzählt er, wie langweilig so ein Geschöpf sei. Du wirst sehr über ihn lachen. Von Herzen Adieu. Ewig Dein H.

187. Humboldt an Caroline

Berlin, 19. Mai 1810

Ich habe aus Deinem letzten Briefe, liebe Li, mit großer Freude Deine Reise nach Pästum ersehen. Du bist ein herrliches Kind und machst allein und trotz der Kinder und des kleinen Hermann alles, was auch sonst für die meisten mit Schwierigkeiten umgeben ist. Es bewährt sich darin immer Deine alte, schöne Natur. Du glaubst nicht, wie innig es mich freut, Dich noch im Genusse dieser herrlichen Gegend zu wissen.

Ich bin noch immer in gleicher Ungewißheit. Allein es gehen viel und mancherlei zum Teil sonderbarer Dinge vor, und gegen Ende des Monats muß sich unstreitig, wie es auch kommen möge, etwas ergeben. Es bleibt mir nichts übrig, als jetzt noch geduldig zu warten, und in einer Woche etwa zu sehen, ob ich vielleicht von neuem schreibe. In ewiger Unentschiedenheit lasse ich mich nicht herumziehen.

Mit jedem Tage sehe ich indes noch mehr ein, und mit jedem fast drängen sich mir neue Beweise auf, daß ich sehr wohl getan, meinen Abschied zu fordern, und daß es unmöglich gewesen wäre, länger in diesen Verhältnissen zu bleiben. Die ruhigsten und kältesten Menschen sehen es ein, und Kunth zum Beispiel, der gewiß nicht zu den exzentrischen gehört und nicht

extreme Entschlüsse begünstigt, ist gerade der, welcher mich am meisten treibt. Es gibt außerdem noch ein paar und der Besten, die wie ich, nur später den Abschied gefordert haben, und alles kündigt die Notwendigkeit naher und bedeutender Veränderungen an.

Der König ist jetzt mit der Königin in Potsdam, und ich habe beide in sehr langer Zeit nicht gesehen. Sie kommen gewöhnlich nur einmal wöchentlich in die Stadt und bleiben auch dann nicht die Nacht hier. Die Ungewißheit ist mir für Dich, teure Seele, doppelt fatal, aber Du bist und bleibst länger in Rom, und das tröstet mich. Nur unser Wiedersehen verspätet dieser Zwischenfall auf eine mir sehr traurige Weise. Ach! ich sehne mich unendlich nach Dir, ich freute mich so herzlich, die Wochen zählen zu können, bis Du kämest, und jetzt ist es wieder so ins Weite hinausgeschoben. Allein es ist auch die letzte Trennung und die letzte Ungewißheit unsres Schicksals in dieser Art. Ich gehe jetzt nicht wieder so von Dir; wenn das Kind mich nicht selbst wegschickt, bleibe ich nun immer bei ihm. Nichts hat mehr Wert, wenn das Höchste und Beste fehlt. Ich habe die mühevolle Erfahrung in nunmehr 19 Monaten gemacht und setze mich nie wieder solchem Entbehren, solcher ewig unbefriedigten Sehnsucht aus. Es ist auch bloße Täuschung, wenn man glaubt, es sei nur Glück, das man entbehrt. Es ist unendlich mehr, es entgeht einem das Schönste in der tiefsten Seele. Es mag sein, daß, wer Dich nie besessen hat, es nicht fühlt. Aber ich empfinde es täglich. Du bist wie ein reines Element, das mich immer mit gleichem Zauber umgibt, und ohne das ich mich gleich verlassen und dürftig und schwach fühle. Es ist nun die zweite Erfahrung, die ich von einer langen Trennung von Dir mache. Aber gewiß auch die letzte. Diese Empfindung ist völlig in mir zum festen Entschlusse gereift.

Theodor ist wohl und munter, nur seine Heftigkeit muß auf irgend eine Weise gebändigt und gemäßigt werden. Wie liebe-

voll Laroches daran arbeiten, wie es sie wirklich manchmal bekümmert, und wie mütterlich und väterlich sie für den Jungen sorgen, davon kannst Du Dir keinen Begriff machen. So etwas ist wirklich mit nichts auf Erden zu vergelten.

Über das, was Du über Carl sagst, habe ich lachen müssen. Du wirst ihn aber sehr gut finden, und mit Dir wird er nicht wie mit der Herz*) sein. Ich kann ihm seine Art, zu sein, nicht verdenken. Die Frau ist sichtbar etwas herrisch und nicht wenig eifersüchtig. Er richtet sich nach ihr, und das macht keinem Mann, wenn seine Frau es sonst verdient, Schande. Wärest Du ebenso, so handelte ich wie er. Wen man einmal so liebt, daß man ihn aus reiner Neigung heiratet, dem muß man sich, meinem Gefühl nach, unbedingt ergeben und seine kleinen Schwächen selbst so ehren, daß man sie selbst teilt. Tut man das, so mindert man sie erstlich vor der Welt, die, wenn sie bemerkt, nun nicht den einen Teil anklagt, und dann auch wirklich im anderen. Wenn ich freier wie Laroche bin, ist es nur Dein Verdienst. Hättest Du, liebes Herz, die kleinen travers, über die Du so weit weg bist, so spräche ich auch mit niemand und verließe auch die ältesten Verbindungen. Aber Du bist mit nichts vergleichbar.

Trotz alles meines Abschreibens, das überall zu spät angekommen ist, sind 16 Kisten und Kuffer von Erfurt mit den hierher bestimmten Sachen vor einigen Tagen angekommen. Die Ordnung, mit der Dunker alles gemacht hat, ist musterhaft. Er hat mir eine so detaillierte Spezifikation geschickt, daß ich ein einzelnes Buch aus allen 51 Kisten ohne Mühe herausfinden kann. Denn alle verpackten Kisten, die mir Dominikus**) verwahrte, die nach Auleben geschickten mitgerechnet, belaufen sich auf diese Anzahl.

In dieser Woche waren auch die Geburtstage Carolinens und Adelheids. Ich habe doppelt viel an euch gedacht. Es ist sehr

*) Vgl. S. 46. — **) Vgl. S. 320.

hübsch, daß nun vier unserer Kinder im Frühling geboren sind, und lebte der liebe Wilhelm noch, so wären es fünf. Diese Tage der Freude und der Angst, denn sorgenvoll bleiben sie doch immer, erfüllen die Seele immer mit eigenen und tiefen Empfindungen. Jetzt, da die Mädchen größer werden, tritt auch ihr künftiges Schicksal näher, und das Schicksal eines Mädchens ist immer viel mißlicher noch, als das eines Mannes. Ein Mann kann das seine schnell umwenden, was ein Mädchen einmal geknüpft hat, löst sich nie wieder ganz ungestraft.

Lebe innigst wohl. Ewig Dein H.

188. Caroline an Humboldt

Rom, 16. Mai 1810

Allerteuerstes, liebstes Herz!

Gestern ist Madame Brun*) mit Ida von Neapel angekommen und schickt sich nun auch zur Abreise. Sie möchte es wohl so einrichten, einen Teil der Rückreise mich in den Hauptorten, wo sie durchkommt, immer wieder zu treffen, aber ich zweifle, daß es sich so arrangiert.

Heute ist Carolinens Geburtstag und mir bleibt für ewig der Tag merkwürdig und unvergeßlich, der im weiblichen Gemüt alles Tiefste der Schmerzen und der Lust erschließt.

Der heutige Posttag aus Deutschland hat mir wieder nichts gebracht, und sehnsuchtsvoll sehe ich der Lösung Deiner Verhältnisse entgegen. Auf jeden Fall ist es immer besser, daß der schwankende Zustand endige, in dem Du noch immer warst. Bleibst Du jetzt im Dienst, so ist zu glauben, daß, wenn nicht die Hauptfundamente brechen, Du wenigstens drei bis vier Jahre in Deinen

*) Vgl. S. 92.

jetzigen Verhältnissen bleiben wirst. Mußt Du den Abschied nehmen, so muß das doch von Deinem letzten Brief her, der vom 21. April war, in den nächsten 14 Tagen entschieden sein. Ich sehe nicht ab, warum Du Dir dann auf diesen Fall nicht die Freude machen wolltest, hierher zu kommen, und wir reisen dann zurück, wie Du es am liebsten hast, im Herbst oder im Frühjahr und suchen dann die nächsten drei Jahre in einer fixen Lage zu bleiben. Wo, wollen wir zusammen überlegen. Sind zwischen drei und vier Jahre herum, so sind wir wahrscheinlich wieder in einer anderen Lebensperiode, denn Theodor wird dann auf Universitäten müssen und Caroline wahrscheinlich verheiratet sein. Die Kleinen sind beweglich, beweglichere Naturen wie unsre älteren, und mit ihnen macht man alles. Und wir bleiben, Deiner Theorie nach, mein geliebtes Herz, ewig jung und ewig schön.

Ach, wie tief hat Rom, sein hoher Frieden, seine Stille und Größe mich wieder ergriffen! Das unbegreiflich schöne, reizende, zauberische und verführende Neapel läßt einem in dem Gemüt einen Eindruck, wie ich mir einbilden kann, daß man ihn auch durch ein Individuum empfangen kann, wenn man auch gleich ernst und ewig liebt. Die Liebe bleibt fest und unwandelbar, aber die Augen sind wie geblendet von dem Reiz einer lieblichen Gestalt. Doch bleibt der Reiz in den Augen, und das Herz verwechselt nie seine Götter.

Aber schön, schön ist Neapel, und unaussprechlich würde es mich freuen, es noch einmal mit Dir zu sehen. Den Abend, wie ich in Eboli war, werde ich nie vergessen. Wir standen auf der Loge des prinzlichen Schlosses und sahen die Sonne untergehen, die mit ihren letzten Strahlen in der weiten Ebene die Tempel von Pästum vergoldete, daß sie schimmerten, und links schaute man tief hinein in die Gebirge von Calabrien, die die allerbizarrsten Formen haben. Ich dachte so herzlich an Dich und Theodor, und warum

ich nur so das Allerschönste ohne euch sehen müßte, und mir kamen die Tränen in die Augen.

Lebe wohl, mein teures Leben.

189. Caroline an Humboldt

Rom, 19. Mai 1810

Ich bin, teurer, geliebter Wilhelm, in der peinlichsten Erwartung, ob die Post mir heute einen Brief von Dir bringen wird. . . .

Ich kann Dir nicht genug sagen, wie sehr Rom verändert ist. Man kennt es nicht mehr. Seine Stille ist beinahe Öde geworden. Die Veränderung geht so schnell vor sich, daß ein merkbarer Unterschied zwischen jetzt und wie es vor meiner Abreise nach Neapel war, ist. Die Klöster sind aufgehoben, d. h. alle nicht aus Rom gebürtigen Mönche sind fortgesendet, diese Auswanderung spürt man außerordentlich in den Straßen von Rom. Die Konskription ist eingeführt und heute soll, wie ich höre, die Aushebung geschehen. Du kannst Dir kaum vorstellen, wie das alles auf die Römer wirkt. Man sieht nichts wie blasse Gesichter, und die Furcht vor der Zukunft drückt sich überall aus. Man kann nicht mehr sagen: „Der Dinge Lösung zu erwarten wäre Rom kein unwürdiger Ort" — man kann nur sagen, daß man hier resignierter als vielleicht irgendwo die Auflösung aller Dinge erträgt und im schrecklichen Sturze der Zeiten, umgeben von den Trümmern alles Großen und doch Vergänglichen, selbst aus dem Vergänglichen etwas Unvergängliches und Ewiges nimmt. Ich versichere Dir, geliebtes Leben, daß Rom in dem Zustande, in dem es ist, einem einen tiefen, womöglich noch tieferen Eindruck macht, wie den längst und ewig empfundenen. Vielleicht wirst Du es auch noch finden.

In diesem Augenblick bekomme ich, mein liebes, bestes Wesen, Deinen Brief vom 24. April. Also ist noch nichts entschieden, nichts vorauszusehen, sogar die Wahrscheinlichkeit bleibt für das Abschiednehmen. Ich kann es nicht über mich gewinnen, allerteuerstes Herz, auf den Fall Dir die Reise und den Aufenthalt von einigen Monaten in dem geliebten Rom zu verweigern oder durch meine Abreise zu stören. Ich sehe nicht ein, daß Theodor dadurch leiden könnte, einige Monate länger in der Larocheschen Familie zu sein, wie er ja dort so gut während Deiner Anwesenheit in Königsberg war. Die Rückreise ist uns um nichts teurer, Du seiest dabei oder nicht, die Herreise kann es für Dich allein nicht sein. Nimmst Du aber nicht Deinen Abschied, wendet sich die Sache so, daß Deine Lage so verändert wird, daß Du mit Ehren bleiben kannst und willst, so machen ja auch 14 Tage keinen mächtigen Unterschied in meiner Reise. Das Fatale ist allein, daß ich den Leuten, die mir abkaufen wollen, keine bestimmte Antwort geben kann, denn ich möchte es natürlich nicht im Publikum herumbringen, weshalb und warum ich zögere.

Wir sind vorgestern bei Thorwaldsen gewesen und haben uns unbeschreiblich an Deiner lieben Büste erfreut. Sie ist doch sehr ähnlich. Mein Herz, Du hast ein sehr kluges und gutes Gesicht. In Deinem Munde aber ist viel Strenge. Sei mir immer mild, meine liebe, süße Seele, ich will es gewiß auch zu verdienen suchen.

Ich bin heute von einer Wehmut, die nichts beschreiben kann, doch ist mir nicht übel dabei.

Lebe wohl.

190. Humboldt an Caroline

Berlin, 22. Mai 1810

Es ist eine wunderbare Zeit, liebe Li, diese Wochen der Ungewißheit und der Erwartung. Der Zufall will, daß ich jetzt mehr wie je mit Geschäften überhäuft bin; ich muß sogar in dem Augenblick, wo ich nichts anderes voraussehe, als sehr bald abzutreten, noch neue Dinge organisieren und vorzüglich die hier zu errichtende Universität so in Tätigkeit setzen, daß die Vorlesungen mit Michaelis angehen können. Mit wie vielen Schwierigkeiten ich bei dem allen zu kämpfen habe, wie die Gelehrten — die unbändigste und am schwersten zu befriedigende Menschenklasse — mit ihren sich ewig durchkreuzenden Interessen, ihrer Eifersucht, ihrem Neid, ihrer Lust zu regieren, ihren einseitigen Ansichten, wo jeder meint, daß nur sein Fach Unterstützung und Beförderung verdiene, mich umlagern, wie dann noch jetzt Unannehmlichkeiten und Zänkereien mit andern Kollegien und Menschen hinzukommen, davon hast Du, teures Kind, keinen Begriff. Jeder, der mich sieht und die Umstände kennt, wundert sich darüber, daß ich auch in diesen letzten Augenblicken die Geschäfte mit gleichem Eifer und gleich ununterbrochen fortgehen lasse, und wirklich bin ich überzeugt, daß nur bei sehr wenigen eine solche Krise keinen Stillstand hervorbringen würde. Ich mache es aber, wie Du mich sonst in anderen Arbeiten und Geschäften kennst. Wenn auch nur noch fünf Minuten übrig sind, scheue ich mich nicht, noch etwas Neues anzufangen, und so kommt auch in diesen ewig unterbrochenen Intervallen etwas zustande. Aber meine innere Sehnsucht nach Dir läßt sich durch dies äußere Treiben nicht beruhigen oder täuschen. Mehr wie je schweben mir alle Bilder unseres sonstigen einfachen und stillen Zusammenseins vor der Phantasie, und mehr wie je wünsche ich diese schönere Zeit bei mir zurück. Warte nur noch wenige Wochen, denn es ist unmöglich, daß der

jetzige Zustand der Dinge irgend lange dauern kann. Ich schiebe bis dahin, daß sich die jetzige Krise gehörig entschieden hat, alles, was unser hiesiges Etablissement betrifft, auf. Denn wir müssen uns sehr hüten, nicht solche falsche, hernach ganz unnütze Ausgaben zu machen.

Auf die Bewirtschaftung der Güter wird nun die Entscheidung meines Schicksals im Dienst einen sehr großen Einfluß haben. Bleibe ich darin, so können wir, wie ich mit Gewißheit hoffe, einen bedeutenden Teil der Einkünfte auf die innere Verbesserung verwenden; gehe ich heraus, so dürfte das schwerlich möglich sein.

Das Erbschaftsgeschäft ist nun so gut als vollständig reguliert und alles in solcher Ordnung, daß auch jeder Fremde sich augenblicklich darin finden könnte. Wenn wir nun wieder zusammen sind, wollen wir ordentlich vor einer Justizperson eine Auseinandersetzung unseres beiderseitigen Vermögens machen, damit gerichtlich existiere, was jedem von uns besonders gehört. Für uns jetzt ist es allerdings förmlich nicht notwendig. Ich weiß sicher, liebe Seele, daß Du das Deinige immer zugleich als mein ansiehst. Aber es können, vorzüglich in jetziger Zeit, Fälle kommen, in denen es sehr wichtig für die Kinder, ja selbst für Dich werden kann, genau dartun zu können, was ausschließlich Dein Eigentum ist. Wir müssen also die kleine Mühe nicht scheuen, die Auseinandersetzung ordentlich und mit der gehörigen Förmlichkeit zu machen, und ich habe zu diesem Behuf gerade in Erfurt die vollständige Designation des Nachlasses aufgesetzt.

Sehr fatal, bedenklich und drückend sind die öffentlichen Abgaben in allen Ländern jetzt. Für Burgörner müssen wir außer der Grundsteuer eine neue Vermögenssteuer gegenwärtig geben. Hier werden Steuern in Menge jetzt angeordnet und noch mehrere projektiert. Zu einer Anleihe für den Staat hab ich noch neulich 200 Taler geben müssen. Glaube indes nicht, daß ich zu nach-

giebig bin. Um 500 Taler, die die Stadt Berlin zu einer Zwangsanleihe von mir fordert, ſtreite ich mich ſchon ſeit vielen Wochen und muß jetzt täglich Exekution erwarten, die einige meiner Nachbarn ſchon bekommen haben.

Lebe innigſt wohl. Ewig Dein H.

191. Caroline an Humboldt

Rom, 26. Mai 1810

Mit großer Freude habe ich, mein allerteuerſtes Leben, geſtern Deine beiden Briefe vom 28. April und 1. Mai zuſammen empfangen. Freilich bin ich um nichts weiter, aber ich weiß doch, daß der Schritt, dem König zu ſchreiben, getan iſt, und ich kann vielleicht künftige Woche etwas erfahren. Ich muß in allem ganz einverſtanden mit Dir ſein, denn Deine Gründe ſind durchaus überzeugend, weil ſie aus der reinſten Quelle fließen. Die Art, wie Du an den König geſchrieben, wie Du Italiens keiner Erwähnung getan, um jetzt wieder hinzukommen, hat mich außerordentlich gerührt. Dein ganzes inneres Sein und Denken iſt, mein teures Weſen, im allerſchönſten Einklang, daher iſt auch immer dieſe Übereinſtimmung aller Deiner Schritte im Äußern. Wenn Du den Abſchied nehmen ſollteſt, ſo wird dieſe Sache überall, auch im Auslande, Aufſehen machen. Ich kann mir doch oft nicht denken, daß der König es dazu kommen laſſen ſollte. Nur die Überzeugung, die ich habe, daß man dieſe Menſchen ſo umgibt, daß ſie ſelten an die Wahrheit eines anderen glauben, macht mich zweifelhaft. Wer weiß, ſeit wie langer Zeit man vielleicht darauf vorbereitet, Dich ihm verdächtig zu machen, Dir ehrgeizige Abſichten uſw. beizumeſſen.

Mein geliebtes Herz, gib mir nicht Schuld, liſtig wegen des

Entwöhnens gewesen zu sein. Es war wirklich meine Absicht, und ohne die vorhabende Reise, wo es doch ein schrecklicher Embarras ist, was man einem Kinde geben will, wäre es geschehen. Hermann ist stark im Zahnen begriffen und hat daher einige Tage weniger blühend ausgesehen. Allein, was mich besonders über ihn erfreut und beruhigt, ist, daß er gar nicht aussieht, wie ein Kind, das leicht Krämpfe bekommen könnte, er hat etwas erstaunend kindlich Ruhiges in den Zügen. Adel und Gabrielle sind sehr lieblich und wohl. Caroline ist jetzt leidlich. Wir haben sehr unter uns gelacht, Caroline, Rauch und ich, über die Alternative, ob Hermann am Albaner See oder im Reußischen Garten die Milchgedanken verlieren würde.

Ich habe nämlich Caroline und Rauch, die beide sehr verschwiegen sind, doch eine Ursache meines Zögerns hier angeben müssen und sie au fait der Möglichkeit setzen, daß Du, geliebtes Herz, herkommen könntest, und wir sind überein gekommen, daß ne vous en déplaise der Pupo auf keinen Fall am Albaner See die Milchgedanken verlieren soll. Du weißt, ich liebe nicht außerordentlich Albano, aber wie Rauch und Caroline es hassen, davon machst Du Dir schwerlich eine Idee. Rauch will es schleifen lassen, wenn er einmal hier zu befehlen hat, und höchstens soll das Posthaus stehen bleiben. Caroline will es auch vertilgen, und auf der Durchreise nach Neapel hin war es eine große Not, daß ich es so eingerichtet hatte, eine Nacht dort zu bleiben. Wenn Caroline und Rauch auf Albano kommen, so sind sie so unerschöpflich, wie wenn Du ehemals die Zöpfe verteidigtest. Caroline ist überhaupt sehr witzig. Wir waren einmal in Neapel auf Heigelius' Villa, wo durch eine Konfusion der Madame Brun kein Mittagessen präpariert war, auf das wir alle stark gerechnet hatten. Ida beklagte sich bitter, was sie nun zu Hause essen würden, wo nichts präpariert sei, und sagte: „Mama wird mir imaginierten Aal und

Zitadellensuppe geben" (soll heißen marinierten Aal und Sardellensuppe; ein Mensch, der schlecht sprach, verdrehte die Worte so). Caroline erwiderte: „Sei nur ruhig, sie wird Dir fixe Luft geben", welches wirklich wegen des ewigen Medizinierens im Brunschen Hause und des Nichtsvorrätigseins außerordentlich komisch und witzig war. Du siehst, mein liebes Herz, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Daß Dich Adels Brief so gefreut hat, freut mich doppelt. Wenn Du sie neapolitanisch sprechen hörtest, müßtest Du Dich totlachen. Überhaupt hat sie ein ordentlich furchtbares Talent zum Nachmachen und würde gewiß ganz außerordentlich gut und schnell Komödie spielen. Theodors Jähzornigkeit ängstigt mich sehr, besonders in vorschreitendem Lebensalter. Möge ja Carl darinnen mit vollem Ernst und Strenge verfahren, um ihn von diesem Fehler zu heilen, denn er ist gewiß von allergrößtem Einfluß auf sein ganzes Leben. Grüße Laroche und seine Frau tausendmal. Ich sehe nun wieder dem Dienstag entgegen mit Ungeduld. Vor der endlichen Entscheidung merkt man doch vielleicht, welch eine Wendung die Dinge nehmen. Addio, geliebtes Leben.

192. Humboldt an Caroline

Berlin, 29. Mai 1810

Die Sachen gehen sehr fatal, liebe Li. Wenn ich das sage, verstehst Du schon, daß ich meine, daß die unangenehme Ungewißheit fortdauert. Sie dauert aber nicht bloß fort, sondern ist ordentlich nun auf einige Wochen hier festgesetzt und sanktioniert worden. Du weißt, daß ich dem König noch einmal um meinen Abschied geschrieben, ich sagte es Dir in meinem letzten Brief.*) Auf dieses Schreiben habe ich gestern Antwort bekommen.

*) Dieser Brief fehlt.

Sie lautet wörtlich so: „Mein lieber usw. Ich habe zurzeit noch meinen Entschluß auf Euer Gesuch vom 29. vorigen Monats ausgesetzt und lasse Euch solches vorläufig hierdurch eröffnen als Euer wohlgeneigter König. Potsdam usw."

Jetzt bin ich so weit als ich war. Ich könnte nun allerdings gleich wieder schreiben und auf augenblicklichen Abschied dringen. Allein es wäre unrecht gegen den König, es würde mir auch bei den Besseren verdacht werden, und ich handelte nicht konsequent. Denn ich habe bisher immer und mit Wahrheit geäußert, daß ich gern dienen wollte, wenn ich mit Ehre und Freiheit dienen könnte, und es ist jetzt offenbar, daß der König nur unentschieden ist, ob er mir eine neue Tätigkeit anweisen kann. Denn mich, wo ich bin, zu lassen, denkt er gewiß nicht. Ich kann daher unmöglich ihm den Weg abschneiden, dies gehörig zu überlegen, und ihn zur plötzlichen Erteilung des Abschieds zwingen.

Mein Plan ist nunmehr, volle vier Wochen gehen zu lassen, und wenn dann nichts mehr entschieden ist, wieder zu schreiben und dann einen unbestimmten Urlaub zu fordern. Um Dir den Zustand der Sachen anzuzeigen, so mußt Du wissen, liebe Li, daß überhaupt jetzt eine große Krise im Ministerium ist, daß Bewegungen im Werk sind, vielleicht mehrere Minister mit anderen zu vertauschen, daß man Pläne und Gegenpläne macht, und vielleicht nie ein solcher Zustand der Dinge erhört gewesen ist. Es ist wohl ziemlich offenbar, daß mein Schicksal nicht eher entschieden werden soll, als bis dies alles abgemacht ist, und wenn nicht frühere ähnliche Erfahrungen einen wankend machten, so sollte man es für unmöglich halten, daß diese Ungewißheit nicht viel früher als in vier Wochen entschieden sein sollte.

Die schwer zu entscheidende Frage ist nur: was sollst Du jetzt tun, holdes Wesen? Wirklich ist die Sache auf den Punkt gekommen, daß ich nichts zu sagen weiß. Mein Schicksal ist jetzt in einer Krise, und es ist

ausgemacht gewiß, daß es nicht so bleibt, wie es jetzt ist. Denn das hängt von mir ab, und ich bin unerschütterlich. Es ist eine trübe, schlimme Zeit, liebe Li, aber sie wird vorübergehn, wir werden in wenigen Monaten wieder beisammen sein und uns dann nicht mehr trennen. Es ist unmöglich, Dir das Nähere zu schreiben, wie es jetzt eigentlich herrscht, und wie ich mich dabei betrage. Du kannst aber sicher überzeugt sein, daß ich mich durchaus rein und einfach genommen habe, daß es mir unmöglich war, anders zu handeln, und daß alle, die die Sachen genau kennen und billig denken, mit mir einstimmig sind. Welches daher auch der Ausgang sein möchte, so bleibe ich sehr ruhig dabei, meine einzige Sorge ist nur, das Ende auf eine gute Weise, mit Anstand, und ohne von den Gesinnungen abzuweichen, die ich immer geäußert habe, herbeizuführen. Mehr verlange ich nicht. Darum aber muß ich diese Wochen noch aufopfern. Bleibe ich alsdann doch, so muß meine Lage wenigstens anders sein, und es ist dann vielleicht möglich, mit mehr Kraft und mehr Erfolg wirksam zu sein.

In der Ungewißheit dessen, was Du tun wirst, und bei der mir größeren Wahrscheinlichkeit, daß Du noch in Rom bleiben wirst, werde ich fortfahren, Dir dahin zu schreiben.

Lebe herzlich wohl! Ewig Dein H.

193. Humboldt an Caroline

Berlin, 5. Junius 1810

Die Sachen nähern sich einer Entscheidung, und vielleicht kann ich Dir, liebe Li, am Ende des Briefes noch etwas Bestimmteres sagen. Du wirst aus allen meinen vorigen Briefen gesehen haben, daß hier eine große Ministerkrise war. Diese hat zum Teil ihre Endschaft erreicht, und die nächsten Tage

müssen das übrige entscheiden. Der Minister Hardenberg ist wieder öffentlich hier erschienen und hat beim König gegessen, und es kann nicht mehr zweifelhaft genannt werden, daß er an die Spitze der Geschäfte kommt. Ich habe ihn noch nicht gesehen. Da ich für mich stehen kann, suche ich niemand. Aber es muß notwendig in dieser Woche zu einer entscheidenden Unterredung zwischen ihm und mir kommen.

Wie man die Sachen jetzt einrichten, wer gehen oder bleiben wird, ist bis auf diesen Augenblick vollkommen unbekannt. Vermutlich aber gehen sehr große Veränderungen vor. Über mich weiß ich bis jetzt nur folgendes. Man hat mir mündlich sagen lassen, ich möchte nicht daran denken, meinen Abschied zu bekommen, der König werde nie darin willigen, ich sei unentbehrlich, und Hardenberg sei davon überzeugt, man werde alles tun, um mich zurückzuhalten. Diese Erklärung scheint sehr positiv, allein mir ist dennoch die Sache so ausgemacht noch nicht. Ich weiß noch nicht, ob die neuen Pläne mit meinen Entschlüssen übereinstimmen, und ich werde fest sein und mich nicht scheuen, eigensinnig zu scheinen. Es gibt Verhältnisse, wo man das durchaus nicht muß und nicht darf. Es ist sehr fatal, fast schmerzlich, noch immer so in Ungewißheit zu verharren, aber ich kann es nicht ändern.

Ich habe jetzt, teures Wesen, Deinen Brief vom 11. Mai bekommen, und Deine Liebe hat mich innig gerührt. Ich sehe deutlich, daß Du es lieber hättest, wenn ich jetzt im Dienst bliebe. Allein Du stimmst, wie Du mir ausdrücklich zugestehst, mir darin bei, daß ich nichts tun kann, was nicht mit den strengsten Begriffen der Ehre vereinbar ist. Der Punkt, der mich eigentlich bewog, meinen Abschied zu fordern, ist freilich wohl für jetzt und immer erledigt. Der Staatsrat, gegen den ich mich erklärte, ist, ohne aufgehoben zu werden, nie zustande gekommen. Es ist nun schon die Zeit der zweiten Versammlung gewesen, und nie hat man ihn versammelt.

Aber es ist, da die Dinge einmal so weit gekommen sind, wirklich auch noch mehr. Ich muß jetzt darauf denken, unsere Lage wenigstens insoweit zu fixieren, daß man nicht bestimmte Fälle der Ungewißheit voraussieht. Der Dienst hier kann nur unter diesen Bedingungen nützlich sein.

Es ist mir sehr schmerzlich, teuerstes Herz, mich in diesen wichtigsten Dingen ohne Dich entscheiden zu müssen, Du siehst immer so einfach und klar, man kann Deiner Entscheidung immer und ohne Ausnahme vertrauen, und ich würde immer ruhig alles allein in Deine Hände legen, was mein Schicksal und das der Kinder betrifft. Ich sehe es wieder in dem, was Du über unsern Aufenthalt in Italien oder Deutschland sagst. Ich weiß, wie Du Italien liebst, und doch entscheidest Du Dich im Ganzen für das Zurückgehn. Auch ich halte es für notwendig. Du setzest alle Gründe so gut und triftig auseinander, daß ich nichts hinzuzufügen weiß. Für die Kleinen ist das Herkommen moralisch notwendig. Es gibt doch nie ein Vaterland, dem man lieber angehören möchte, als Deutschland.

Du glaubst nicht, wie wohltätig es mir ist, daß dieser Punkt nun und rein entschieden ist. Wir bleiben also, ich möchte noch hinkommen oder nicht, nicht in Italien, sondern bringen einige Jahre in Deutschland zu. Ich schlüge dann Dresden zum Aufenthalt vor. Indes soll mein gutes, liebes Kind immer die Wahl haben, und ich werde immer folgen, wenn Du etwas anderes vorziehst. Ich habe kein Glück als Deins.

Umarme alle. Ewig Dein H.

194. Caroline an Humboldt

Rom, 6. Junius 1810

Ich bin äußerst begierig auf die Entwickelung Deiner Verhältnisse. Ich glaube aber seit Deiner gestern empfangenen Nr. 35*), daß Du bleibst und der König Deine Lage auf eine oder die andere Weise ändert. Die Königin ist auch gewiß sehr dafür und doch wohl im vertrauten Zirkel nicht ohne Einfluß. Ich habe bis jetzt die Sachen hier in suspens gehalten, allein nun werde ich wohl Pferde und die beiden Wagen weggeben, allein unstreitig nicht viel bekommen, denn da niemand beinahe hier kauft, und die Menge abgezogener Personen Pferde, Wagen und dergleichen haben stehen lassen, so ist alles, was zum Einrichten eines Hauses gehört, ordentlich unter dem Preise. Man könnte mit wenigem hier jetzt viele schöne Sachen kaufen, nur nicht in dem, was man exportieren will, denn die Abgaben und Sekkaturen aller Art haben darin unendlich zugenommen.

Bleiben Deine Nachrichten so, mein teures Herz, so denke ich Dir heute über acht Tage den Tag meiner Abreise anzuzeigen. Nach der Äußerung, die Du mir vom König mitteilst, kann ich nicht glauben, daß er Dich wird gehen lassen, und da er aus Deinem Brief gefühlt haben wird, wie entschieden und überlegt Du in Dir gewesen und geschrieben hast, so wird er auch wissen, daß er Deine Dienstverhältnisse ändern muß, um Dich zu erhalten.

Hier in der Stadt passierst Du allgemein für Minister, und der General Miollis**) hat sich mehrere Male nach Dir erkundigt und nie die Eccellenza ausgelassen. Leuten, die mir Zeit geben, ihnen zu antworten, sage ich immer ganz einfach, Du seist nicht Minister, mais ils ne veulent pas croire.

*) Vom 8. Mai.

**) Vgl. S. 179.

Der Pupo geht und will auch ſprechen und bringt die kurioſeſten Worte heraus. Wie wird er die Ohren ſpitzen, wenn deutſche Töne daran anſchlagen. Die kleinen leichtfertigen Mädchen freuen ſich auf die Reiſe, nur Caroline iſt ſehr traurig und ſähe lieber, Du kämſt, und wir gingen ſogleich nach Neapel. Das iſt Carolinens Nonplusultra.

Teure, liebe Seele, wie bin ich gerührt, daß Du mein armes Bild ſo liebſt. Laß es Dir täglich ſagen, wie zärtlich, wie innig und ewig ich Deiner gedenke. Umarme Theodor. Ewig mit gleicher Liebe Dein.

195. Caroline an Humboldt

Rom, 9. Junius 1810

Allerteuerſtes Herz!

Dein lieber Brief vom 15. Mai iſt heute bei mir angekommen. Die fortdauernde Ungewißheit unſerer Verhältniſſe oder vielmehr Deiner Dienſtverhältniſſe beunruhigt mich ſehr, denn die Zeit rückt unglaublich vorwärts. Vielleicht hätte ich mich nicht irre machen laſſen ſollen und reiſen, allein Deine erſten Briefe, die ich am Tage meiner Rückkunft aus Neapel empfing, machten mir das Abſchiednehmen unendlich wahrſcheinlicher, als es mir jetzt bei dem langen Zögern des Königs in der Beantwortung Deines Geſuchs iſt. Ich fühlte doch auch deutlich Deinen Wunſch, Italien wiederzuſehen, und kenne Dich ſo genau, allerteuerſtes Herz, daß ich in dieſem Wunſch, nächſt der Sehnſucht nach dem Schönen, die wohl ebenſo tiefe nach dem Nahen und Verwandten, ich meine nach uns, nach mir und den Kindern, empfand, und die Beruhigung, die es Dir gewähren würde, unſer Führer und Beſchützer auf der Rückreiſe zu ſein. Aus dieſen

Gründen und besonders aus diesem Gefühl konnte ich es nicht über mich gewinnen, Dir zu schreiben: „Ich reise dennoch gleich ab, es komme nun auch wie es wolle."

Was mich nun beunruhigt, ist die Jahreszeit, die sich nähernde Wärme, und seit gestern auch Hermanns Gesundheit, der von einigen neuen Zähnen, die er hervorbringt, sehr angegriffen ist. Ich bin in mir sehr beunruhigt und kann zu keinem festen Gedanken kommen. Zögert die endliche Entscheidung oder träten hier wegen eines von uns Gesundheitsumstände ein, die es bedenklich machen, und tritt große Hitze ein, so mußt Du es mir überlassen, den Zeitpunkt zu wählen, wo ich abreisen kann. Meine Sehnsucht bürgt Dir dafür, teures Herz, daß ich nicht länger bleibe, als nötig ist. Aber vergebens würde ich Dir sagen wollen, wie wehmütig es mich macht, Dich liebes, teures, innig verehrtes Wesen, vielleicht acht Wochen später zu sehen. Ich bin in meinem ganzen Leben noch nie so wehmütig gewesen, als ich es seit längerer Zeit bin.

Adieu, geliebtes, bestes Herz.

196. Caroline an Humboldt

Rom, 16. Juni 1810

Wieder keine Briefe, mein allerteuerstes Herz, Gott weiß, was das ist. In dem Augenblick, wo sie mir nächst der Freude, der innigsten, die sie mir machen, so notwendig wären, muß ich sie entbehren. Die Ungewißheit, in der ich schwanke, macht mich traurig. Du hast zwar mehrmals in Deinen teuren Briefen gesagt: „Es ist und bleibt immer Rom, wo Du einige Wochen länger bliebest", das ist wohl wahr, aber ich schwöre Dir, daß der Gedanke, Dich vereinsamt zu denken, mir sehr schmerzlich

iſt. Das Schöne zu genießen, wie ich, aber ſozuſagen auf Koſten des Teuerſten, hat etwas tief Bewegendes und Beunruhigendes. Ach, alle Menſchenklugheit hilft eben doch nichts. Es iſt nur ein glücklicher Zufall, wenn man's in dieſen Dingen des Lebens recht trifft.

Von hier geht eine ganze Geſellſchaft nach Griechenland, H. v. Koës und Bronſtedt, zwei junge, ſehr gelehrte Dänen, H. v. Stackelberg, ein Livländer, und H. v. Haller, ein Nürnberger, und der junge Maler Link. Dem armen Rauch zucken die Füße recht, mitzulaufen, aber wie kann er?

Addio anima mia cara.

197. Humboldt an Caroline

Berlin, 9. Junius 1810

Unſer Schickſal, liebe Li, iſt ſo gut als entſchieden, und auf eine ſehr unerwartete Weiſe. Ich bin beſtimmt, als Geſandter nach Wien zu gehen. Die Kabinettsorder habe ich zwar noch nicht deshalb, allein Hardenberg hat es mir gleich den Morgen nach ſeiner Ernennung, am 6. dieſes, beſtimmt erklärt, Es ſind freilich noch Ideen, mich hier zum Miniſter zu machen, und mir hier mein Departement zu laſſen, allein es wird ſchwerlich etwas daraus werden, und es iſt die Frage, ob es nun wünſchenswürdig ſei. Da aber auch die Bedingungen der Wiener Miſſion noch nicht im reinen ſind, ſo habe ich bis jetzt auch noch nicht angenommen.

Der 6. war ein Tag großer Boulverſements. Beyme und Altenſtein, beide Miniſter, und Nagler*), Geheimer Staatsrat, mit dem ich immer ſehr geſpannt war, haben ihren Abſchied er-

*) v. Nagler, geb. 1770, † 1846, der ſpätere preußiſche Generalpoſtmeiſter.

halten. Ebenso auch Scharnhorst, aber weil er ihn, seiner Gesundheit wegen, erbeten hatte. Dohna ist geblieben und Goltz. Kircheisen*) ist Justizminister. Zum Finanzminister ist noch niemand ernannt, die Geschäfte sind einer Kommission übergeben. Hardenberg selbst ist Staatskanzler, d. h. Premierminister.

Die Sensation, die dies gemacht hat, ist, wie Du denken kannst, sehr verschieden. Ich, das glaube mir, liebe Li, habe unter vielen Intrigen immer vollkommen rein dagestanden. Ich habe dem König über das abgegangene Ministerium rein meine Meinung gesagt, aber ich habe, so sehr ich Hardenberg schätze, und so viel Dank ich ihm noch von sonst her schuldig bin, ihn nicht einmal besucht, ehe er mir seine Ernennung nicht selbst bekannt gemacht hat. Auch erkennt das jedermann und Beyme und Altenstein, bei denen ich gestern war, selbst zuerst und am meisten. Jetzt noch ist meine Lage sehr wunderbar; ach! und wie viel gäbe ich darum, wenn Du hier wärest. Soll ich annehmen, soll ich nicht? Soll ich suchen, noch jetzt Minister hier zu werden, soll ich nach Wien gehn?

Alle, die mit meinem Departement in Verbindung stehen, sind niedergeschlagen und reden mir zu. Kohlrausch tut, als wäre er in Verzweiflung. Es ist, ich sage Dir das so naiv, weil Du weißt, daß ich nie ruhmredig war, nur eine ungeteilte Stimme, daß ich für diesen Posten gemacht war, und daß er nach mir nie gleich gut besetzt werden kann. Aber Hardenbergs Wunsch ist so entschieden, mich in die diplomatische Laufbahn zu bringen, daß ich schwerlich dagegen etwas ausrichten würde. Ich kann ferner nur hier mit Sicherheit, mit wahrem Nutzen und mit eigentlicher Ehre existieren, wenn ich Minister bin, und es ist der Zuschnitt einmal so gemacht, daß, wer ein Fach wirklich administriert, wie man es

*) v. Kircheisen, geb. 1749, † 1825. Präsident des Kammergerichts, von 1810—1825 Justizminister.

hier nennt, eine Sektion führt, nicht Minister sein soll. Selbst Dohnan trete ich, wenn ich Minister würde, gewissermaßen in den Weg.

Dann ist nicht zu leugnen, daß die diplomatische Laufbahn ungemein wichtig ist. Es fehlt ganz an Leuten hier dazu. Ich habe mir, so wunderbar es klingt, durch mein Benehmen in Rom den Ruf erworben, ganz dafür gemacht zu sein, und Hardenberg macht mir kein Geheimnis daraus, daß er im Hintergrunde die Absicht hat, mir einmal wieder hier die Führung des Ganzen anzuvertrauen. Ich kann also auch gegen den Nutzen nicht streiten. Dann, sollte ich selbst darin Unrecht haben, kennst Du mich, das Neue tentiert mich immer, on aime à courir le monde, es fällt sich so hart auf den Grund, und es ist meine Art nicht, mir künstliche Lagen zu machen, vielmehr die dargebotene so umzugestalten, bis sie mir recht ist. Sehe ich auf unsern Nutzen und unser Vergnügen, so ist die Sache sich auch so gleich, daß man losen könnte. Werde ich Minister, so ist der Vorteil der größeren Ruhe, daß man sich mit den Ausgaben mehr nach seinen Einkünften richten kann, Freiheit von gesellschaftlicher Gêne und eine Tätigkeit, deren Resultate in meiner Hand sind, die gelingen müssen und dann allerdings freuen. Aber es ist auch eine monotone Lebensart, erdrückende Geschäfte, die mir kaum Zeit lassen, nur Dich recht zu genießen, und Berlin, das ganz entsetzlich ist, dann kleines Gehalt, auch als Minister nur 8000 Taler, und die hiesigen Abgaben. Gehn wir nach Wien, so haben wir freilich mehr Ausgaben, viele, auch unangenehme Gesellschaft und mitunter wichtige Geschäfte, aber auch viel mehr Muße, so daß ich selbst wieder wissenschaftliche Dinge arbeiten kann, eine hübsche Gegend, schöne Kunstsammlungen, ungleich mehr Gehalt und keine Abgaben. Dann ist die Nähe von Italien sehr schön. Wie man hier in ein Bad geht, kannst Du den Sommer nach Venedig reisen und in einem Land-

haus an der Brenta bleiben. Man kommt auch mit dem morgendlichen Teil von Europa und der Türkei in nähere Beziehung und lernt etwas ganz Unbekanntes besser kennen.

So kompensiert das eine das andere dergestalt, daß ich entschlossen bin, die Sache ziemlich dem Zufall zu überlassen. Unendlich begierig aber bin ich darauf, wie Du die Sache aufnehmen, und was Du davon denken wirst. Es ist gewiß, daß, wer mit uns umgeht, nie in Verlegenheit kommt, uns wiederzusehen. Wir tauchen nach einiger Zeit immer wieder einmal auf. Jetzt schien ich doch recht auf den Grund gefallen und habe mich doch wieder emporgehoben, denn immer ist Wien doch besser als Berlin. Kurz, das schlimmste Los trifft uns nicht. Der klügste Mensch hier sagte mir noch gestern: „C'est un pont d'or qu'on Vous offre, n'hésitez-pas à Vous en servir." Das wird Dir zugleich ohne Kommentar mehr Aufschluß über die Lage der Sache geben.

Was jetzt Dich betrifft, liebe Li, so ist es vernünftiger, daß Du nun geradezu nach Wien gehst, und dazu ist auch noch im September Zeit. Wenn ich sage „vernünftiger", so meine ich nur, daß es sparsamer nnd für Dich und Hermann weniger ermüdend ist. Willst Du aber gern Deine Güter und Deiner Väter Gefilde und Theodor früher sehen und die Schweiz durchreisen, so komme immer, und wenn Dir die Hitze (hier habe ich noch gestern eingeheizt) nicht hinderlich ist, gleich. Gehst Du gerade nach Wien, so hole ich Dich doch noch vielleicht in Rom ab, und wir sehen noch zusammen Venedig. Die Trennung kann dadurch doch nur sehr, sehr wenig länger dauern.

Lebewohl, einzig teures Herz. Ewig, ewig Dein H.

198. Humboldt an Caroline

Berlin, 12. Junius 1810

Ich habe seit meinem letzten Brief, liebe Li, keinen von Dir. Ich, solltest Du es glauben, schwebe noch immer in einiger Ungewißheit. Wie die Sache zugegangen ist und noch zugeht, mein teures Wesen, darüber reden wir einmal mündlich. Alles gereicht mir zur völligsten Ehre, sogar zu einiger Verherrlichung. Die ganze Stadt ist auf die Entwicklung aufmerksam, und selten ist eine Teilnahme so allgemein gewesen.

Allein das Wahrscheinlichste und fast Gewisse bleibt immer meine Sendung nach Wien. Hardenberg hat sie mir bestimmt als den Willen des Königs angekündigt. Ich habe nicht widersprochen, nur die Kabinettsorder ist noch nicht ausgefertigt. Insofern wäre also alles durchaus gewiß. Allein seitdem meine Ernennung ganz ohne mein Zutun bekannt geworden ist, hat sich ein solches Geschrei erhoben, was nun aus der Universität und dem Schulwesen und den Medizinalanstalten werden soll, daß ich es diesem Geschrei zuschreiben muß, daß die Sache wieder stockt, man sinnt nun nach, wie man es am besten einrichtet. Ich selbst bin nie in einer gleich schwierigen und bedenklichen Lage gewesen. Aber meine Entschlüsse sind unwiderruflich gefaßt, und diese eigne Bestimmtheit bei der Unentschlossenheit derer, die entscheiden sollten, rettet mich. Mir liegt gewiß alles am Herzen, was ich gemacht habe. Ich weiß und sehe deutlich ein, daß es, wenn ich gehe, großen Gefahren ausgesetzt ist. Allein ich will es gründlich retten, oder gar nicht.

Überhaupt, teures Herz, stehe ich jetzt am Scheidewege. Das Privatleben hat unendliche Vorzüge vor dem Dienste. Ich bin nie glücklicher, als mit Dir. Es ist nicht zu leugnen, daß, welche öffentliche Lage ich haben möchte, man sich immer besser und schöner genießt, wenn keine äußere Pflicht noch Konvenienz das freie Zu-

sammensein stört. Auch den Kindern ist meine Muße nützlicher und erfreulicher. Wenn man also diese Vorteile aufgibt, muß man bestimmt wissen, wofür man sie aufgibt; es muß nur für einen anerkannt guten und großen Zweck und nur dann geschehen, wenn man für diesen auch die gehörige Freiheit, ihn zu erreichen, voraussieht. Wie ich in diesen Tagen gequält und bestürmt werde, diesen oder jenen Entschluß zu nehmen, glaubst Du nicht.

Für jetzt, wenn Du noch in Rom bist, bleibe noch dort. Wien liegt gerade auf dem Wege hierher. Ach, es ist eine schrecklich öde und freudenleere Zeit! Wenn nur der Augenblick erst naht, wo Du bei mir bist, so ist auch dadurch allein das ganze Leben anders. Es geht doch nichts in der Welt über diesen Genuß des einen durch den andern in ewig neuquellender, nie alternder, nie wechselnder, inniger Liebe.

Es ist mir immer, als wenn ich mit den Mauern Roms alles Glück hinter mir gelassen hätte. Das wird aufhören, wenn Du erst bei mir bist, es wird von mir fallen auf einmal und auf immer beim ersten Wiedersehen der lieben, lieben Augen, aber bis dahin bleibt es und verfolgt mich, daß ich mich nicht davor retten kann. Meine ganze, ganze Sehnsucht ist auf unser Wiedersehen gerichtet. Bis jetzt malte ich mir das neue Heim in meinem Hause aus. Ich ging nie den Torweg vorüber, ohne mir zu sagen, hier wird sie hereinfahren, ich sah nie im Garten auf das Haus, wo man in der äußersten Entfernung gerade Dein Fenster sieht, ohne zu denken, daß Du oft da sitzen würdest, die Phantasie ruhte so viel süßer doch auf diesen Bildern aus. Nahm ich den Abschied, so war es in Rom, und wieder jeder Schritt bekannt und gewohnt. Aber nun ist alles so unbestimmt, so schwankend, Zeit, Ort. Ich werde aber alles tun, um den Knoten, wenn ich ihn nicht lösen kann, zu zerreißen, es muß sich mit dieser Woche entscheiden, und dann mache ich auch, daß ich Dich bald, so bald als

immer möglich, wieder beſitze. Du biſt und bleibſt mein einziges Gut und mein einziges Glück, und ich bin ſehr ſchwach und arm ohne Dich. Das iſt hübſch an Wien, daß, wenn ich dort ſterbe, Du mich an der Pyramide begraben laſſen kannſt. Das wollen wir auch ſicher tun, wenn es geſchieht. Es geht nichts über die himmliſche Stätte.

Umarme alle. Ewig Dein H.

Fünfter Abschnitt

Von Humboldts Ernennung zum Staatsminister und Gesandten bis zur Wiedervereinigung mit den Seinen in Wien

14. Juni bis 21. Oktober 1810

199. Humboldt an Caroline

Berlin, 19. Junius 1810

Ich habe Dir vorigen Posttag nicht geschrieben, liebe Li; Dir wieder zu sagen, es sei alles noch ungewiß, war mir zu widrig. Jetzt aber ist alles entschieden.*) Ich bin Staatsminister, vera Eccellenza, und Gesandter in Wien mit 13400 Taler Gehalt, worunter 3300 Taler ungefähr Gold sind.

Ich habe mit Goltz abgemacht, daß ich am 1. September in mein neues Gehalt trete, allein alsdann auch in Wien sein muß. Ich denke nun Ende Juli oder Anfang Auguſt hier wegzugehen und dann bis gegen den 1. September auf Deinen Gütern zu bleiben. Danach, liebe Seele, kannſt Du Dich richten.

*) Durch Kabinettsorder vom 14. Juni.

Über die ganze Veränderung weiß ich wenig schriftlich zu sagen. Zwei Dinge haben mich hier weggebracht. Erstlich Hardenbergs überwiegende Neigung, mich in der auswärtigen Karriere zu sehen, und dann Dohnas Abneigung, sein Ministerium zu teilen. Denn ohne Minister zu werden, wäre ich freilich nicht hier geblieben. Minister zu sein, ist, wenn man einmal dient, immer sehr gut. Man kann nie wieder in eine abhängige Lage geraten.

Hier in der Stadt ist zwar Unzufriedenheit über mein Weggehen, aber man ist zufrieden, daß ich ausgezeichnet worden bin, und man sieht, daß ich einen kompletten Sieg über meine Gegner davongetragen habe. Was aber ernsthafter als dieser Scherz ist, ist, daß ich nichts als das Rechte und schlechterdings Notwendige dazu getan habe. Nicht einmal Hardenberg habe ich eher gesehen, ehe ich nicht von ihm schon erfuhr, daß ich nach Wien bestimmt sei.

Ich muß heute schließen. Ich gebe Ende dieser Woche meine Sektionen ab und habe also in dieser fürchterlich zu tun.*) Verzeih mir, einzig teures Herz.

Adieu!

200. Humboldt an Caroline

Berlin, 23. Junius 1810

Ich habe Dir neulich kürzer schreiben müssen, liebe Li, und befinde mich heute noch ungefähr in derselben Notwendigkeit. Es ist Hellmuths**) Geburtstag, und ich habe ihm und seinen Eltern die Freude machen wollen, sie bei mir zu haben. Sie essen also bei mir, und ich erwarte sie mit jedem Augenblick. Bis

*) Humboldt verfaßte außerdem in diesen Tagen eine Denkschrift mit Vorschlägen für ein neues Verwaltungssystem. Vgl. Bruno Gebhardt, Bd. I, S. 355.

**) v. Laroche.

jetzt habe ich Sitzung in meiner Sektion halten müssen, die ich nun heute für mich geschlossen habe. Mit künftiger Woche bin ich daher von Geschäften frei. Wir essen in meinem Gartensaal. Es ist ein Kuchen mit Lichtern, Gefrorenes, kurz alles, was den Jungens Freude machen kann.

Gestern war, wie Du weißt, mein Geburtstag. Die Prinzessin Luise*) hat ihn den Abend gefeiert und einen Kuchen mit 44 Lichtern machen lassen, den sie mir heute geschickt hat, und der nun Theodoren zuteil wird. Den Morgen hatte sie, um mich zu necken, mir ein Flakon zu Rosenöl mit Bier darin und einem anonymen Billett geschickt. Prinz und Prinzessin Ferdinand haben mir auch besonders Glück wünschen lassen, und so bin ich wenigstens diesmal mehr als voriges fetiert worden. Aber die einzig hübsche Feier ist freilich bei Dir, teures Herz, und auf die muß ich nun noch ein Jahr warten.

Die Ankündigung meiner Ernennung in den Zeitungen lege ich Dir hier bei. Der König hat mir zur ersten Einrichtung (die Reise wird besonders berechnet) 3000 Taler bewilligt. Das ist freilich wenig, allein in der jetzigen Lage des Staates ist es sehr schwer, für solche Dinge fordernd zu sein. Wie wir in Wien auskommen werden, ist allerdings noch problematisch. Vorzüglich teuer sollen Pferde in Wien sein und zwar nicht sowohl zu unterhalten, als zu kaufen. Ich werde sehen, ob ich im Schwarzburgischen vier gute bekommen kann.

Theodorn bin ich zwar entschieden, im Herbst kommen zu lassen, aber noch setzt es mich in große Verlegenheit, noch keinen Hofmeister zu haben. Eben kommt Theodor und Laroches. Lebe herzlich wohl, innig liebes, teures Wesen. Ewig Dein H.

*) Vgl. S. 135.

201. Caroline an Humboldt

Rom, 22. Junius 1810

Innigstgeliebter Wilhelm!

Mit dem sehnsüchtigsten Herzen nehme ich heute die Feder und umarme Dich, meine Seele, und wünsche Dir tausend, tausend Glück zu Deinem Geburtstage. Oh, Du denkst gewiß, wie wir alle an Dich denken, und Du sehnst Dich zu uns, wie wir zu Dir. Wo bist Du, mein geliebtes Leben? Wo findet Dich der Brief? In Berlin? Und hat alle die Unruhe dieser Wochen zu nichts weiter geführt, als Dich mit einigen Veränderungen im Äußern in derselben Lage zu erhalten? Oder hat sich diese Lage geändert, so bist Du unstreitig gleich fortgegangen.

Ich bin in einer großen Spannung, die um so mehr zunimmt, da ich wie verzaubert mit den Briefen bin. Heute war Posttag, und ich habe wieder nichts bekommen, Dein Brief vom 19. ist mein letzter. Du siehst wohl, daß man mit den Briefen allerlei vornehmen muß,*) denn in der Jahreszeit kann eine Verspätung von 10 und 13 Tagen nicht liegen.

Wir haben Deinen Geburtstag ganz unter uns gefeiert, und ich habe die kleinen Mädchen dazu beschenkt, damit sie sich ihn tiefer einprägen. O möchtest Du, geliebte Seele, doch wenigstens recht heiter sein, recht wissend, wie wir immer, immer an Dich denken und mit welcher eignen Sehnsucht besonders heute.

Den 23.

Soeben, wie ich gar nicht mehr darauf hoffte, empfange ich, geliebtes Leben, Deinen Brief vom 29. Mai, Nr. 41, mit der Einlage an Gabriele. Nr. 40 und 39 fehlen mir. Ich sehe, daß ich nicht Besseres habe tun können, als hier abzuwarten, wie es

*) Es scheint in der Tat, als seien in dieser kritischen Zeit alle abgehenden Briefe Humboldts erbrochen und gelesen worden.

sich endigt und Deine Lage sich entwickelt. Ich kann mir nicht denken, geliebtes Herz, daß Du außer Dienst bleibst, besonders nach der Antwort des Königs, die Du die Güte hast, mir mitzuteilen.

Dahin zu kommen, wo Adelheid geboren ist,*) kann ich kaum wünschen. Es ist in jetziger Zeit ein schwerer Posten, obgleich Du alles gut machen wirst, wo Du bist, allein — —

Das einzige, wirklich Traurige ist der Gedanke, daß ich jetzt vielleicht gar drum kommen könnte, Theodor zu sehen, denn ich begreife, daß er bleiben muß, es komme auch, wie es wolle, und daß er seine Studien nicht unterbrechen darf. Aber nein — auf jeden Fall muß und werde ich es möglich machen, ihn zu sehen. Umarme den lieben Jungen tausendmal von mir.

Ich bewundere die Tätigkeit, in der Du, liebes Herz, Dich erhältst, und die Freiheit Deines Geistes, es in so unentschiedener, schwankender Lage zu können. Allein ich erkenne Dich ganz an diesem Zuge.

Lebewohl, teures, liebes Herz, und liebe ewig Deine Li.

202. Caroline an Humboldt

Rom, 30. Junius 1810

Deine Briefe Nr. 43 und 44 vom 5. und 9. Junius sind gestern zusammen bei mir angekommen, mein teuerster Wilhelm, und vorzüglich der letzte hat mir durch seinen Inhalt große Seelenmotion gemacht. Also nach Wien. Ich sehe es beinah für entschieden an, besonders wegen der arrière pensée, die Hardenberg über Dich zu haben scheint, und über die Du mir in Deinem letzten Brief einen bedeutenden Wink gibst. Er hat recht, wenn er die Sache im ganzen und im großen nimmt,

*) Paris.

allein die innere Einrichtung, der Du Dich unterzogen, leidet gewiß durch Dein Weggehn, und ich bin begierig, wie man Deine Stelle besetzen wird. Ich glaube wohl, daß die Leute, die zum Teil im Zutrauen auf Dich nach Berlin gekommen sind, desperat über diese Sache sind.

Aber was macht man mit Finckenstein?*) Im ganzen, muß ich Dir gestehen, scheint es mir, ist dieser Posten vor wenigen Jahren von größerer Wichtigkeit gewesen, und in welchen Händen hat man ihn gelassen, als er für Preußen beinah entscheidend war! Was das eigentliche Leben betrifft, so bin ich auch Deiner Meinung, daß es angenehmer in Wien als in Berlin ist. Was aber den eigentlichen höheren Nutzen für Preußen als Staat betrifft, so bin ich der Opinion, daß Du in Berlin mehr nütztest, als unter obwaltenden Umständen in Wien, es müßte denn sein, daß Hardenberg wirklich in ein paar Jahren auf Abtreten und Übertragung seines Wirkungskreises rechnete. Ich habe, gestehe ich, wenn die Fälle nicht außerordentlich sind, wie sie es freilich für Preußen vor einigen Jahren waren, und wo ein großes Genie auch vielleicht Großes hätte hervorbringen können und das Gebrechliche in diesem Staat hätte konsolidieren können, mehr Ehrfurcht für die innere Bildung einer großen Masse Menschen als für irgend etwas anderes, und wir gehen, glaube ich immer, einer Zeit entgegen, wo der Mensch nur durchaus etwas gelten wird, insofern er etwas ist. Daher und von dieser Seite aus betrachtet ist es mir unlieb, daß Du Deinen jetzigen Wirkungskreis verlässest. Persönlich aber ist mir Wien angenehmer wie Berlin.

Ich warte jetzt ruhig die letzte Entscheidung ab, und sobald die Jahreszeit es erlaubt, setze ich mich in Bewegung. Die Reise wird für mich bedeutend kleiner. Man bleibt an den Toren von Italien. Überdem glaube, liebes, teures Wesen, daß, wo Du

*) Bisheriger preußischer Gesandter in Wien.

biſt, ich gern bin, und meine einzige, ſüßeſte Freude ſein ſoll, wieder mit Dir zu leben, mich Deiner zu erfreuen und Dich mit uns glücklich zu ſehen.

Ich umarme Dich tauſend- und tauſendmal, auch Theodorn.

203. Humboldt an Caroline

Berlin, 30. Junius 1810

Es iſt mir höchſt verdrießlich, zu ſehen, liebe Li, daß meine Briefe gerade jetzt, wo Dir doppelt daran liegt, ſie ordentlich und ſchnell zu empfangen, ſo unordentlich ankommen. Ich begreife es auch gar nicht, da auf den fremden Poſtämtern gar keine Urſache dazu iſt. Ich habe aber allerlei Argwohn, und es wird ſich bald zeigen, ob es nun, da die Veränderung hier geſchehen iſt, regelmäßiger gehen wird.

Ich war in Tegel und habe ein Diner da geben müſſen. Die Prinzeſſin Luiſe hatte es mir ſeit vorigem Jahr ſehr nahe gelegt, einmal bei mir da zu ſein, und ich konnte es nicht vermeiden, ſie zu bitten. Sie iſt auch wirklich ſehr freundſchaftlich und gut mit mir, ich bin faſt alle Abende bei ihr, und ich weiß, daß ihr ſolche Partien, wo ſie bloß mit ihren Kindern iſt, ſehr viel Freude machen. Ich bat alſo ſie, die Leute, die zu ihr gehören, und nur noch einige wenige Menſchen. Wir waren 16 Perſonen. Zugleich war die Sache ein Reinigungsfeſt für Tegel, das in den acht Tagen vorher, denn die Partie mußte dreimal verſchoben werden, wirklich bis in ſeine äußerſten Winkel hinein geputzt und geharkt wurde. Die Meubles, die ich noch in Tegel gefunden, hatte ich bei meinem Herkommen voriges Jahr herbringen laſſen; ich ſchickte ſie nun wieder hin. Indes ſehen einige Dinge noch wunderbar aus. So iſt in der erſten Stube der Kamin ganz zerbrochen. Ich habe ihn aber den Tag ſo mit Blumen verziert, daß er toll genug ausſah. Das

Diner war wirklich sehr schön, da ich Gefrorenes und alle mögliche Pracht hatte. Aber Mühe hat es mich viel gekostet, alles instand zu setzen, da ich zu solchen Dingen gar wenig Geschick und jetzt nur einen einzigen konfusen Bedienten habe. Es ging indes alles ganz gut.

Die Prinzessin kam ungefähr um 1 Uhr, brachte aber zum Essen nur die beiden ältesten Prinzen mit, die sich mit Theodor und Hellmuth sehr gut amüsierten. Wir gingen dann bis zum Essen spazieren. Das Mittagessen wäre etwas langweilig gewesen, da Prinz August, der Bruder der Prinzessin, auch da war, mit dem wir alle weniger bekannt sind. Aber die Kinder kamen zu Hilfe. Die Prinzessin hatte nämlich die Jüngsten, die eine Tochter, den kleinen Boguslav und die beiden natürlichen Kinder*) des Prinzen Louis, die sie erzieht, zu Hause essen und nachkommen lassen. Die brachten wir herauf, und so wurde alles besser. Der Boguslav ist wirklich ein himmlischer Junge und streckt gleich beide Arme aus, wenn er mich sieht. Er fängt jetzt an zu sprechen und sagt meinen Namen sehr drollig. Er hat mir immer eine noch tiefere Sehnsucht nach Hermann eingeflößt. Theodorn hat die Prinzessin außerordentlich schön gefunden. Sie hat mehrere Male angefangen, davon zu reden, und geradezu gesagt, daß er der Schönste der Gesellschaft wäre. Doch ist ihr ältester Sohn auch wirklich schön und hat den Ruf, es zu sein.

Den Abend tranken wir auf dem Lusthause Tee und gingen erst nach 9 Uhr auseinander. Tegel ist wirklich für die hiesige schreckliche Gegend jetzt sehr hübsch. Es ist mir sehr lächerlich, daß mich die Menschen hier jetzt oft glücklich preisen, daß ich um Berlin den hübschesten Landsitz und in der Stadt den schönsten Garten habe. Wie gern vertauschte ich diese beiden Prachtstücke mit der einzigen Aussicht auf das Bäckerdach in dem verschmähten

*) Vgl. S. 81.

Albano. Es ist doch ein Himmel darüber und eine Sonne und eine Luft, in der Menschen leben können, ohne sich schämen zu dürfen, daß sie solche Horreurs wie hier aushalten können, ohne umzukommen. Stell Dir nur vor, daß am 3. Junius sich hier der älteste Prinz von Homburg beim Exerzieren die Finger erfroren hat.

Ich bin sehr begierig, mit Dir über Alexander Rennenkampff*) zu sprechen. Überhaupt, wie ich mich auf dies Sprechen freue! Es gibt nichts Süßeres auf der Welt, und wir haben uns Unendliches zu sagen; Du wirst auch nicht, nicht wahr, holdes Leben, erst wie Penelope viele Tage lang mir stumm gegenüber sitzen und erst alle Züge prüfen?

Gestern, mein Teures, war unser Hochzeitstag. Ich habe unendlich oft des Tages und Deiner gedacht und bin den Abend zu Hause geblieben und habe lange, lange gewacht, und mir ist es tief, wie immer, im innersten Gemüt klar und lebendig gewesen, wie ich diesem Tag alles danke, was mich je beglückt hat, wie mein ganzes Leben in ihn verwebt ist und ich ohne Dich, mein allerteuerstes Herz, nichts wäre und nichts je hätte werden können.

Ewig Dein H.

204. Humboldt an Caroline

Berlin, 3. Julius 1810

Ich habe seit meinem letzten Briefe keinen von Dir gehabt, liebe Li, und bin noch immer in derselben Ungewißheit über Deine Abreise.

Der König und die Königin waren vor mehreren Tagen nach Strelitz zum Besuch gegangen und wollten gestern wieder kommen. Allein die Königin ist plötzlich dort krank geworden, und ob man gleich schreibt, daß keine Gefahr ist, so scheint die Sache doch nicht

*) Vgl. S. 36.

ganz unbedeutend zu sein. Sie hat, sagt man, eine Lungenentzündung und ist zur Ader gelassen worden. Sie wird jetzt wohl nicht so bald zurückkommen. Ihr gewöhnlicher Arzt ist Hufeland,*) da dieser aber jetzt verreist ist, um dem König von Holland über seine Gesundheit Ratschläge zu erteilen, so hat sie indes Heim.**) Doch hat man ihn jetzt noch nicht kommen lassen.

Sehr begierig bin ich nun, zu hören, wie Du mit meiner neuen Bestimmung zufrieden bist. Beinahe fürchte ich mich ein wenig, daß sie Dir sogar weniger als das Hierbleiben gefällt. Aber, teures Herz, glaube mir, Wien ist gewiß göttlich gegen Berlin. Bedenke nur hier den Sand, die Kienbäume, so gut als keine Kunstsachen und von Umgang, wirklich amüsantem, unendlich wenig.

Die Levi***) sehe ich auch nicht mehr. Ich werde Dir mündlich einige sehr amüsante Sachen von ihr erzählen. Wir sind aber sonst auf gutem Fuß, und sie schickt mir manchmal Billette in der evidenten Absicht, es nicht ganz mit mir zu verderben. Die Herz†) ist die einzige, die ich noch fortdauernd, indes freilich auf eine etwas schläfrige Art, besuche. Denn ich gehe etwa alle 14 Tage einen Abend zu ihr, bin dann gewöhnlich allein mit ihr, führe eine oft stockende Konversation, gähne aber dermaßen (wie mir Prinzessin Luise schuld gibt, von Luccheſini gelernt zu haben) durch die Nase, daß es kein Wunder wäre, wenn sie sich ordentlich erweiterte. Es ist wirklich wunderbar und schrecklich zugleich, daß diese Frau von (wie mir einmal die Levi nach Königsberg schrieb) kolossalen Formen, kolossalen Jahren [?] und kolossalen Erfahrungen doch im Grunde meistenteils rein langweilig ist.

Ob mein Fortgang nicht äußerst schlimm auf die hier zu er-

*) Christoph Wilhelm Hufeland, geb. 1762, † 1836, kam 1810 als Staatsrat in die Abteilung des Ministeriums der Medizinalangelegenheiten.

**) Ernst Ludwig Heim, geb. 1747, † 1834, seit 1783 Arzt in Berlin.

***) Vgl. S. 80. — †) Vgl. S. 46.

richtende Universität wirken wird, ist noch nicht klar abzusehen, allein allerdings zu besorgen. Das persönliche Vertrauen auf mich hatte die Leute am meisten gereizt und mein persönliches Treiben die Sache, soweit sie gediehen ist, da niemand daran glauben wollte, zusammengebracht. Reil*), der schon ein Haus hier gemietet hatte, fängt jetzt, da ich gehe, an zu wanken, ich halte noch, so viel ich kann, allein ich weiß nicht, wie es werden wird. Ich kann nicht leugnen, daß mir das leid tut. Allein, wenn die Lage, in der ich war, fortdauerte, so konnte ich auch für diese Sache nicht frei und ordentlich handeln, und noch weniger jetzt, als unter den alten Verhältnissen. Ich schrieb Dir neulich D[?]s Tod. Er ist zwar gestorben, als ich schon nicht mehr in den Geschäften war. Allein ich mache doch jetzt, daß Zelter seine Pension (er hatte 500 Taler) bekommt, und tue also noch etwas für die Musik, vollende eigentlich, was einer meiner ersten Pläne hier war. Denn nun Zelter bezahlt wird, kann er, wie es meine Absicht war, für die Verbesserung der Kirchenmusik wirklich viel tun.

Lebe innigst wohl. Ewig Dein H.

205. Caroline an Humboldt

Rom, 4. Juli 1810

Gestern, teures, liebes Wesen, habe ich Deinen geliebten Brief Nr. 48 vom 12. Junius bekommen. Der Postenlauf scheint hergestellt. Du hattest keine Briefe von mir, aber ich habe immerfort geschrieben. Deine noch fehlenden Nummern kommen auch nicht nach.

*) Reil, bedeutender Arzt, war durch Humboldt an die Berliner Universität berufen.

Ich bin über alles auf die Entwickelung begierig. Ich bin mit allem zufrieden. Ich liebe Dich in Berlin, in Wien, in Rom; wenn ich mit Dir und den Kindern bin und sie physisch und moralisch gedeihen, bin ich glücklich. Das Privatleben hat seine Reize, die ich wohl kenne, und die Du mehr wie irgend ein anderer wert bist zu genießen, allein der Moment ist schwer, man erwartet viel von Dir, und Du bist auch wieder ganz gemacht, jede Erwartung in der Ausübung äußerer Tätigkeit zu befriedigen. Ob die Professoren es durchsetzen werden? Ich kann mir ihr Zetergeschrei denken. Ich kann mir nicht anders denken, als daß Du einen unabhängigeren und freieren Wirkungskreis in Berlin bekommst, oder die Stelle, die Dir der König auf Hardenbergs Vorschlag in Wien bestimmt. Und Hardenberg hat mit Dir weitere Pläne, das sehe ich wohl ein.

Du fragst so lieb nach Wilhelms und Gustavs Grab. Es steht da hohes Gras und eine Menge Purpurrosen. Die Bäume sind unglaublich in die Höhe geschossen, Wilhelms Pinie strebt zum Himmel, wie er selbst aufwärts strebte. Bald, ach Gott, ist wieder sein Todestag! Vorgestern war Luisens Geburtstag —

Ach die Schmerzen
Stet im Herzen
Schwimmen nicht im Strome (der Zeit) fort. —

Wird man sie wiedersehn, wird man nicht?

Kann das so Nahe, so Verwandte einem je fremd werden? O wie dunkel ist doch alle Zukunft, die nahe und die ferne, der morgende Tag und die fernen Jahre! —

Ich gehe sehr viel mit Werner*) und mit Schlosser**) um. Wir genießen Rom und begegnen uns in der unwandelbar ewigen Empfindung seiner Größe.

*) Vgl. S. 60. — **) Vgl. 146.

Lebewohl, meine Seele, mit Theodor. Was ſagt denn der zu Wien? Denke nur das: den 14. Oktober bin ich bei Dir, es ſei auch, wo es ſei!

206. Humboldt an Caroline

Berlin, 7. Julius 1810

Jetzt bleibt es nun wohl, meine teure Seele, bei dem, was ich Dir alle dieſe Wochen hindurch ſchrieb. Du warteſt den Herbſt in Rom ab und gehſt Anfang September geradezu nach Wien. Allein es verſteht ſich, daß die Zeit Deiner Abreiſe immer ganz Deine Wahl bleibt. In nichts ſoll mein holdes Weſen gebunden ſein. Ich reiſe in den erſten Tagen des Auguſt hier ab und bin am 1. September in Wien. Theodorn nehme ich entſchieden und ſpäteſtens um Michaelis dorthin. Laroches können ihn nicht länger behalten, ſie haben nicht Platz im Hauſe. . . .

Warum aber, mein ſüßes Kind, biſt Du ſo wehmütig? Ich frage Dich, aber ich fühle, daß Du vermutlich ſelbſt keinen Grund anzugeben weißt. Es liegt unmittelbar in der menſchlichen Natur eine tiefe und unüberwindliche Wehmut, eine, die nicht immer das Glück ſtört, vielmehr oft ſelbſt ein großes und ſüßes Glück iſt, und je tiefer und menſchlicher das Gemüt, deſto mehr ſteigt ſie empor und durchdringt es. Sie iſt die leiſeſte und ſchönſte Andeutung der Disharmonie zwiſchen dem gebundenen Weſen der Wirklichkeit und der inneren Freiheit und löſt hernach in reingeſtimmter Seele dieſe wieder auf, ſo daß ſie in ſanften Einklang übergeht. Oft freilich aber iſt ſie auch ſchmerzlicher. Erinnerung des Unglücks miſcht ſich ihr bei, Ahndungen ſteigen auf, und ſie wird zu einem dumpfen Gefühl, daß das Menſchendaſein doch eigentlich zum Schmerz beſtimmt iſt.

Eigentlich kann man das von jedem Dasein sagen; denn jedes ist ein Ringen nach Erhaltung und Selbständigkeit gegen unterdrückende Gewalt und hervor aus der starren Masse bloß toter Natur. Es ist auch jedes Dasein ein Gefühl der Isolierung, der Einsamkeit, eine Sehnsucht nach Vereinigung mit einem andern und keine Vereinigung innig, kein Mittel der Verständigung klar und vernehmlich genug. Was man daher Glück nennt und Ruhe, ist meistenteils nur ein Leben in der Sphäre, die nie diese Tiefen der Menschheit berührt. Das wahre, wünschenswürdige Glück kann nur der Glanzpunkt jener tieferen Stimmung sein, wo das gelingt, das eigentliche innere Wesen, seinen innigen Zusammenhang mit allem Großen der Natur so zu fühlen, daß alle Empfindung des Widerstandes und des Ringens verschwindet, und das muß augenblicklich vorüberfliehen. Aber wen das Element des Schmerzes und der Wehmut in ungetrübter Reinheit umgibt, der fühlt sich heimisch und wohl darin, dem wachsen unvermerkt die Kräfte der inneren Menschheit, er drückt die Natur inniger an sich, durchdringt sie selbst mächtiger und führt in Genügsamkeit und Entsagung ein reiches und unendliches Leben, das er mit keinem anderen vertauschen möchte. Das innere Leben bleibt immer das Höchste, und ein wie sicherer Zufluchtsort es in jeder Lage ist, habe ich recht deutlich in dieser Zeit der Trennung gefühlt.

Aller Geschäfte ungeachtet kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich sehr viel einsam mit mir gelebt habe. Schon die Sehnsucht, die mich nie einen Augenblick verlassen hat, treibt von allen äußeren Gegenständen immer in eine innere Abgeschiedenheit und Tiefe zurück. Schone nur, mein holdes Wesen, Deine Gesundheit, ich bitte Dich. Wir werden dann wieder recht glücklich zusammen leben, und Du sollst sehen, wie ich alles tun werde, Dich heiter und ruhig und ungestört zu erhalten. Ich liebe Dich über allem Ausdruck und sehne mich unbegreiflich nach Dir.

Daß ich die Leute lieb habe, die Du gern haſt, und die Dir gut ſind, mein ſüßes Kind, damit hat es keine Not. Rennenkampff*) iſt an ſich liebenswürdig, aber wenn einmal einer auch recht wenig mit mir übereinſtimmte, würde ich ihm doch gut ſein. Es ſind die einzigen, mit denen ich von Dir reden kann, und ich rede von nichts ſo gern. Noch neulich hat es mich unendlich verdroſſen, Dich nicht nennen zu dürfen. Ich griff die Augen einer Perſon an, die man hübſch findet, und man forderte mich nun geradezu auf, ſchöne Augen zu nennen. Offenbar gibt es keine ſchöneren wie Deine, und ich konnte es doch ſchicklicherweiſe nicht ſagen. Ich habe mich ſehr geärgert. An Burgsdorff**) habe ich noch in dieſem Winter beſtätigt gefunden, was ich Dir eben ſagte. Obgleich ich vieles in ihm nicht billige, und er im Grunde genommen wenig mit mir übereinſtimmt, habe ich doch immerfort ein ganz eigenes tendre für ihn und bin ſehr gern mit ihm zuſammen.

Am 30. Junius kannſt Du aufs allerfrüheſte erſt meine Beſtimmung nach Wien erfahren haben. Es verlangt mich unendlich zu wiſſen, wie Du ſie aufgenommen. Ich fürchte immer, ſie iſt Dir nicht lieb.

Ewig Dein H.

207. Humboldt an Caroline

Berlin, 10. Julius 1810

Ich weiß nicht, liebes Kind, ob ich Dir geſchrieben habe, daß ich die kühne Idee hatte, Alexandern hier in meine Stelle zu bringen; freilich ſchlug ich ihm die Sache nur auf zwei Jahre vor, allein ich fühlte, daß es auch ſo immer viel zu ernſt war. Hardenberg hat ihm nachher auch geſchrieben. Er

*) Vgl. S. 36. — **) Vgl. S. 36.

hat mir nun geantwortet und die Sache aufs allertragiſchſte genommen. Er verſichert, eine ganze Nacht geweint zu haben. Ich hoffe, es wird nicht ſo arg geweſen ſein. Sonſt ſollte es mir leid tun. Du mußt aber ſelbſt geſtehen, daß er ſonſt die Gloire des Ausſchlagens liebte und gar nicht unempfindlich gegen Anerbietungen war. Eine Phraſe hat mich ſehr lachen machen. Er ſchreibt: „Diplomatiſche Poſten ſind jetzt ſo wichtig eben nicht für das arme „Vaterland, und trotz Deiner großen Anhänglichkeit an den Sand, „in den Du mich verſenken willſt, gehſt Du an das grüne Donau„ufer. Du geſtandeſt ſonſt ſelbſt, man ſei am patriotiſchſten ge„ſtimmt, wenn man hinter den Alpen ſitzt. Warſt Du wirklich ſo „lange in Berlin, als ich nach meiner Rückkunft?“

Ich ſchreibe Dir mit Fleiß die Stelle ab, damit Du es mir etwas Dank wiſſen mögeſt, Dich nicht an einen Ort zu bringen, der einen ſolchen paniſchen Schrecken einflößt. In der Seelenangſt verſpricht er, er wolle auf ſechs Wochen nach Wien kommen, dazu habe er immer Zeit. Mit unſerer Verſetzung ſcheint er ſehr zufrieden und meint, daß wir in Wien ſehr glücklich ſein würden. Der Brief hat mich nebenher ſehr amüſiert. Um nur nicht gequält zu werden, in die Sandwüſte zu gehen, tut er wie ein Kind, als könnte er gar keine Geſchäfte machen, als ſei er ein ganz unbeholfener Gelehrter, kurz, um ſich tot zu lachen, wenn er es nicht ſo tragiſch anſähe. Er wird natürlich nicht kommen, und niemand wird ihm etwas darum tun, das verſteht ſich von ſelbſt. Mir tut es leid. Er hätte hier den literariſchen Dingen einen erſtaunlichen Schwung geben und auch in vielem anderen ſehr nützlich ſein können. Es ſchien mir überdies glorios, daß er die Univerſität hier vollends organiſierte und dann nach Tibet reiſte, wie jetzt ſein Plan iſt.

Weißt Du, liebe Li, daß ich geſtern einen ſehr frohen und auch ſehr ſchmerzlichen Abend zugleich gehabt habe? Du erinnerſt Dich, daß der blecherne Kaſten verloren war, in dem Deine und

meine und Carolinens*) Briefe lagen. Ich habe das ganze Haus in Erfurt umgekehrt, um ihn zu finden, und immer vergebens. Caroline quälte mich auch, im Nachsuchen nicht nachzulassen. Aber er war und blieb nicht aufzufinden. Vor mehreren Monaten schon hat mir Kunth einen ungeheuren Kasten von Papieren geschickt, die er nach der Franzosenplünderung in Tegel zum Teil vom Misthof aufgelesen hat. Da alles wie Kraut und Rüben durcheinander lag, so habe ich immer nicht Zeit und Mut gehabt, daran zu gehen und es genau zu untersuchen. Jetzt endlich, da ich mehr Zeit habe und alles durchsehen muß, habe ich mich daran gemacht, und siehe, unter vielen anderen Dingen habe ich eine Partie dieser Briefe gefunden. Es ist also offenbar, daß man den Kasten, der in Tegel gewesen sein muß, aufgemacht und vermutlich gestohlen hat; die Papiere sind herausgerissen und größtenteils zerrissen oder verschmissen worden, und die Trümmer hat endlich Kunth aus dem Schiffbruch gerettet.

Es hat mir unendlich weh getan, was uns so heilig ist, so entweiht und zerstört zu sehen. Es ist unbeschreiblich, was die bloße Form der Buchstaben aus einer bestimmten Lebensepoche, — und Deine haben sich, wie ich sie nun seit Deinem fünften Jahre beisammen habe, sehr merkwürdig und immer zu schöneren und charakteristischeren verändert, — eine magische Kraft besitzt. Ich habe gestern bis zwei Uhr in der Nacht nicht davon kommen können und immer gelesen und wieder gelesen. Es ist unbeschreiblich, wie schön Du immer geschrieben hast, wie so unendlich aus der vollen Tiefe einer reich und innig bewegten Brust, und über jede Schilderung rührend, wie unendlich Du mich auch damals liebtest.

Weil es Dir vielleicht Freude machen könnte, Dich einen Augenblick in jene Zeit zu versetzen, lege ich Dir ein Blatt von

*) v. Wolzogen.

mir bei. Du siehst zugleich daraus, wie die armen Briefe mitgenommen sind. Dies ist ein Blatt von hier geschrieben, als ich im letzten Sommer vor unserer Verheiratung zu Dir kam. Ich hatte ungeheuer viel zu tun, und erinnere mich noch, daß ich an meiner Proberelation wirklich 24 Stunden hintereinander, eine halbe Stunde Essens und einige Augenblicke Schlaf abgerechnet, geschrieben habe.

Es ist, als wäre ich ordentlich von Italien hierhergekommen, um in unsere Vergangenheit zurückzugehn. Es hat mir unbegreiflich süße Erinnerungen gegeben, die ich mit nichts vertauschen möchte.

Lebe wohl, holde Seele. Nimm diese Küsse, die nicht minder sehnsuchtsvoll sind, als die auf dem andern Blatt, und aus einem Herzen quillen, das Dich jetzt noch unendlich tiefer und inniger kennt, Dich noch unbedingter verehrt und Dir noch ausschließender ergeben ist.

Ewig Dein H.

208. Caroline an Humboldt

Rom, 11. Julius 1810

Teures und geliebtes Herz!

Gestern empfing ich Deinen Brief, der mir die endliche Entscheidung unseres Schicksals brachte. Ich wünsche Dir innigst Glück, geliebtes Wesen, zu einer so wohlverdienten Auszeichnung. Zu leugnen ist es nicht, daß Dein Sieg über Deine Gegner vollkommen gewesen ist. Der Minister hat mich allerdings überrascht, ich erwartete es nicht, sondern glaubte, daß es mit der Stelle nach Wien seine Bewenden haben würde.

Ich, mein geliebter Wilhelm, werde sobald als möglich und das Wetter, nämlich die Wärme es gestattet abreisen. Darauf kannst Du Dich verlassen.

Jetzt ist es unbeschreiblich warm, und der Pupo arbeitet an den Zähnen. . . .

Mein Herz, meine Seele, wie werde ich, wie werden die Kinder sich freun, Dich und Theodor wiederzusehen. Ich kann es mir kaum denken. Aber es tut mir ungeheuer leid, daß Du so viel häusliche Arrangements allein zu machen hast. Wäre es in Wien nicht vorteilhafter, die ersten drei Monate wenigstens in einem appartement meublé zu wohnen, bis man sich umgetan hat? Mache so wenig Du kannst, ich will Dir dann gewiß recht ernstlich und ordentlich beistehen und Dir all diese Mühe abnehmen. Adieu, geliebte Seele, ich adressiere nach Burgörner, wo die Leute ganz von Deinem Glanz erblinden werden. Es ist doch sonderbar, daß ich in meiner Herrlichkeit gar nicht scheine auf die Domänen kommen zu können.

Addio, anima cara ed amata. Liebe mich, lebe wohl!

209. Humboldt an Caroline

Berlin, 13. Julius 1810

Soeben, liebe Li, geht der Rittmeister*) mit seiner Frau und drei Kindern von mir. Er ist ein guter Mensch und auch durch die Erfahrungen des Krieges im Grunde besser und klüger sowie durch Alter und Unglück sanfter geworden. Allein es bleibt immer eine so diverse Natur, daß man sich doch nie eigentlich zusammen gefallen kann. Die Schwägerin ist, wie immer geziert, nun gar kränklich und in keiner Manier angenehm. Die Kinder sind, wie immer, das Beste. Ich habe sie bei mir essen lassen, Theodor dazu gebeten und Grapengießer.**) So ist es noch leidlich gegangen. Nur die große Konsumtion an Bier, die sie

*) Vgl. S. 107. — **) Vgl. S. 69.

machen, ist schon an sich eine fürchterliche Sache. Glücklicherweise ist mein Gartensaal groß und alle Glastüren offen, und so verfliegt der Dunst. Theodor, der zwar mit innigem Vergnügen von der Gelegenheit, bei mir Bier zu trinken, profitierte, war aber ganz erstaunt, wie man ihm deutlich ansah, über die cambiati costumi. Er schlägt leider auch aus der Art und liebt das Bier. Ich rechne blos auf der Li ihre Reinheit unter den Kindern in diesem Punkt. Alexander hat auch die schreckliche Sitte gehabt, und man hat mir neulich eine unbezahlte Bierrechnung von ihm von 1806 gebracht, die ich aber mit Hohn als durchaus unecht verworfen habe, weil man meinen Namen nie mit Bier zusammen fände.

Ich habe in diesen Tagen unsere Finanzen auch ganz genau untersucht und alles, was dahin gehört, wieder in Ordnung gebracht. . . .

Allerdings wird die Einrichtung in Wien wieder viel kosten, aber ich denke, wir müssen sie nach und nach machen und so einen Teil unserer Einkünfte dazu verwenden. Das Schlimmste ist die abermalige Ungewißheit, wie lange wir dort bleiben. Die meisten Menschen hier glauben an meine sehr baldige Zurückkunft hierher, aber ich werde Dir mündlich auseinandersetzen, daß ich darüber anders denke. Ich glaube, wir können, wenn uns nur meine Abberufung im Wege steht, lange dort ruhig bleiben. Wie ich einmal gestellt bin, kann man mir nur zwei bis drei Posten höchstens anbieten, und man dürfte es schwerlich bald tun. Überhaupt wird es Dich doch amüsieren, mündlich zu hören, wie wunderbar die Sachen mit mir gegangen sind. Ich war einen ganzen Tag lang wirklich schon fest und sicher zum Minister des Innern bestimmt. Einige Tage vorher war ich dem Bekommen des Abschieds sehr nah. Wäre ich nicht in diesem Schwanken immer fest geblieben, hätte meine unentschiedene und daher unangenehme Lage noch lange fortdauern können.

Von häuslichen Arrangements fällt mir eine Sache ein. Pferde sind in Wien und in ganz Deutschland schrecklich teuer. Könntest Du vier gute und hübsche Pferde in Rom, wo sie jetzt vielleicht wohlfeil sind, finden, so rate ich Dir, sie zu kaufen und die Reise mit ihnen zu machen. Um sie zu soulagieren, könntest Du unsere beiden alten (wenn sie auch nicht gleiche Farbe hätten) mit vorspannen und mit sechs fahren. Nur müßten die Pferde doch ansehnlich und hübsch sein, hübscher und distinguierter als unsre römischen.

Lebe innigst wohl, allerteuerstes Herz.

210. Humboldt an Caroline

Berlin, 17. Julius 1810

Ich habe, teures Wesen, seit meinem letzten Brief zwei von Dir bekommen. . . .

Wie kannst Du, mein inniggeliebtes Leben, Dich entschuldigen, daß Du nicht gleich abgereiset bist. Es war so gut und schön von Dir, zu bleiben, und mir nicht die wirklich süßeste aller Freuden zu rauben, solange sie nur noch irgend möglich war, die, Dich in Italien wieder aufzusuchen, und selbst nach Deutschland zurückzubringen. Dann war es auch bei weitem klüger, nicht eher zu reisen, bis man gewiß wußte, daß und wohin es notwendig sei.

Mit Ungeduld sehe ich nunmehr Deinem nächsten Briefe entgegen, es sind nach Deinem letzten nur etwa noch sechs bis acht Tage hin, daß Du die endliche Entscheidung bekommen haben mußt. Den Minister erfährst Du dann noch später, aber der wird Dir auch viel gleichgültiger sein. Allein mir macht es immer Spaß, daß Du Exzellenz bleibst und nicht den Glanz diesseits der Alpen verlierst. Titel und Rang sind eigentlich wirklich für eine Frau bei weitem hübscher, als für einen Mann. Sie heben über das Gewöhnliche

und Gemeine hinweg, von dem eine Frau schon ihrer inneren Natur nach abgesondert bleiben muß. Du wirst mich sehr auslachen, aber man muß alles, was auf dem Wege liegt, mitnehmen, und allem eine Seite abgewinnen, und das ist recht möglich mit der höchsten Wahrheit und Einfachheit, wenn man nur immer die tiefe und eigentliche Natur der Dinge im Auge behält.

Die Königin hat ein wahres Lungengeschwür gehabt, sie ist noch in Strelitz und kommt schwerlich vor meiner Abreise hierher. Sie ist noch nicht ohne Gefahr, der König ist in Charlottenburg.

Ewig Dein H.

211. Humboldt an Caroline

Berlin, 21. Julius 1810

Es hat dies Land wieder ein großes Unglück betroffen, liebe Li. Die Königin ist vorgestern, am 19., um 9 Uhr morgens gestorben. Sie reiste vor einigen Wochen mit dem König und mehreren ihrer Kinder nach Strelitz zu ihrem Vater und war erstaunlich glücklich über diese Reise. Sie war seit vier Jahren nicht in ihrer Familie gewesen. Wenige Tage nach ihrer Ankunft, am 25. vorigen Monats, gingen alle nach Hohen-Zieritz, einem Lustschloß des Herzogs. Hier wurde die Königin am zweiten oder dritten Tage krank, und es hieß gleich, es sei eine Lungenentzündung. Der Arzt des Herzogs, ein gewisser Hieronimi, auf den die Familie viel hält, behandelte sie und ließ ihr gleich zu Ader. Der König kam nach Charlottenburg, auch an einem dreitägigen Fieber krank, zurück. Die Nachrichten von der Königin schienen zwar nicht bedenklich, indes wurde doch Heim*) hingeschickt. Der eigentliche Arzt des Hofes ist zwar Hufeland.*) Allein dieser ist vom

*) Vgl. S. 427.

König von Holland nach Amsterdam berufen worden und noch abwesend; auch hatte die Königin immer großes Zutrauen auf Heim für Brustkrankheiten. Heim kam nach einigen Tagen zurück und versicherte, es sei keine Gefahr, Hieronimi behandle die Krankheit gut, allein die Krankheit sei immer bedeutend, und die Königin werde noch mehrere Wochen dort bleiben müssen. Auf einmal aber stellten sich Krämpfe ein, die entsetzlich bedenklich schienen.

Am 17. wurde Görcke*) geholt, weil er einmal in Memel der Königin in solchen Krämpfen viel Erleichterung verschafft hatte. An demselben Tage reiste auch Heim abermals hin. Am 18. kamen sehr schlimme Nachrichten. Heim schrieb dem König, der indes zwar vom Fieber befreit, aber doch noch immer nicht ganz besser war, die Gefahr sei dringend, er müsse ihn inständig bitten, sogleich hinzukommen. Der König beschloß, um 9 Uhr den Abend wegzufahren. Gegen 6 Uhr aber kam eine neue Estafette mit einem Briefe der alten Gräfin Voß: die Königin sei ohne Hoffnung, man könne auf nichts rechnen. Nun fuhr der König gleich mit den beiden ältesten Prinzen fort. Der dritte und die älteste Prinzessin folgten mehrere Stunden später. Der König ist um 6 Uhr früh am 19. angekommen und hat die Königin noch bei Besinnung angetroffen. Er hat noch eine Unterredung allein mit ihr gehabt. Sie ist, wie man sagt, sanft gestorben.

Von Anfang herein hatte sie ein Lungengeschwür, man fürchtete daher, die Krankheit könne in eine galoppierende Schwindsucht ausarten. An so plötzlichen Tod dachte man viel weniger. Noch am 18. schrieb mir der Prinz George,**) daß die Ärzte viel Hoffnung hätten und die Krämpfe abnähmen. Er grüßt Dich sehr. Er hat der Königin noch von mir und einem Briefe, den ich ihm gerade geschrieben hatte, gesprochen, und sie hat freundlich aufgeblickt und mit der Hand gewinkt. Sie hatte wirklich immer außerordentlich

*) Vgl. S. 160. — **) Bruder der Königin, vgl. S. 106 und 177.

viel Güte für mich, und es ist auch für uns ein sehr großer Verlust.

Der König ist untröstlich. Er hat gesagt, er wäre auf alle Unglücksfälle jeder Art gefaßt gewesen, nur auf diesen nicht. Er kommt heute abend nach Charlottenburg zurück. Die Prinzessin Charlotte und Prinz Carl sind erst nach dem Tode angekommen und haben diesen auf die schrecklichste Weise erfahren. Ein vorüberreitender Bauer hat ihnen die Nachricht in den Wagen geschrieen.

Die Betrübnis ist sehr allgemein. Der arme Prinz George dauert mich auch unendlich. Du weißt, wie er an der Königin hing. Wenn wir uns sehen, werde ich Dir noch mündlich viel über die Königin und das, was sie für uns getan, erzählen. Überhaupt sind die Folgen, die dieser Todesfall haben wird, nicht zu berechnen.

Soeben, teures Wesen, bekomme ich Deinen Brief vom 27. Junius. Du bist doch auch ganz besser wieder, mein einziggeliebes Leben? Ach, noch jetzt bei dem Tode der Königin ist es mir unendlich schmerzlich aufs Herz gefallen, was ich wäre, wenn es mir wie dem König erginge. Ich vermöchte es nicht auszudenken.

Lebe innigst wohl!

212. Humboldt an Caroline

Berlin, 24. Julius 1810

Ich habe Dir neulich, liebe Li, von dem am 19. erfolgten Tode der Königin geschrieben. Man ist in der ganzen Stadt mit nichts als damit beschäftigt. Die Betrübnis ist allgemein. Auch hört man nunmehr nach und nach immer mehr Details von ihrem Tode. Den Tag vorher ist sie noch unbegreiflich heiter und voll Hoffnung gewesen. Darum hat Prinz George mir einen so beruhigenden Brief geschrieben, und Heim hat ordentlich immer sagen müssen, daß Gefahr sei, weil niemand es geglaubt

hat. Auch in der Nacht zum Todestage, dem Donnerstag, ist es ebenso geblieben. Sie hat sich von Heim, der die Nacht wachte, viele Details von seiner Familie erzählen lassen. Doch ist der Puls immer von Stunde zu Stunde schneller, kleiner und bedenklicher geworden. Heim war zweimal während der Krankheit dort. Bei seinem ersten Weggehn hatte die Kranke nur 95 Pulsschläge, bei seiner Rückkunft 120, und das ist bis zu 160 gestiegen.

Die große Betrübnis des Königs, der drei Stunden vor ihrem Tode ankam, hat sie zuerst ängstlich gemacht, doch ist auch das wieder übergegangen. Noch fünf Minuten vor ihrem Tode hat sie Heimen gefragt, ob Gefahr sei. Er hat es verneint. Aber wenig Augenblicke darauf ist ein starker Krampf gekommen, und sie hat gesagt: „Gott, wie kannst du mich so verlassen?“ und da es zugenommen: „Mach es kurz.“ Das sind ihre letzten Worte gewesen. Der König hat sie im Sterben bei einer, die Prinzessin Solms*) bei der anderen Hand gehalten, und Frau von Berg**) hat ihren Kopf unterstützt.

Der König soll unendlich gerührt sein, man hat ihm allerlei Aufenthalte und Reisen vorgeschlagen. Er hat aber gesagt, er wolle nach Charlottenburg gehen, wo er zuletzt mit ihr gewesen sei und die Kinder nahe habe. Er ist, wie man sagt, ziemlich gefaßt, wenn Leute da sind, geht aber oft in seine Stube, um allein zu weinen. Die beiden Tage, die er noch nach ihrem Tode in Hohen-Zieritz zugebracht hat, ist die ganze Familie fast nicht aus dem Zimmer, wo die Tote stand, gekommen. Sie haben fortgefahren, darin zu leben.

Freitag, den 27., wird die Leiche hergebracht. Wir gehen ihr alle bis zum Tor entgegen und begleiten sie in die Stadt. Am 31. wird sie im Dom beigesetzt. Bis zum 31. wird sie im Schloß in den Zimmern des vorigen Königs ausgestellt. Im Dom soll sie

*) Schwester der Königin, vgl. S. 251. — **) Vgl. S. 106.

nicht ins Gewölbe gebracht werden, ſondern in der Kirche ſelbſt hingeſtellt. Der König ſoll ſie nicht dort, ſondern anderswo begraben laſſen wollen, nur noch unſchlüſſig ſein, ob in Sansſouci oder Charlottenburg.

213. Caroline an Humboldt

Rom, 1. Auguſt 1810

Ich bin in der größten Sorge um unſere Königin. Geſtern Morgen hat Höffelin einen Kourier bekommen, der ihm ſeine Credenzialien nach Neapel gebracht, und abends verſicherte mir einer der chefs de bureau, die bei Degérando arbeiten, und der viel zu mir kommt, mit dieſem Kourier ſei die Nachricht des Todes der Königin gekommen. Ich habe zu Höffelin geſchickt, denn geſtern war es Mitternacht, als mir La Brumant jene Nachricht mitteilte, und bin in ſehr ängſtlicher Erwartung. Der Fall wäre entſetzlich für den König und für die ganze Familie.

Ach Gott! eben kommt der Bediente wieder, und es iſt leider nur zu gewiß. Ich vermag Dir nicht zu ſagen, wie mir zumute iſt. Obgleich ich die Königin nicht gekannt, habe ich einen wahrhaften Anteil und einen herzlichen Reſpekt vor ihr gehabt. So geht denn alles, alles hin, was gut und edel war und in den Geſinnungen Würde und Gefühl hatte! Der arme König, die Kinder — Gott weiß, daß mir die Tränen ſtromweiſe herunterſtürzen. Und der Prinz George, der ſie ſo liebte, und in deſſen Armen ſie wohl geſtorben iſt! Ich kann nur mit ſtiller Wehmut an die Heimgegangenen denken, es ſei auch wer es ſei, aber die Zurückbleibenden! Gott, es iſt ſchrecklich.

Oh, liebe Seele, erhalte Dich mir ja, ich bitte Dich, erhalte Dich mir, und ſchone mir Deine liebe, liebe, teure Geſundheit. Ich

erwarte durch Dich Details über dieſen ſehr traurigen Fall, aber leider muß ich wohl noch lange warten.

Adieu, teures Herz. Ich bin ſehr traurig. Rauch war wie von Sinnen geſtern abend, als ich's ihm ſagte.

214. Humboldt an Caroline

Berlin, 28. Julius 1810

Deine beiden Briefe, liebe Li, vom 30. Junius und vom 4. dieſes haben mich unendlich glücklich gemacht. Auch Du biſt alſo nicht mehr in der Ungewißheit und biſt nicht unzufrieden mit Wien. Die Anſicht in Deinem erſten Brief iſt ſehr ſchön und ganz die meinige. Gewiß iſt ſchon im ganzen die innere Verwaltung eines Staats viel, viel wichtiger als die äußeren Verhältniſſe; die Bildung der Nation, der ich gerade vorſtand und die unter mir gut gelang, iſt es noch ungleich mehr. Ich hatte einen allgemeinen Plan gemacht, der von der kleinſten Schule an bis zur Univerſität alles umfaßte, und in dem alles ineinandergriff, ich war in jedem der Teile desſelben zu Hauſe, ich nahm mich des kleinſten wie des größeſten, ohne Vorliebe, mit gleicher Tätigkeit an, ich ließ mich durch keine Schwierigkeit abſchrecken; wo ich für eine Sache augenblicklich ſchlechterdings nichts tun konnte, wandte ich mich ſogleich auf eine andere; ich hatte, wie die wirkliche Niedergeſchlagenheit bei meinem Abgang beweiſt, allgemeines Vertrauen. Es wird Dir wunderbar erſcheinen, warum man unter dieſen Umſtänden, da man mich doch zum Miniſter macht, da ich in keinem Augenblick an Vertrauen verloren habe, nicht dort gelaſſen hat, wo ich war. Allein ſo etwas erklärt ſich nur mündlich. Großenteils iſt's, weil man glaubt, daß ich die Sache nun ſo organiſiert habe, daß ſie

von ſelbſt geht. Das aber kannſt Du mir ſicher glauben, daß ich es nicht ändern konnte.

Es hat mich ſehr gefreut, daß der einzige Menſch hier, mit dem ich ganz und durchaus einig bin, und mit dem ich in jedem Verhältnis übereinſtimmen würde, einerlei Meinung mit mir hierin geweſen iſt. Dies iſt Schön,*) von dem ich Dir öfter ſchrieb. Er war, wie alles dies vorging, nicht hier, wir haben uns gar nicht geſchrieben, und jetzt, da er gekommen iſt, billigt er unbedingt mein Betragen.

Ich habe, das verſichere ich Dir, ſehr ernſtlich überlegt, ob ich nicht geradezu darauf antragen ſollte, Geheimer Staatsrat in meinen vorigen Verhältniſſen zu bleiben, nur mein Fach immer zu halten und zu retten, alles andere gehn zu laſſen und mit gänzlicher Hintanſetzung jeder noch ſo gerechten perſönlichen Rückſicht nur dafür zu ſorgen. Du kennſt mich genug, um zu fühlen, teure Li, daß ich ſehr gut dieſem ſoliden Wirken und dauernden Ruhm einen Titel und eine äußerlich glänzendere Lage hätte aufopfern können. Aber ich habe es nach reifer Überlegung nicht getan. Es wäre nichts dabei herausgekommen, glaube mir das jetzt, mündlich werde ich Dich überzeugen können.

In Deiner Anſicht des öffentlichen und Privatlebens ſtimme ich Dir ganz bei. Ich bin zum erſten immer und mit allen meinen Kräften bereit; aber das letztere ſtimmt mehr mit meiner Neigung, ich möchte faſt ſagen, auch mit meinem Geſchick. Ich müßte mich ganz über meine Beſtimmung irren, oder ich bin nicht gemacht, etwas Äußeres zu gründen und zu ſtiften. Alexander ſchreibt mir noch neulich bei Gelegenheit ſeines Ablehnens der hieſigen Anträge, „das Leben des Menſchen muß Einklang haben", und es hat mich frappiert, weil in ihm damit unſtreitig ein Vorwurf gegen meine jetzige Änderung und meine nunmehrige Lage

*) Vgl. S. 244.

war. Allein ich bin in mir gewiß, daß es als Vorwurf gegen mich ganz ungegründet ist. Jeder Mensch hat notwendig eine innere Bestimmung, wenn auch nicht jeder so glücklich ist, sie bald und immer zu finden. Die meinige ist nun, wie ich deutlich und immer gefühlt habe, durch sehr verschiedene Lagen zu gehen, tiefer und mannigfaltiger als andere, alles Menschliche zu kennen und zu empfinden und mit dieser inneren Einheit und Selbständigkeit mich vielem und verschiedenartigem Wirken anzubilden. Es ist doch darum nicht gesagt, daß nicht äußerer Nutzen auf vielfache Weise daraus hervorgehen sollte. Er ist es doch schon bis jetzt, vorzüglich in diesem letzten Jahr, und dann berechnet man immer zu wenig das, was die bloße menschliche Existenz in einer bestimmten, konsequenten Art wirkt.

Auch mein äußeres Glück hat bei dieser Art zu sein bis jetzt immer noch gewonnen. Jede Hauptwendung unseres Schicksals, wie ich zuerst den Dienst verließ, wie wir auf Reisen gingen, wie ich den römischen Posten annahm, wie ich meinen vorigen einging, alle diese Schritte konnten und mußten bedenklich scheinen und fanden manchen Widerspruch, bis jetzt aber haben wir uns immer gut herausgewunden, und es ist das also ein deutlicher Beweis, daß ich mehr Talent habe, eine gegebene Lage zu benutzen, als eine selbst und mit Fleiß zu schaffen. Ich muß daher fortfahren, mich gewissermaßen hinzugeben, die Einheit im Wechsel, die Selbständigkeit in der Nachgiebigkeit zu finden, wirkliche Macht und Herrschaft aber immer nur durch den Einfluß auszuüben, den man durch das innere Sein, wie es sich ankündigt, haben kann. Daran muß man aber unabläßig arbeiten, und dies innere Rückwirken auf sich selbst muß nie einen Stillstand erleiden. Je mehr und leichter die verschwindende Jugend zu Starrheit und Eintönigkeit führt, desto mehr muß man Frische und Neuheit in sich erhalten, nur immer wenig zu erwarten und Unendliches noch

zu erringen glauben, vor allem aber immer demütiger werden und anspruchloser, sich immer williger beugen unter höhere, innere Gefühle und der Gewalt langbewährter Liebe, tiefer in den eignen Busen greifen, ernster mit sich und sanfter mit anderen, immer williger auch das eigenste Glück, wenn es nötig wäre, denen opfern, die man liebt, immer unbedingter nur für sie leben und sich eine Einsamkeit bauen, die kein Gefühl des Unmuts von der Außenwelt trennt, aber die still zurücktritt, wo ihm die Begegnung versagt wird. Nur so bildet sich eine Kraft, die, vom Höchsten genährt, als Macht und ohne falsche Schonung gegen das minder Hohe auftritt, die wohl versteht, andere zu beherrschen, nachdem sie sich selbst beherrscht hat, und es übt, wo sie es will, der im Innern nichts widerstehen mag, und die im Äußeren manchen Widerstand überwindet, weil am Ende das Schicksal, wie blind man es nennt, doch immer der Kraft, und am liebsten der höchsten, zusagt. So, mein ewig teures, holdes Wesen, verstehe ich das Leben des Menschen.

Erreichen werde ich nur wenig davon, aber man muß darum nicht minder die Bahn wandeln, die einsam genug ist. Du wirst mich darum auch sehr ruhig und selbst heiter wiederfinden. Wenn ich jetzt schwermütig bin, ist es nur die Trennung von Dir, die es macht. Gott! ist es denn so wenig, von seinem besten Sein fast zwei Jahre getrennt zu sein? Muß man es nicht in jedem Gedanken, jeder Empfindung fühlen? Mich bringt schwerlich wieder je etwas auf Erden zu solch einer Trennung. Es ist nicht bloß ein Entbehren des höchsten Genusses, es ist Stillstand in allem freien Emporstreben zum Besseren. Denn ich bin nun einmal durch Dich einzig und allein, was ich bin. Du kannst nicht glauben, mein teures Herz, wie es mich darum so innig, so überschwenglich glücklich macht, daß Du die gleiche Sehnsucht teilst, daß Dich der Aufschub unsers Wiedersehens kränkt, daß Du nach Wien zurück-

eilen willst, daß Dir jeder Ort gleich ist, wo Du mit mir lebst. Du bist immer gleich lieb, gleich süß, gleich himmlisch.

Bis zum 15. Oktober sehen wir uns wieder. Ich könnte, wie der Herold im Agamemnon, und mit tiefer Wahrheit sagen: „zu sterben verweigr' ich dann den Göttern nicht!" Ich freue mich unbeschreiblich auf den Winter. Wir wollen recht zusammen, recht in dem langentbehrten Genuß leben. Meine Geschäfte können nicht überhäuft sein, mit den Gesellschaften soll sich's auch schon machen. Die meiste Zeit bleibt für unser Zusammensein und eigenes Studium. Denn dahin muß ich notwendig zurückkehren, wenn ich nicht vielem Besten fremd werden will. Hier habe ich gar nichts tun können. Schone Dich nur recht, mein Engelskind, komm mir recht heiter und froh nach Wien. Gott! welch ein süßer Augenblick, wenn Du mir Hermann entgegenbringst. Am 15. Oktober kann auch Theodor schon bei uns sein.

Lebe wohl, inniggeliebtes Wesen, ewig, ewig Dein H.

215. Humboldt an Caroline

Berlin, 31. Julius 1810

Ich bin dem Tage meiner Abreise jetzt sehr nahe, nur kann ich ihn noch nicht genau bestimmen. Ich wollte am 4. August, dem Tag nach Königs Geburtstag, abgehn, allein der König will mich noch sprechen, und da er jetzt sehr wenig zu Geschäften gestimmt ist, so kann mich das sehr leicht noch acht Tage länger aufhalten. Du fühlst, daß man in dieser Zeit nicht dringend sein kann. Der arme König leidet entsetzlich; noch gestern sah ich ihn in einer wirklich entsetzlichen Situation. Es war der Abend der Beisetzung der Königin. Der König folgte selbst, und wie er und die Prinzen durch die Zimmer des Schlosses

gingen, hatte man es verſehen und den Sarg nicht vorausgelaſſen. Er mußte alſo in einem Fenſter ſtehen bleiben und den Sarg dicht an ſich vorbei laſſen. In dem Gedränge, es war gerade in einer Tür, ſtand ich, da die Miniſter gleich hinter dem Hof gingen, unmittelbar neben ihm. Das Tragen des Sarges ging langſam, er wandte ſich ab und ſah doch immer wieder hin, er wollte gefaßt ſcheinen und ſchien es im Geſicht, aber die Kniee zitterten ihm hin und her.

Mit mir — ich hatte ihn ſeit dem Tode nicht geſehen — ſprach er ſehr freundlich, aber gleich über ſie. Äußerſt rührend waren die beiden kleinſten Kinder, Luiſe und Albrecht. Beide waren ſtill, aber ſahen ganz unſchuldig und ohne zu wiſſen, was ihnen geſchah, heiter in das Gewimmel. Der kleine Albrecht auf dem Arm der Amme, ganz ſchwarz angezogen, flößte ein unglaubliches Mitleid ein. Unzählige Male ſind mir die Verſe aus der Glocke eingefallen. Ach! liebe Li, wenn ich nur Dich nie verliere! Das Sterben eines Mannes kann gar nicht ſo etwas Rührendes haben, wenn er auch gleich innig geliebt wird. Das Losreißen der Kinder von der Mutter iſt ſchon durch ſeine Unnatürlichkeit herzzerſchneidend.

Die Trauerzeremonien waren eigentlich peinlich. Die Königin iſt wirklich und aufrichtig geliebt worden, und eine Zeremonie dieſer Art hat immer etwas Schauſpielartiges. Doch hat ſich das Publikum geſtern bei der Beiſetzung und auch am 27. beim Einholen der Leiche ungemein ſtill und gut betragen. Einzelne Momente beider Zeremonien hatten etwas Schönes und Tiefergreifendes. Am 27. nämlich traf die Leiche hier ein. Das überaus zahlreiche Gefolge war auf dem Exerzierplatz verſammelt und erwartete die Königin. Der Augenblick der Ankunft war ſehr rührend. Wir waren noch nicht in Ordnung geſtellt, und ich ſtand zufällig faſt allein mit Hardenberg unter den Bäumen, als ſie kam.

Prinz Carl, der Stiefbruder des Erbprinzen,*) folgte mit. Er war so betrübt, daß er wirklich nur schwankte. Nun bildete sich der Zug und ging in der Mitte der Linden, ganz zu Fuß, bis auf die von Strelitz mitgekommenen Damen vom Hofe, die fuhren, bis zum Schloß. Zu beiden Seiten waren Reihen Soldaten, an einigen Orten Sängerchöre, an den anderen Militärmusik und Trommeln, die gedämpft und etwas in der Ferne sehr melancholisch klingen. Auf dem Brandenburger Tor, wo sonst die Viktoria stand, wehte eine große schwarze Fahne, alle Glocken gingen. Der Zulauf der Menschen war unglaublich, aber eine Stille, die man sich kaum vorstellt, man hörte nicht einmal das sonst bei großen Haufen fast unvermeidliche dumpfe Gemurmel. Der Lustgarten, wo sich der Zug übersehen ließ und die Garden standen, sah am feierlichsten aus.

Unten an der Schloßtreppe empfing der König mit dem ganzen Hofe den Sarg und begleitete ihn hinauf, bis er an seinen Platz in dem Thronzimmer gestellt war. Das Zimmer war nicht schwarz ausgeschlagen, aber erleuchtet; es ist von violettem Samt mit starken Vergoldungen und nahm sich gut aus. Die anderen Zimmer des Schlosses waren dunkel. Es hatte etwas Schauerliches, die Prinzessinnen alle in der tiefen Trauer mit Krepp und langen Flören, die meisten weinend und sehr angegriffen in dieser halbdunklen Abendzeit zu sehen. Sie waren im Spiegelzimmer versammelt, das die Trauergestalten noch schauerlicher vervielfältigte.

Vom 27. bis gestern abend konnte jedermann auf's Schloß gehen, den Sarg zu sehen. Er war aber verschlossen. Gestern abend ging nun der Zug, ganz zu Fuß, der Leichenwagen ausgenommen, nach dem Dom. Leider ist der Dom ein so geschmackloses, unkirchenartiges Gebäude, daß sich nichts darin ausnimmt. Ich hätte als Kammerherr eigentlich die Leiche mittragen

*) von Mecklenburg-Strelitz.

müſſen, aber da man den Schlüſſel ablegt, wenn man Miniſter wird, ſo ging ich mit dem Miniſterium.

Ich leugne nicht, daß mich dieſe Tage ſehr erſchüttert haben. Die Königin war, auch bloß als Frau betrachtet, von einer ſeltenen Harmonie in ihrem ganzen Weſen; ſie hatte wirkliche Größe und alle Sanftmut, die nur aus den herzlichſten häuslichen Verhältniſſen hervorgehen kann; ſie war dabei uns ſehr gut, und wir haben unendlich viel mit ihr verloren. Dem armen Erbprinzen habe ich noch gar nicht zu ſchreiben gewagt, er reiſt nach Schwaben zur Fürſtin von Thurn und Taxis. Prinzeſſin Luiſe leidet ſehr. Sie liebte die Königin ausnehmend und verliert auch außerdem viel mit ihr. Ich gehe jetzt meiſt alle Abend zu ihr, weil ſie doch gern die um ſich ſieht, die am vertrauteſten im Hauſe ſind. Aber ſie bleibt ſelten zum Abendeſſen. Prinzeſſin Wilhelm iſt noch in Homburg. Sie wollte zum Geburtstag des Königs wiederkommen, aber die Königin ließ ihr noch in ihrer Krankheit ſchreiben, es würden nun doch keine Feierlichkeiten am Geburtstage ſein, ſie möchte ſich nicht genieren. Der Erfolg macht es wirklich ſehr rührend.

Närriſch iſt es, daß auch Vorbedeutungen des Todes geweſen ſind, die, wenn man ſie auch nicht ſtreng erwieſen nennen kann, doch mehr als bloße Einbildungen ſind. Den ganzen Winter hindurch ſagte man immer, daß ſich die weiße Frau bald hier, bald dort im Schloß ſehen ließ. Einmal hieß es zwar, man ſei der Sache auf die Spur gekommen, und wirklich hatte ein Offizier eine Frau gegriffen, aber weil ſie ſich zu erkennen gab, wieder gehen laſſen. Indes hatte dieſe nicht einmal das Geiſterkoſtüm, und die weiße Frau iſt öfter und an mehr Orten erſchienen, wenn man dem glauben wollte, was wenigſtens dieſen Winter, wo niemand vom Hofe krank war, oft erzählt wurde. Dann ſoll in Potsdam acht Tage vor dem Tode die Orgel der Stadtkirche in der Nacht Totenlieder geſpielt haben. Daß man beſtimmt einzelne

Töne gehört, ist ausgemacht. Man sagt aber jetzt, die Tür habe offen gestanden und der Wind habe sie hervorgebracht, auch daß viele Fledermäuse sich auf die Tastatur geworfen hätten, kurz, man sucht zu erklären, was man nicht ableugnen kann.

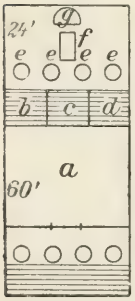
Mir brennt ordentlich der Boden unter den Füßen.

Tausend Küsse zum Lebewohl.

216. Humboldt an Caroline

Berlin, 4. August 1810

Heute, teures Kind, habe ich einen Auftrag vom König für Rauch, dessen ich Dich bitte, Dich auf's äußerste anzunehmen. Der König will der Königin ein Monument in Charlottenburg setzen lassen, in dem sie zugleich begraben sein soll. Er hat die erste Zeichnung selbst gemacht und dann nur die Facade von Schinkel zeichnen und ordnen lassen. Wie mir Prinz Carl, der Bruder von George, heut es erklärt hat, ist der Grundriß ungefähr so:



Es wird also ein länglicht viereckter Tempel, der das Licht von oben empfängt, am Ende der dunklen Tannenallee, die Rauch kennen wird, im Charlottenburger Garten. Vorn hat er einen Portikus, zu dem eine Treppe führt. Der Raum a ist wie eine Vorhalle, die Treppen b, d gehen aufwärts, c abwärts zum Gewölbe, wo der wirkliche Sarg steht; dies scheint mir eine unglückliche Idee; die inwendigen Säulen e sind porphyrne, die im Oranienburger Schloß stehen sollen, und die, glaub ich, der Große Kurfürst irgendwo erbeutet oder akquiriert hat. f ist der lange Sarkophag. Schinkel wollte den an der hinteren Wand parallel mit dieser stellen, aber der König hat es geändert; g ist eine Wandnische, in welcher

die Büste der Königin stehen soll. Unglücklicherweise soll die Nische nicht einmal von unten auf gehen, allein das denke ich dem König noch ausreden zu lassen. In diese Nische nun, habe ich geraten, Rauchs Büste zu setzen, und der König hat mir befohlen, zu besorgen, daß die Büste so schnell als immer möglich herkomme. Darin also besteht für jetzt der ganze Auftrag.

Ich bitte Dich nun, selbst alles Mögliche anzuordnen, daß die Absicht des Königs erfüllt werde, und nicht zu leiden, daß Rauch es, wie er wohl pflegt, langsam betreibe. Ich habe Hoffnung gemacht, daß in spätestens drei Monaten von heute an sie hier sein könne. Ich rechne 21 Tage für diesen Brief, dann höchstens acht für Einpackung und Besorgung, endlich 50 für den Weg, welches zusammen erst 79 Tage macht. Das ganze Monument soll Ende Oktober fertig sein und eingerichtet werden; der arme König hat eine wahre Sehnsucht nach allem, was die Königin angeht, ich kann Dir also die Sache nicht dringend genug empfehlen. Für gute Einpackung muß Rauch sorgen. Dann tue Du, Liebe, alle nötigen Schritte, um jedes Öffnen unterwegs zu verhüten. Du hast ja alle Konnektionen dazu, und wenn Du selbst schreibst und es betreibst, so werden alle Behörden Vorschub tun. Adressiert wird die Büste nach Berlin an den Königlichen Hofmarschall von Maltzahn. Mache die Auslagen, und erspare nichts, wenn nur Sicherheit und Schnelligkeit erreicht wird.

Sobald die Büste abgegangen ist, schreibe an Maltzahn, und schicke ihm zugleich das genaue Maß der Büste, Höhe und Breite, in rheinländischen oder französischen Maßen, damit man sich mit der Nische danach richten kann. Rate aber doch Rauchen, eine Form zu behalten. Gefällt die Büste hier, so stehe ich dafür, daß in Wien und vielleicht hier welche bestellt werden. Die Königin war von der Kaiserin in Wien äußerst geliebt. Über den Preis der Büste und Rauchs Belohnung sagen wir, denke ich, jetzt nichts. Laß Rauchen beim

Abgang selbst an den König schreiben und ihm für das, was er für ihn getan hat, danken. Du machst ihm wohl den Brief. Alsdann wird der König schon das Übrige selbst tun. Dies ist der jetzige Auftrag. Ich arbeite nun noch daran, auch zu machen, daß Basreliefs angebracht werden, und man Rauchen eins auftrage. Sage ihm immer, im voraus daran zu denken. Ich habe Prinz Carl gebeten, die Idee in Anregung zu bringen. Man muß die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die Rauchen sehr günstig sein kann. Ob das ganze Monument schön werden wird, muß man freilich abwarten. Es ist an sich eine schwierige Sache, und da der König dies ganz allein besorgt, so kann Privatgeschmack sehr viel Einfluß darauf haben. Aber immer ist's gut, daß man Schinkel dazu braucht. Ich glaube, ich schrieb Dir, daß es mir endlich gelungen ist, ihm eine Stelle hier zu verschaffen, und auch zu einem Anbau des Königspalais, der angefangen ist, habe ich gemacht, daß er zu Rate gezogen ist.

Ich habe gestern Deinen Brief vom 11. Julius bekommen. Du weißt also jetzt unser Schicksal vollständig. Ich besehe immer erst lange die Adresse und freue mich der Züge der lieben Hand, ich kann mir dabei viel besser die Hand selbst denken. Deine Hand ist sehr charakteristisch. Niemand drückt so die Hand wie Du. Wenn ich nur erst wieder bei Dir wäre! Das Wiedersehen kommt mir oft nur wie ein Traum vor.

Lebe innigst wohl.

217. Humboldt an Caroline

Berlin, 7. August 1810

Hier fangen die Dinge an, wieder nach und nach in den alten Gang zu kommen. Der König hat den ganzen Hofstaat der Königin, wie er war, bei sich behalten und die Gräfin Voß zur Oberaufseherin der Erziehung aller Prinzessinnen

und des kleinen, in Königsberg geborenen Prinzen Albrecht gemacht. Er selbst beschäftigt sich in seinen freien Stunden fast bloß mit dem Monument, von dem ich Dir neulich schrieb. Es wird schon angefangen, daran zu bauen, und er soll fast immer dabei stehen. Dieser Schmerz und dies unaufhörliche Andenken haben in der Tat etwas Rührendes. Der König ist sehr ungeduldig, Rauchs Büste zu sehen. Man hat auch die Maske der Königin über das tote Gesicht genommen. Ich habe sie aber nicht gesehen, weil sie in Strelitz geblieben ist. Ein Bildhauer Wolf dort hat sie genommen und will auch eine Büste danach machen. Im Fall dem König Rauchs Büste gefallen, aber als Ähnlichkeit nicht genügen sollte, ist mir schon eingefallen, daß man die Maske nach Rom schicken und Rauchen eine neue Büste machen lassen könnte. Ich habe diese Idee auch schon vorläufig in Anregung gebracht.

Frau von Berg*) mit ihrer Tochter, der Gräfin Voß, ist auch wieder hier. Sie ist sehr betrübt. Sie hatte mit der Königin dreizehn Jahre lang wirklich in der engsten Vertraulichkeit gelebt, und die Königin ist auch in ihren Armen gestorben. Die Königin hat, wie sie mir erzählte, in den letzten Stunden sich doch nicht die mindeste Illusion über ihren Zustand gemacht. Einmal, als man ihr geraten, die Arme, die sie übereinandergelegt hielt, auseinander zur Seite zu legen und ihr gesagt hat, das würde ihr Linderung gewähren, hat sie gesagt: „Nichts kann mir noch Linderung geben, als der Tod".

Es tut mir ordentlich leid, daß man Dich nun hier nicht sieht. Die Leute waren alle sehr neugierig auf Dich und die Kinder, vorzüglich die kleinen Mädchen und brummen jetzt oft gegen mich, daß ihnen nun das alles entgeht. Wirklich scheint es ein Schicksal, daß Du Berlin nicht sobald wiedersehen sollst, und ich glaube immer, es kann leicht sein, daß Du es gar nicht siehst, denn

*) Vgl. S. 106.

mir ist gar nicht, als würde ich je hierher zurückkommen. Und wirklich, selig, die da glauben, wie es hier ennuyant ist, ohne es zu sehen. Denn es übertrifft jede Beschreibung. Müßtest Du Dich so wie ich noch heute und gleich morgen wieder am Ferdinandschen*) Hofe zu Mittag herumtreiben, arme Seele, Du verkämest vor Ennui. Ich habe darin mehr Übung erlangt und es fast dahin gebracht, mich gar nicht mehr, wo es auch sei, zu ennuyieren.

Lebwohl, innigstgeliebtes Herz.

218. Caroline an Humboldt

Rom, 8. August 1810

Ich bin in der lieben Erwartung, gestern Briefe von Dir zu bekommen, getäuscht worden, mein teuerster Wilhelm. Außer der süßen Freude, von Dir und Theodor zu hören, hätte ich es sehnlich gewünscht, um Nachricht von — dem Leben? vielleicht dem Tode der Königin zu bekommen. Ich sage vielleicht, obgleich ich es eigentlich nicht sollte. Die Nachricht über München ist aus dem Ministerium, und es ist beinah nicht zu vermuten, daß sie falsch sein könnte. Indes erwähnt der Moniteur bis zum 30. Julius nichts, und redet nur ein Blatt vom 29. von der Gefahr, die vorüber sei, und einer Unpäßlichkeit des Königs. Sollte man den 29. und 30. nicht das am 19. erfolgte Ableben der Königin gewußt haben? Ich begreife es nicht.

Meine liebe, liebe Seele, dies sind wieder die Tage, die unser Leben zuerst die tiefsten Schmerzen kennen machten. O, daß man alles, alles erfahren haben muß, um es zu begreifen, daß das Unwiederbringliche einem erst fühlbar wird, wenn man das Geliebteste verloren hat. Der Schmerz hat gewiß etwas Heiliges, weh dem,

*) Vgl. S. 81.

den er getroffen, und der es in tiefſter Bruſt nicht empfände, — aber das Glück, das unberührte, vom Schickſal noch nie verletzte Glück hat es auch! —

Ich glaube, daß die tiefe Rührung, die einen ſo oft beim Anblick der unerfahrenen und doch ſinnigen Jugend ergreift, mit daher kommt.

Zürne mir nicht, mein lieber Wilhelm, daß ich nicht aufs Land gegangen bin. Ich konnte nicht von Rom weg. Der Gedanke, daß jeder Tag den Abſchied von Rom näher bringt, bewegt mich auf eine unausſprechliche Art. Ich gehe jeden, jeden Abend ſpazieren, fahre weit hinaus in Vignien und Wege, die ich größtenteils durch Dich kenne, und alle vorigen Jahre gehen wieder in mir vorüber. Meiſtens bin ich allein, zuweilen begleitet mich Schloſſer,*) mit dem ſich viel und gut reden läßt. Aber am tiefſten redet man mit ſich ſelbſt oder auch mit den Kindern. Man denkt ſich in ihr künftiges Leben hinein, und wie die Vergangenheit vor der Seele vorübergeht, ſo ſenkt ſie ſich auch tief in die Ahndung der Zukunft. Denke aber nicht, daß ich unglücklich bin, wenn ſchon ich in meinem Leben noch nie wehmütiger geſtimmt war. Bald werde ich wieder bei Dir ſein! O, möge es mir gelingen, Dich ſo glücklich, ſo zufrieden zu machen, wie ich es in der Seele trage und wünſche.

Es iſt jetzt hier ein Sohn von Gedike.**) Wenn ich ihn anſehe, fällt mir das Leſebuch ein und unſere Stunden***) in Burgörner und Auleben, und wie ich dabei weinte, wenn es gar zu ſchwer war. Ich bin doch ein rechtes Kind geweſen, nicht wahr? Und Du haſt immer, ach immer ſo unendlich viel Nachſicht mit mir gehabt. Ich umarme Dich aufs herzlichſte.

*) Vgl. S. 146. – **) Deutſcher Schulmann geb. 1754, † 1803.
***) Griechiſche Stunden.

219. Caroline an Humboldt

Rom, 11. Auguſt 1810

Dein Brief, den ich geſtern empfing, mein geliebtes Leben, hat die Ungewißheit, in die das Schweigen des Moniteur uns doch noch immer ſetzte und hielt, freilich ganz geendigt. Ich habe mit Tränen die Details geleſen, die Du mir von dem Hinſcheiden unſerer geliebten Königin gibſt. O mein Gott, ich denke mir die Lage und die innere Stimmung des Königs ſchrecklich. Niemand von ſo vielen Tauſenden, die gewiß daran Anteil nehmen, kann tiefer mit ihm fühlen wie ich. Und der Prinz George? ich weiß nicht, ob ich es über mich gewinnen werde, an ihn zu ſchreiben, was kann man dem ſagen, der das Teuerſte verloren hat?

Alle Details, die Du mir über die Frau ſagen wirſt, ſind mir unendlich wichtig. Sie nicht zu ſehen und nicht kennen zu lernen, war in der Tat das einzige, was mich Berlin bedauern machte. Nun wird Prinz George auch nicht mehr ſo viel da ſein, und ich kann auch ſeine Nähe kaum in Anſchlag bringen. O Gott, den möchte ich doch ſehen, um ihn ausſprechen zu laſſen zu jemand, der ſeinen Schmerz ganz verſteht. Wie hat das endliche Leben unendliche Schmerzen! Wie ſtirbt man geiſtigen Tod, ehe man den phyſiſchen erleidet!

Die Erinnerungen an Wilhelm treten noch lebendiger aus der Vergangenheit. Er wäre 16 Jahr und nahe, nahe dem Zeitpunkt, wo er allein und nicht mehr geleitet ins Leben einträte. Nun liegt die ſchöne Hülle ſo tief und hat ſich wohl ſchon mit der Erde vereint, und der liebliche Geiſt, der ſein Auge belebte, wo iſt er? Hat er eine reinere, ſchnellere Ausbildung erfahren, als die Menſchheit geſtattet? Hat er eine Ahndung von den vielen Tränen, die er gekoſtet, von der ewigen Sehnſucht, mit der er die Bruſt der Zurückgebliebenen erfüllt? Das fragt ſich

ein jeder, der das Geliebteſte verloren, weh! und es kommt keine Antwort.

220. Humboldt an Caroline

Halle, 17. Auguſt 1810

Endlich, liebe Li, iſt der Zauber gelöſt, ich bin vorgeſtern Abend von Berlin abgereiſt und ſeit geſtern früh hier in Halle. Übermorgen bin ich in Burgörner, auf das ich mich immer freue, weil ich es liebe, und es voll der ſüßeſten Erinnerungen für mich iſt.

Die letzten Tage waren noch ſehr mühevoll. Ich hatte für mich noch tauſend Dinge zu berichtigen, und da es eben die letzten waren, ſo kamen noch viele und brachten dieſes und jenes an. Bei niemand iſt es leicht ſo klar geweſen, daß man ihn ungern weggehen ſieht; auch gut unterrichtete Menſchen ſtritten mir zwei Tage vorher noch ab, daß ich weggehn würde. Aber Du ſiehſt, ich bin gegangen. Von Wien verſpreche ich mir zwar nicht gerade goldene Berge. Das Leben in Rom kehrt für uns nicht wieder, wir müſſen in Wien mehr geſellſchaftliche Langeweile übernehmen, als uns ſonſt je lieb geweſen iſt. Aber alles deſſen ungeachtet bleibt immer die Lage in Wien die leidlichſte von allen, wenn wir einmal wünſchten, daß ich noch wenigſtens einige Jahre im Dienſt wäre, und das war wirklich in öffentlicher und Privatſicht gut.

Hedemann*) war ungemein traurig. Er liebt mich wirklich erſtaunlich; er hatte ſo ſehr gewünſcht, Dich und die Mädchen zu ſehen, und es ſich ſo ſüß geträumt, viel in unſerm Hauſe zu ſein. Dann iſt er ſo jugendlich und hätte das Heil des Staates davon erwartet, daß ich in Berlin geblieben und da einen bedeutenden Poſten gehabt hätte. Er intereſſiert ſich mit beſonderer Lebhaftig-

*) Vgl. S. 239.

keit für die wissenschaftlichen Anstalten und konnte ordentlich wütend werden, wenn die Leute ihm sagten, ich ginge sehr gern nach Wien. Er hätte Dir gewiß viel Freude gemacht. Wäre er nicht Adjutant beim Prinz Wilhelm, wo seine äußere Lage sehr gut ist, da er auch wirklich große Anhänglichkeit an den Prinzen und seine Familie hat, er wäre gewiß mit mir gegangen. Er hofft auch so, uns im Frühjahr zu besuchen.

Hardenberg ist in den letzten Tagen vor meiner Abreise noch außerordentlich freundschaftlich gegen mich gewesen. Er hat mich mit dem größten Vertrauen und wirklicher Liebe behandelt. Die Krisen im Innern sind übrigens in Berlin noch nicht am Ende. Dohna wird schwerlich Minister bleiben können. Es entstehen vielleicht zwei, ja auch drei neue Minister. Über alles das und wie sich dazu mein Weggehen verhält, mündlich.

Ich vergaß, Dir zu sagen, daß ich am 9. beim König aß. Er war ungemein gut und freundlich mit mir, wirklich noch mehr als je sonst. Er sprach nach Tisch allein mit mir und machte mir viele Komplimente. Wie ich ihn 1802 in Paretz verließ, glaubte ich nicht, ihn so wiederzufinden. Wie wird es jetzt sein?

Von mir muß ich Dir doch erzählen, daß ich wieder viel stärker und frischer aussehend geworden bin. Die Kunthen, die vor 14 Tagen aus Dresden zurückkam und mich in vier Wochen nicht gesehen hatte, hat ihren Mann davon entreteniert, wie ich so sehr hübsch geworden wäre. Es ist aber so arg nicht. Auch habe ich drei Tage vor meiner Abreise einen sehr zärtlichen Brief bekommen, der schloß: „Ihre unglückliche . . .“ Du brauchst aber nicht eifersüchtig zu sein, denn ich habe mich nie entschließen können, diese Liebe zu erhören. Verzeih die Kindereien.

Ewig Dein H.

221. Humboldt an Caroline

Burgörner, 22. Auguſt 1810

Ich bin ſehr unglücklich, liebe Li, noch immer ohne alle Nachricht von Dir zu ſein.

Es iſt heute der 22., holdes Weſen, an dem ich Dich zuerſt ſah, und es macht mich ſehr glücklich, heute gerade hier zu ſein. Es iſt ein unbeſchreiblich ſüßſchmerzliches Gefühl, mit dem ich hier ſo einſam herumgehe. Die alten Erinnerungen der erſten Jahre unſeres Zuſammenſeins ſchließen ſich ſo unmittelbar an die gegenwärtige Einſamkeit an. Du wollteſt mir heute Dein Geſchenk machen, ſüßes Kind, und wir dachten ſo gewiß, an dieſem Tage wieder vereinigt zu ſein. Nun hat es ſich wieder verzögert, und ich kann mir nicht denken, daß es Dir möglich ſein ſollte, unter zwei Monaten von hier an gerechnet bei mir zu ſein. Aber zwiſchen dem 20. Oktober und 1. November erwarte ich Dich faſt mit Gewißheit. Nur hängſt Du ſo von den Kindern ab, daß ſich nichts mit Beſtimmtheit vorher verſprechen läßt. Und Du haſt die gleiche Sehnſucht mit mir, Du kommſt, ſobald Du kannſt.

Ich lebe wieder viel mit den Geſtirnen. Sie ſind die Heimat der Sehnſucht, die einzigen, zu denen man in den weiteſten Fernen ſich zugleich wenden kann, die ewig alle Sphären und alle Zeiten verbinden.

Lebewohl, innigſt geliebtes Kind, Gott, wie lebhaft ſteht mir noch vor, wie Du heut vor 22 Jahren in die Stube trateſt!

Ewig Dein.

222. Humboldt an Caroline

Thalebra, 2. September 1810

Du ſiehſt, liebe Li, daß ich auf meiner Reiſe vorrücke. Ich bin drei volle Tage in Auleben geweſen und habe dort alles abgemacht. Heute bin ich über Sondershauſen hierhergekommen und denke morgen hier zu bleiben. Ich kann Dir

nicht sagen, wie still und glücklich ich mich in Burgörner und Auleben gefühlt habe. Die Einsamkeit und die freie Natur taten mir unglaublich wohl. Dann so viele süße und tiefe Erinnerungen! Ach, mein süßes, teures Herz, ich hätte nichts ohne Dich und habe alles mit Dir. Es ist ein eigenes Ding um das Leben. Ich werde nie wieder einem Menschen so dankbar sein, als ich Carln*) bin, der mich zuerst nach Burgörner führte. Sei Du nur auch recht glücklich, mein teures, einzig süßes Herz, richte Dein Leben, auch wenn wir wieder beisammen sind, recht ein, wie Du willst, und wie es Dir gefällt. Dein Glück ist immer das einzige Ziel meines Lebens gewesen, und selbst wenn es möglich wäre, Dich weniger zu lieben, als ich Dich liebe, würde ich mir doch darin immer gleich bleiben.

Jedes menschliche Leben hat ein Ziel. Mir wird nichts gerade sichtbar nachbleiben, was ich getan hätte. Ich bringe schwerlich irgend etwas hervor, was mich überlebt. Meine Tätigkeit im Dienst sehe ich, obgleich ich gewiß alles tun werde, was der Moment erlaubt, für den Dienst nur für ein Fortvegetieren an. Aber eine Sache glaube ich getan zu haben, Dich durchs Leben begleitet zu haben, wie es wenigstens Deiner nicht unwert war, gemacht zu haben, daß Du in Freiheit und Schönheit walten, das Leben tief und rein empfinden konntest im Glück und im Unglück, was das Einzige ist, was der Mensch, der sich und sein Schicksal versteht, wünschen muß, und das Wirken, das Beschäftigtsein um einen Menschen, dies ausschließliche Leben für einen ist mir immer das Höchste und Beste gewesen und wird es bleiben. Schon das Glück an sich, ich meine das, was man macht — auf das, was man selbst genießt, hielt ich nie so viel — ist nicht wenig, von wem es auch sei, den Kummer, die Mühsal, die Langeweile abzuwehren, die Menschen den Menschen, selbst absichtslos, und oft

*) v. Laroche.

aus oder doch mit Liebe machen. Aber wenn Du es bist, wenn man Ursach werden kann, daß ein Wesen, wie Du, das ich weiß nicht wie selten geboren werden mag, sich nicht binden zu lassen, nicht herabzustimmen braucht, dann gibt es keine schönere Anwendung für ein menschliches Leben, wenn es gleich keine ist, die von anderen erkannt wird, von der man nur mit anderen reden möchte. Und dann verschlingt sich so alles in Liebe. Ich wüßte nie, daß ich eigentlich je etwas mehr für Dich, als für mich getan hätte. Es ist mir nie eingefallen, selbst wenn ich wirklich, wie es ja gegenseitig nicht anders sein kann, etwas entbehrt habe, daß ich ein Opfer brächte. Wenn Du also nicht recht frei wärst mit mir, mein süßes Kind, wenn Du entbehrtest, was Du gern hättest, oder tätest, was Dir nicht gemütlich wäre, so störtest Du mein ganzes inneres und äußeres Leben. Denn Du mußt ganz frei und ganz Dein eigener Herr und so glücklich sein, als ich Dich innerlich und äußerlich machen kann. Du weißt, ich prahle nicht damit. Aber es ist mein einziges, recht tiefes, stilles Verlangen.

Du schreibst mir neulich, liebe Seele, daß Caroline mir sehr gleich würde. Ich hoffe, sie wird nicht zu weit darin gehen. Ich kann nicht eben wünschen, daß eins meiner Kinder, Mädchen oder Knabe, mir recht eigentlich gleich sei. Es fehlt mir an vielem, schon an ursprünglicher Lust und eigenem Verlangen, was zur höheren Tätigkeit und zum freudigen Glück sehr wohltut. Ein Mensch, der nie hungert, dem sehr vieles durchaus gleichgültig ist, der ziemlich mit sich machen kann, was er will, ist schon immer ein bedenklicher Mensch. Manches ist in mir nur gut geworden durch die Zeit und am meisten durch unser Zusammensein. Ohne eine wahre und nicht abzuleugnende, aber tiefer als gewöhnlich liegende und daher nicht immer augenblicklich wohltätige Gutmütigkeit und eine gewisse Stärke des Willens, vorzüglich im Entsagen und Entbehren, wäre vieles in mir gefährlich, und wer steht einem

bei einem Kinde dafür, ob es sich ebenso ausbildet? Lobe mir also ja, liebe Li, die, die Dir ähnlich sind. Ich bin darum den anderen nicht minder gut, vorzüglich der guten Caroline, für die ich eine eigene Liebe habe, auch ist sie mir gewiß wenigstens nicht ausschließlich ähnlich.

Ich habe oft bedacht, als ich in Auleben war, wie es wohl wäre, wenn wir wieder da wohnten. Ich könnte es sehr gut und täte es sogar gern. Die Gegenden des Nordens, die nur Charakter haben, wie die Aulebensche hat, flößen, dünkt mich, eine Art Mitleid ein, das wieder attachiert. Du hieltest es auch vielleicht aus, armes Kind, da Du sehr geduldig bist und mich liebst. Aber die Kinder führen aus der Haut. Die Caroline finge gewiß wieder an zu fuchen. Kennst Du das Wort noch? Ich habe es noch heute in Sondershausen gehört. Ich war da auf dem Naturalienkabinett, um einen Ratzenkönig und eine Antike zu sehen, einen auf der Rothenburg gefundenen Götzen, den sie Büsterich nennen, und der Feuer gefucht hat.

Umarme die Kinder, teure Li, und lebe herzlich wohl. Ewig Dein H.

223. Caroline an Humboldt

Rom, 25. August 1810

Gestern, geliebtes, bestes Wesen, ist Dein Brief an mich und der an Rauch richtig angekommen. Ich fuhr sogleich zu Rauch, der im Studio war, und da fand es sich, daß er die Büste der Königin zum Ausbohren der Haare, der langherunterhängenden Locken nämlich, vor acht Tagen in die Arbeit gegeben hatte, so daß, wie wir gewiß hoffen, sie heut über acht Tage, den 1. September, abgehen soll. Ich werde wenigstens mein Möglichstes dazu tun. Ich hoffe, man wird zufrieden sein, sie scheint

mir schön und sehr, sehr fleißig gearbeitet. Von der Ähnlichkeit kann ich weniger urteilen. Ich wünsche ganz außerordentlich, daß das Monument schön werden mag, was der König der Verstorbenen setzen läßt. Ach, nur zu gut weiß ich, daß nichts die Schmerzen dieser Art beschwichtigt, das soll auch nicht sein, aber wenn ich es gekonnt hätte, ich hätte Hunderttausende angewendet, um denen, die mir so teuer waren, ein Denkmal zu setzen. Ich möchte, und Rauch möchte auch, man kaufte den großen Sarkophag von orientalischem Granit in der Villa Negroni, um hierin den Sarg der Königin zu setzen. Rauch meint, restauriert und neu abgeschliffen könne er dann hier etwa 1500 Skudi kosten.

Ich habe mich gefreut, von Schinkel zu hören. Du hattest mir nie über ihn ein Wort gesagt. Ach! Dein Weggehn wird, mein teurer Wilhelm, für so viele äußerst traurig gewesen sein. Daß Du Goethe wirst gesehen haben, freut mich ungemein.

Wir haben hier den unglaublichsten und sehr drückenden Scirocco gehabt, und man glaubt und hofft allgemein, daß das Wetter sich bald in heftigen Gewitterregen austoben und reinigen wird.

Ich habe Dir letztens von einem schönen Faun von Praxiteles geschrieben, für den man 1000 Skudi fordert, und Dich um Antwort nach Florenz gebeten. Es ist die Wiederholung von dem des Capitols und erinnert an Wilhelm.

Adieu teurer, geliebter Mann. Ewig Dein.

224. Caroline an Humboldt

Rom, 5. September 1810

Ich bin heute wieder in der ängstlich-süßen Erwartung, ob ich einen Brief von Dir erhalten werde, meine innigstgeliebte Seele.

Gestern aß ich bei der Familie Blankenhagen, sie wohnen in

Villa Aldobrandini, und sah mit Trauer und Sehnsucht über Rom hinaus. Du erinnerst Dich gewiß der Aussicht. Wir gingen im Anfang unseres Hierseins oft nach Villa Aldobrandini. Ach! wer hätte da gedacht, daß lange Zeit hindurch so wilde, barbarische Töne dort dominieren würden, vorig Jahr die Schuwaloff, dies Jahr Blankenhagens, und wenn schon diese gewöhnlich deutsch reden, so sind sie doch in tiefster Seele und Natur so russisch und meinen, daß von da die Kultur ausgehen müßte, daß einen ein recht inniges Bedauern der Entweihung solcher geweihten Örter anwandelt.

Ohne alle Sentimentalität, das ist überhaupt die dominierende Empfindung, die man jetzt hier hat. Aber wie man in der Liebe sich unmöglich von dem Geliebten loszumachen vermag, wenn es unglücklich ist, wie sogar das einen tiefer und tiefer bindet, wie man mit der ganzen, zum Glück noch unermessenen Fülle der Empfindung die Wunden zu heilen versucht, die das unabwendbare Schicksal schlägt, so heftet sich die Seele noch mit mehr Liebe jetzt an das ganz gesunkene Rom. Tausendmal ist mir's eingefallen: „Möcht ans Herz ich diese Öde drücken"*) usw., und die ganze Strophe, wo drinnen vorkommt: „Sanft noch blickend in den öden Wänden". Überhaupt ist doch dies ganze Gedicht mit das Tiefste, was man hat machen können. Ich gäbe mein halbes Leben darum, es gemacht zu haben. Ich las es letztens mit Schlosser**), der gar kein sentimentaler, aber sehr tief fühlender, unendlich lieber Mensch ist, und es kamen ihm mehr wie einmal Tränen in die Augen. Schlosser ist mein liebster Umgang hier. Werner***) sehe ich auch viel. Er ist aber doch zu bizarr. Rauch hat Werners Büste gemacht von einer solchen Ähnlichkeit, daß man ordentlich davor erschrickt.

*) Aus Humboldts Elegie „Rom". — **) Vgl. S. 146.
***) Vgl. S. 60.

Die Büste der Königin ist Tag und Nacht geformt worden und geht morgen ab. Rauch hat sich wirklich nicht eine Stunde dabei gesäumt.

Wegen meiner Meubles und Betten stehe ich im Handel, letztere hoffe ich nicht übel zu verkaufen wegen des hohen Preises der Wolle, aber mit den Meubles wird großer Verlust sein, denn alle Ankäufer sind überfüllt wegen des Wegreisens so vieler angesehener Personen und wegen der Aufhebung der Klöster, wo man um Bajocchi*) weggegeben hat. Bei einem Kanonikus hat man 400 Bilder in Rahmen für 24 Paol**) weggegeben. Ich will glauben, daß diese Bilder alle Robaccia***) waren, allein nur das Holz der Rahmen ist hundertfach diesen Preis wert. Die Juden sind hier sehr reich geworden, aber auch sehr unglücklich, denn da man die Porta del Ghetto ausgehoben hat, so machen sich die Trasteveriner einen Spaß daraus, die ganze Nacht in den Höfen des Ghetto zu singen unter Prätext, daß man in den Sommernächten nicht schlafen könne.

Wir haben alle Tage den drückendsten Scirocco. Letzthin brachte ich meinen Abend in Villa Mellini allein mit den Kindern zu. Nach dem Soracte hin war die allerschönste Helligkeit, und ein wunderbares violettes Abendrot flammte am Himmel auf, als die Sonne unter war. Aber über dem Sabinergebirge und Monte Cavo lagen die dunkelsten Wolken, in denen es unaufhörlich blitzte, daß die schwarzen Wolken an einer Stelle einen bleibenden rosigen Schimmer behalten hatten. Unten lag Stadt und Fluß in unaussprechlicher Schwüle und Stille, wie wenn sie Gottes Gerichte erwartete. Gott, wie war es schön, und wie habe ich an Dich dabei gedacht!

Mit meinen Reisearrangements geht es auch vorwärts. Denke

*) 1 Bajocchо etwa 4 Pfennig. — **) 1 Paolo etwa 40 Pfennig.
***) Plunder.

Dir, Anaſtaſio, der Vetturin von Paleſtre, der mich damals bis Augsburg fuhr, hat ſich eingefunden, weil er in Turin von meiner bevorſtehenden Abreiſe gehört, und iſt eiligſt zurückgekommen, um — mich nach Wien zu fahren. Er verlangt 80 Franceskoni*) bis Florenz und 80 von Florenz bis Venedig. Weiter nehme ich ihn auf keinen Fall. Das Attachement und die Premura**) haben mir auch gefallen. Des Nachts kann ich doch nicht reiſen, und wegen des Kleinen und der noch immer nicht ganz gereinigten Luft bin ich auch an gewiſſe Nachtquartiere gebunden, daher dann der Profit des Schnellergehens mit der Poſt wegfällt. Regnen muß es aber noch durchaus.

Die Kinder ſind wohl. Der kleine Hermann arbeitet an einem Backzahn und iſt gewaltig ungnädig. Adelheid und Gabriele ſchreiben zu ihrer eignen Übung täglich einen Brief, meiſtens an Dich oder Theodor. Oft kommt die Phraſe vor: Ma vedo l'ora ed il momento di rivedervi!***)

Ach, wie freue ich mich, Dich und Theodor zu ſehen. Es werden volle zwei Jahre ſein. Gott, wer hätte das gedacht! Lebe wohl, Du ſüßer, teurer, geliebter Wilhelm. Ewig, ewig Dein.

225. Caroline an Humboldt

Rom, 8. September 1810

Meine teure Seele!

Mit Vergnügen melde ich Dir, daß die Büſte der Königin abgegangen iſt, und ich hoffe, der König ſoll damit zufrieden ſein. Nun aber etwas Wichtiges: Ich ſchrieb Dir neulich von den zwei Sarkophagen in Villa Negroni, von

*) Etwa 350 Mark. — **) Dienſteifer.

***) Aber ich ſehe die Stunde und den Augenblick des Wiederſehens nahen!

denen ich wünschte, daß der König den größeren und schöneren für das Monument akquirierte. Es war ein andrer und zwar sehr gefährlicher Käufer danach aus. Man konnte und wollte sie nicht vereinzeln und forderte wenigstens unbändig für den einen schöneren ohne den anderen. Ich schrieb letzthin vor zehn Tagen an Herrn v. Maltzahn*) darüber und bat um die schnellste Antwort an Rauch, weil ich alsdann nicht mehr hier sein würde, allein seitdem wurden die Umstände dringender, ich mußte sie mir entgehen lassen oder kaufen, auf das Risiko hin, ob der König wollen werde oder nicht. Bloß und allein der Wunsch, der Königin ein würdiges Denkmal gesetzt zu sehen, hat mich entschieden. Erschrick Dich nicht. Ich habe die beiden Sarkophage**) gekauft, beide für 1000 Skudi***). Meine Bitte ist nun die: Einmal, daß Du selbst nicht böse darüber seist, zweitens, daß Du die Sache so schnell und so geschickt wie möglich in Berlin dem Könige vorstellen ließest. Er ist auf keinen Fall gebunden, der Kauf ist ganz auf meinen Namen, aber ich bin überzeugt, wenn er ihn kommen läßt, so dankt er es mir. Von dem großen, schöneren, Granito orientale cornalina, gerade, wie der unserer Tische, gibts nur einen bekannten in der Welt, im Museum Pio Clementino, der in der Engelsburg gefunden worden. Diesen konnte ich allein für 800 Skudi bekommen, allein es schien mir geratener, sie beide für 1000 zu nehmen. Wenn Du willst, so brauchst Du dem König auch nur den einen anzutragen, und wir behalten den anderen, der auch sehr schön ist, nur etwas kleiner und von blasserem Granit, und lassen ihn gelegentlich instand setzen. Wenn der König den großen nicht will, so bitte ich Dich tausendmal um Verzeihung. Ich habe den Kauf aus Enthusiasmus für die Königin gemacht, denn solange Menschengedenken

*) Vgl. S. 453.

**) Jetzt im alten Berliner Museum.

***) Etwa 4500 Mark.

reicht, wird man sagen: „Das ist der Sarkophag der Königin Luise von Preußen."

Ich habe Maltzahn letzthin die Maße des großen Sarkophags geschickt, man verlangt fünf Monat Zeit, ihn zu restaurieren, d. h. polieren, denn sonst fehlt nur ein einzig Stück, zu dem der Granit da ist, und nach flüchtigem Anschlag würde die vollkommene Instandsetzung 500—600 Skudi kosten, aber sei überzeugt, daß es dann in Berlin nichts Herrlicheres gibt. Ich sollte sogar meinen, der König fände die Möglichkeit für diesen Gegenstand, ihn zu Wasser transportieren zu lassen, und man würde sich englischerseits dazu prätieren, ihn frei und ungehindert passieren zu lassen, zu Lande könnte er wohl 1000 Taler kosten. Man könnte aber vorschlagen, vier oder fünf tüchtige Maultiere herzusenden und ihn holen zu lassen. Du siehst, ich bin reich an Projekten. Die Erlaubnis erhielte man. Ich habe mich vorläufig danach erkundigt.

Ich mache morgen den Kauf, der nur mit Zeugen gestern ist gemacht worden, gerichtlich und zahle dem Besitzer Carlo Guidi 300 Skudi darauf. Nimmt der König das Ganze, so stipuliere ich, daß alsdann Guidi rein ausbezahlt wird, nimmt der König nicht, so bezahlen wir ihm zwischen dem 1. und 10. November 400 Skudi und den 1. Januar die letzten 300.

Nun, Du Guter, suche es möglich zu machen, daß der König in die Idee entriert. Wenn wir sie auch behalten, so bin ich überzeugt, können wir nie daran verlieren, und wenn wir es daran wenden wollen, sie instand zu setzen, so hinterlassen wir unsern Kindern ein Kapital von 10000 Skudi wenigstens. Solche Dinge können nicht ihren Wert verlieren. Sei nur nicht böse, daß ich das so eigenmächtig getan. Allein ich mußte sie weggehen sehen, um — vielleicht 1000 Tobaksdosen daraus schneiden zu sehen, oder kaufen. Ich konnte dem Wunsch nicht widerstehen, ein ewig Denkmal für diese ausgezeichnete Fürstin errichtet zu sehen, und

habe es also akquiriert. Einem König kann man keine Sache von Wert, und besonders unter diesen Umständen und zu diesem Zweck schenken, sonst schenkte ich den großen Sarkophag gern dem König. Suche nur, es ihm in einem eigenhändigen Bericht, der persönlich an ihn gelangt, so vorzustellen, daß er nur meinen tiefen Wunsch für die Schönheit des Monuments, welches er der Königin setzen läßt, sieht und keine Arroganz oder Klugseinwollen von meiner Seite. Meine innige Verehrung für die Königin hat mich allein geleitet.

In diesem Augenblick bekomme ich Deinen Brief vom 14. August. So bist Du fort, geliebtes Herz. Möge Deine Reise glücklich gewesen sein.

Das Wetter hier ist sehr unangenehm, drückender Scirocco. Ich sähe gern, wenn es tüchtig regnen wollte. Alle Menschen sagen, ich müßte das abwarten. Alle Kinder grüßen.

Ewig, ewig Dein.

226. Humboldt an Caroline

Schwarzburg, 9. September 1810

Es geht mir sehr glücklich hier, liebe Li, ich bin schon den dritten Tag hier und bleibe gewiß noch einige; meine Geschäfte sind abgemacht, und die Fürstin*) überhäuft mich mit Güte und Wohlwollen. Die Fürstin wollte, daß ich auf dem Schlosse wohnen sollte, und ließ mich abholen. Ich kam also am 7. gegen Mittag hier an, meine Zimmer sind unmittelbar an den Gesellschaftszimmern und haben die göttlichste Aussicht. Schon der Weg von Rudolstadt hierher ist sehr romantisch. Weite Aussichten gelingen, wie ich wenigstens die Bemerkung gemacht zu haben

*) Vgl. S. 43.

glaube, den deutschen Gegenden nicht. Die Berge haben keine rechten Formen, sind selten üppig genug bewachsen, und weite Aussichten bedürfen auch zu sehr des Himmels und der Beleuchtung, die beide hier immer fehlen. Aber enge Täler, wildbewachsene Felsen, wie auf dem Wege von Rudolstadt hierher, können schön sein und sind es. Die Schwarza, ein kleiner, reißender Bach, stürzt immer neben dem Wege in einem manchmal sehr tiefen Abgrunde hin, zu beiden Seiten sind steile Berge, mit Tannen dicht bewachsen und mit vorstehenden Felsmassen. Das Schloß liegt in einem ziemlich weiten Kessel von Bergen, wieder auf einem ziemlich hohen. Die Berge gegenüber sind mit Laubholz bewachsen. In dem Grunde schlingt sich um einen bewachsenen Hügel, der eine Halbinsel gleichsam bildet, eine schöne Wiese, und alles dies ist ein Wildgarten, in dem ich noch gestern unter meinem Fenster 14 Rehe friedlich stehen sah.

Wie ich ankam, ging ich zur chère mère*), und wie ich kaum eine Viertelstunde bei ihr war, kam die Fürstin. Seitdem sind wir, einen Teil des Vormittags abgerechnet, immer beisammen. Sie ist unbeschreiblich gut, spricht viel, und, wie Du sie kennst, mit Verstand und natürlich, und man kann wirklich nicht angenehmer leben, als ich tue. Weil Dich die Geschäfte interessieren werden, so rede ich von diesen zuerst. Du weißt, Rudolstadt hat ein altes Wiederkaufsrecht auf Auleben, das 1819 wieder ausgeübt werden könnte. Ich sprach zuerst mit Kettelhodt davon, und daß ich gern eine Retribution für die Verzichtleistung machen wolle. Am zweiten Abend, bei einem Spaziergange, wo ich mit der Fürstin allein war, sprach ich ihr von der Sache. Sie sagte im allgemeinen, sie werde tun, was sie könne; ich glaubte, sie hätte die Sache kaum recht verstanden, und hielt sie nur für eingeleitet. Schon wie wir uns den Abend zu Tisch setzten, sagte sie mir, daß sie Kettelhodt geschrieben

*) Vgl. S. 43.

habe. Am andern nachmittag beim Spazierengehen ſagte ſie mir: „J'ai reçu le papier que Vous m'avez demandé“. Ich war ſo verwundert, daß ich ſie gar nicht verſtand, und da ſie mir ſagte, es ſei die Verzichtleiſtung, fürchtete ich, daß bei dem ſchnellen Abmachen etwas würde verſehen ſein. Beim Auseinandergehen des Abends gab ſie mir das Blatt, und es iſt ganz, wie ich es nur hätte vorſchreiben können. Es iſt eine förmliche, von ihr unterſchriebene und unterſiegelte Urkunde. Von Retribution war nicht mehr die Rede, und Du ſiehſt, mein holdes Kind, daß ich Deine Sache, als Dein Miniſter, ſo gemacht habe, daß Du mich wohl ferner brauchen wirſt. Aber im Grunde dankſt Du Dir es ſelbſt. Denn wäre die Fürſtin Dir nicht ſo ungemein gut, ſo wäre es nicht ſo leicht gegangen.

Von ihrer Liebe zu Dir hat ſie mir noch geſtern einen großen Beweis gegeben. Dein Bild und die Zeichnung der Kleinen war, ſoviel ich mich erinnert hatte, mit meinen anderen Sachen in Rudolſtadt geblieben. Die Fürſtin hat nun eigens hingeſchickt, den Kaſten holen zu laſſen. Beide Bilder ſtehen im gewöhnlichen Wohnzimmer, und die Fürſtin beſonders, obgleich auch alle andern, ſteht ſehr oft davor und ſpricht darüber. Sie findet Dein Bild freilich gar nicht vorteilhaft, aber doch ſehr ähnlich, ausdrucksvoll und lebendig, und ich habe hier die Freude, über die Augen viel, wie man ſoll, ſprechen zu hören, und ſelbſt ſprechen zu dürfen.

Deinen Brief, den Du an Lolo*) geſchickt, vom 25. Juli, habe ich doch hier bei der chère mère gefunden. Lolo hatte die Klugheit gehabt, ihre Briefe an ihre Mutter abgeben zu laſſen, und ſo iſt er mir richtig zugekommen. Lolo iſt nach Heidelberg gereiſt, wo ihr älteſter Sohn ſtudiert. Caroline**) iſt in der Schweiz. Ich weiß nicht, ob allein oder mit dem Geliebten. Das Zuſammentreffen mit dieſem iſt wenigſtens gewiß bei der Reiſe kombiniert.

*) v. Schiller. — **) v. Wolzogen.

Dabei fällt mir ein, daß Lolo neulich auf Carolinens Reiseluſt folgende gar nicht üble Parodie gemacht hat: „Wenn der Funke ſprüht, wenn die Achſe glüht, eil ich meinen Freunden zu".

Geſtern früh waren wir die Ruine des Kloſters Paulinenzell zu beſehen. Die Prinzen ſprachen immer in Rom davon, und ich ärgerte mich oft, wie man in Rom nur an eine deutſche Ruine denken könne. Aber ſie iſt wahrlich ſehr ſchön und die ſchönſte chriſtliche Ruine von Architektur, die mir je vorgekommen iſt. Sie iſt von der Kirche, und es ſteht noch die mittlere Kolonnade, die mit S. Maria Maggiore und S. Paul große Ähnlichkeit hat. Die Kolonnade, noch neun Säulen auf jeder Seite, freilich nur Sandſtein, aber immer aus einem Stück, ſchließt mit einem wohl 70 Fuß hohen Bogen quer vor, der zum Hochaltar geführt hat. Die Kapitäls der Säulen ſind ſehr einfach, aber ſo, wie ich ſie nie ſah. Ich glaube, die Kirche iſt in dem erſten Übergang von römiſcher zu gotiſcher Bauart gebaut. Eigentlich Gotiſches hat ſie faſt nichts. Gentz hat ſie für mauriſch gehalten. Ich ſehe aber nichts Mauriſches an ihr. Es fehlt einem aber wirklich etwas Weſentliches, wenn man ſie nicht geſehen hat.

Es iſt mir unendlich lieb, daß der Bücherkaſten nach Wien gegangen. Ich bringe ſehr viel Bücher da zuſammen. Drei Kiſten von Papa, eine aus Berlin, eine von Rom. Lache mich nicht aus. Aber wir verbrennen die Schiffe. Rückwärts gehen wir nicht mehr. Dann koſtet's nicht viel, und ewig ohne Bücher zu leben, iſt ſchrecklich. Ich habe große Projekte auf vieles Studieren in Wien. Ich werde früh aufſtehen — Gott, ich weiß gar nicht, wie ich es nur machen werde, um, wenn Du erſt da biſt, einen Augenblick ohne Dich zu ſein, liebes, liebes Weſen!

Lebe innigſt wohl. Ewig Dein.

227. Humboldt an Caroline

Eger, 14. September 1810

Ich bin, liebe Li, gestern von Rudolstadt ausgereist und heute hier angekommen. Ich gehe auch heute noch bis Karlsbad weiter. Ich vermutete, hier die Prinzessin Solms zu finden, und wäre dann einen Tag hier geblieben. Allein sie ist in Töplitz gefährlich krank geworden. Es wäre ein eignes unglückliches Schicksal, wenn sie ihrer verstorbenen Schwester folgte. In Karlsbad verfehle ich, wie ich schon jetzt deutlich voraussehe, Goethe. Er ist in den Tagen, wo ich in Schwarzburg war, mit dem Herzog, wie ich jetzt höre, zurückgekommen. In Schwarzburg selbst konnte ich es nicht mit Gewißheit erfahren, und meine Zeit war auch abgelaufen. Es wäre zu unhöflich gewesen, da zu sein, ohne nicht auch den Hof zu sehen, und dann hätte es mich um zwei Tage wenigstens gebracht.

Es ist sehr närrisch, daß die Fürstin von Rudolstadt eine ordentliche Antipathie gegen Goethe hat. Sie hat ihn nur bei Hofe gesehen, läßt sich aber auch gar nicht abstreiten, daß er nicht auch anderswo dieselbe Starr- und Steifheit habe. In ihm ist die Empfindung gegenseitig, und so gern er z. B. die Köpfe der Kolosse*) sähe, so kann er sich nicht überwinden hinzugehen. Es muß wirklich da etwas in den unerklärlichen Eindrücken liegen, die ein Mensch auf den andern macht, sonst begreift man es gar nicht. Ich schrieb Dir, glaube ich, daß ich die Kolosse gleich in den ersten Tagen besuchte. Sie stehen in einem einsamen, durch viele umhergepflanzte Tannen ziemlich dunklen Gartenhause. Sie haben mir wieder ordentlich leid getan; gegen den sonnigen Quirinal, und auch die Umgebungen sind hier ziemlich gotisch. Eine der Stadtkirchen steht unmittelbar mit ihrem Giebel und ihrem

*) Abgüsse der Köpfe der antiken Statuen des Castor und Pollux auf dem Monte Cavallo in Rom.

Turm vor dem Garten in die Höhe ragend, daß es ein ordentlich gräßlicher Anblick ist. Es sind im Garten Tannen davor gepflanzt, aber ich ging zufällig durch diese durch, und es kam mir ein ordentlicher Schauer, vorzüglich da es schon Mondschein war, an, wie ich manchmal vor Gebäuden habe. Die Kirche war wie der leibhaftige, christlich-gotische Tod. Wie ich es der Fürstin erzählte, sagte sie mir, ihr habe die Kirche immer denselben Eindruck gemacht, und da ihr Kind darin begraben sei, so habe der vorige Fürst diese Tannen vorpflanzen lassen, um sie zu verdecken.

Ich habe mich bis zu Ende in Schwarzburg sehr gut amüsiert. Wir gingen immer bis 9 Uhr spazieren, das Wetter war und ist noch himmlisch und die Gegend im Mondschein sehr anziehend ernst und melancholisch. Den Tee tranken wir immer draußen und meist im Walde, es wurde dann Feuer gemacht. Einen Morgen habe ich den Schillerschen Macbeth vorgelesen, den Abend wurden wieder Gespenstergeschichten erzählt.

Es ist angespannt, bestes Kind, und ich muß hier schließen. Tausendmal Adieu!

228. Caroline an Humboldt

Rom, 15. September 1810

Ich habe eine sehr heftige Migräne und Zahnweh, alles auf einer Seite gehabt, und es hat mich in diesen Tagen sehr gestört. Aber heute ist mein Gesicht ganz entschwollen. Seit drei Tagen regnet, tobt und donnert es so gewaltig, daß es mir immer vorkommt, als geschähe es expreß zu meiner Abreise. Unsre meisten Meublen sind versagt, morgen werde ich vieles bezahlt bekommen. Wenn es möglich ist, so richte Dich nur provisorisch ein, bis ich komme, ich habe über die häuslichen Dinge jetzt, glaube ich, mehr Entendement wie ehemals. Ich hoffe den

20. hier wegzukommen. Jetzt fängt die Sache an, beinah unangenehm zu werden. Was ist doch das für eine kurioſe Exiſtenz! Hier und dort und nirgend, die ganze Familie in Bewegung, wann trifft ſie endlich zuſammen? Die Kinder freuen ſich ungeheuer auf die Reiſe, alles Neue bewegt ſie, Caroline freut ſich, Dich wiederzuſehen, und präpariert ſich ſchon darauf, drei Tage nach ihrer Ankunft in Wien die griechiſchen Stunden wieder anzufangen. Sie iſt aber ſehr bewegt über das Verlaſſen Roms.

Du biſt alſo ſo hübſch geworden und bekommſt ſo zärtliche Briefe von „Unglücklichen“? Mein ſüßes Herz, ich will nicht jaloux ſein, aber arg iſt es! Biſt Du mir auch nicht böſe wegen des Ankaufs in Villa Negroni? Heute breche ich ab.

229. Caroline an Humboldt

Rom, 19. September 1810

Ich bin, ſüßes Leben, in allen Horreurs des Einpackens und des Verkaufens, Verſchleuderns der Meublen, müßte ich ſagen. Bei der Gelegenheit muß ich Dich inſtändig bitten, ja womöglich lieber ein anſtändig, aber klein eingerichtetes Quartier in Wien für die erſten Monate zu nehmen, denn ſchrecklich wäre es, nach ſechs Monaten etwa wieder alles aufgeben zu müſſen, und die Umſtände kommen mir ſehr kurios vor. Wer weiß, was ſich im Norden zuſammentürmt.

Verzeih, daß es heute ſo wenige Zeilen ſind, aber nicht ein, ſondern vier Mühlräder gehen mir im Kopf herum. Das Wetter hat ſich leidlich in Gewittern dechargiert. Adieu.

230. Caroline an Humboldt

Rom, 23. September, abends, beinah Mitternacht

Allerteuerstes Herz!

Morgen, so früh wie ich hier fort kann, reise ich ab. Ich bin halb tot vor Fatige, aber ich bin wohl und werde mich im Wagen ausruhen und an dem Gedanken, bald wieder in Deiner geliebten Nähe zu sein, mein Herz laben, wenn es an der Trennung von Rom blutet. Heute kann ich nicht mehr. Alles grüßt und küßt Dich.

231. Humboldt an Caroline

Wien, 26. September 1810

Ich habe Dir am 23. nur mit zwei Worten, da die Post eben abging, meine Ankunft hier gemeldet, liebe Li. Piquot*) hat mir seine Wohnung in der Stadt, Wollzeil Nr. 818, im schmeckenden Wurm (die Namen der Häuser hier sind gräßlich) eingeräumt. In den ersten Stunden hier bin ich unendlich glücklich gewesen, denn ich habe acht Briefe von Dir vorgefunden. Es sind die vom 17. Juli bis 8. September. Ich weiß zwar jetzt doch noch nicht, ob und wann Du abgereist bist. Daß Du mit einem Vetturino bis Venedig gehen willst, billige ich sehr, und es beruhigt mich ordentlich für Dich und die Kinder. Die Anhänglichkeit des Anastasio**) ist sehr hübsch und verdient, belohnt zu werden. Du siehst aber, wie weit der Ruf Deiner Reisen erschallt.

Die Ankuuft in einer Stadt, in der ein der Dauer nach unbestimmtes Leben angehen soll, ist immer etwas sehr Wunderbares, und ich bin mit sonderbaren Empfindungen am stillen Abend beim schönsten Sternenschein durch die lange Vorstadt gefahren. Alles

*) Gesandtschaftssekretär. — **) Vgl. S. 468.

ist ungewiß. Man fühlt sich fremd bei jedem Schritt, und ich hätte die Mauern ordentlich bitten mögen, uns freundlich aufzunehmen und zu beschützen.

Eine schreckliche Sache ist, ein Haus zu finden. Du sagst ganz recht, daß das Klügste ist, erst ein meubliertes Quartier zu nehmen und dann ordentlich und bedächtig zu suchen. Wenn es nur meublierte Quartiere gäbe!

Theodor muß nun auch unterwegs sein, er sollte gestern abreisen. Da weder er noch Laroches jemals schreiben, so werde ich wohl erst durch ihn selbst seine Ankunft erfahren. Theodor ist meine einzige Sorge bei Wien. Die Veränderung ist offenbar für seine Erziehung ungünstig. Ich habe ihn übrigens in Dresden an Körners empfohlen, damit der reisende Sohn die Sitten der Menschen kennen lerne.

Ich komme jetzt, liebe Li, auf den für den Augenblick wichtigsten Gegenstand Deines letzten Briefes: den Kauf der beiden Sarkophage. Ehe ich weiter in die Sache eingehe, sei überzeugt, daß ich finde, daß Du ganz recht getan hast. Die Sache ist zwar jetzt, weil wieder neue Ideen gekommen sind, verwickelter geworden, als sie bisher war, aber wenn wir auch die Sarkophage behielten, so bin ich überzeugt, haben wir nie Schaden dabei. Das Museum erhält eine neue Zierde dadurch, und wir denken ja doch eher daran, dies zu vermehren, als aufzugeben.

Die Lage der Sache ist jetzt diese: Der König hat den Gedanken bekommen, die Figur der Königin liegend, in ein leichtes Gewand gehüllt, auf einem länglichten Sarkophag darstellen zu lassen, und hat mir Auftrag gegeben, Zeichnungen dazu von Canova, Thorwaldsen und Rauch machen zu lassen; den Brief, der diesen Auftrag enthielt, habe ich, ob er gleich schon vom 4. dieses Monats ist, erst hier vorgefunden. Ich bin in Verzweiflung, daß Du nicht mehr in Rom bist. Es bleibt mir jetzt nichts übrig, als an Canova

ſelbſt zu ſchreiben und zugleich an Rauch, um dieſem die Beſorgung des Ganzen zu laſſen. Ich tue dies heute. Biſt Du noch in Rom, ſo teilt er Dir alles mit, und Du beſorgſt alles.

Dieſe Idee paßt nun nicht zum Granitſarkophag. Allein es gäbe zwei Mittel, alles zu vereinigen. 1. Entweder der König bleibt bei der Idee, den wahren Sarg mit dem Leichnam in das Gewölbe zu ſtellen; alsdann könnte der Granitſarkophag unten im Gewölbe, und der von weißem Marmor mit der Statue oben ſtehen, oder 2. Der König gäbe dieſe Idee auf. Dann könnte man die liegende Figur quer vorn an die Wand, parallel mit dieſer, und den Sarkophag von Granit vorn der Länge nach hinſtellen.

Was Berlin betrifft, ſo war ich lange unſchlüſſig, ob ich dem König ſelbſt oder nur an Maltzahn*) ſchreiben ſollte. Nach meiner Kenntnis beider hat es mir am beſten geſchienen, zwar Maltzahn, aber ſo zu ſchreiben, daß er dem König den Brief zeigen kann, und unfehlbar zeigt. So habe ich es heut getan. Ich habe ihm ſimpel den Hergang der Sache erzählt, ihm geſagt, in welcher Abſicht Du gehandelt, und daß der König durchaus frei bliebe. Ich habe hinzugeſetzt, daß ich wünſchte, der König ſchöbe nunmehr, da der ſehr glückliche Gedanke der Statue dazwiſchen gekommen ſei, ſeinen Entſchluß noch auf, bis er alle Zeichnungen geſehen habe. Zuletzt habe ich Maltzahn gebeten, dem König dies alles ausführlich zu ſagen, aber mir bei unſerer Freundſchaft ausbedungen, daß er gewiß bewirke, daß der König Deinen Schritt weder anmaßend noch voreilig finde, und ſich auch nicht durch die entfernteſte Delikateſſe in der Verbindlichkeit glaube, den Sarkophag wirklich zu nehmen. So ſchien es mir am klügſten und zugleich am wahrſten. Denn wirklich iſt es weiter kein Unglück, wenn wir das Stück behalten. Nimmt es aber der König, ſo denke ich, kaufen wir den

*) Vgl. S. 453.

kleinen Ruspoliſchen Faun, wenn man ihn wirklich für 700 Skudi verkauft. Er muß, wenn er die Wiederholung des Kapitoliniſchen iſt, überaus ſchön ſein, und was mich am meiſten bewegt, iſt die Ähnlichkeit, die Du der Statue mit Wilhelm findeſt. In dieſem Augenblick biſt auch Du nun ſchon von ſeinem Grabe getrennt. Ich muß heute ſchließen. Lebe innigſt wohl.

232. Humboldt an Caroline

Wien, 3. Oktober 1810

Ich kann Dir, liebes Herz, die große Nachricht geben, daß unſere Kiſten wirklich angekommen ſind. Es ſind 26 Stück und wirklich 69 7/8 Zentner, davon zirka 20 Zentner Wäſche, 10 Zentner Betten, 15 Zentner Bücher. Der ganze Transport mit allen Unkoſten von Berlin bis hierher beträgt 300 Taler preußiſch ungefähr, die ich dem König in Rechnung ſetze. Du ſiehſt, daß es keine übermäßige Ausgabe iſt.

Du willſt unſer Quartier wiſſen. Leider, teures Herz, weiß ich es ſelbſt noch nicht. Du kannſt Dir die Marter nicht vorſtellen. Nirgends findet man, und über das allereinzige, ungeheuer teure, was ich in der Stadt meubliert bis zum Mai vielleicht haben kann, iſt noch Zank und Streit, der ſich erſt in einigen Tagen entſcheidet. Schreibe ich aber nichts anderes, ſo fahre auf alle Fälle dahin: am Kohlenmarkt Nr. 300 und 301 im Hagemüllerſchen Hauſe. Laß dort im zweiten Stock bei Frau von Menzingen fragen, die auf jeden Fall meine Wohnung wiſſen wird. Ich laſſe Dich aber gewiß einen Zettel am Tor finden.

Ich habe vielleicht Unrecht gehabt, mich zu kapricionnieren, nicht in die Vorſtadt zu ziehen. Allein wenn Du die Unbequemlichkeit kennteſt! Man iſt von Gott und Menſchen abgeſchnitten. Kein

Lehrmeister geht als für den fünf-, sechsfachen Preis hin, es ist fürchterlicher Staub im Sommer und schändlicher Kot im Winter, kurz alles Agrément der Stadt fällt hinweg.

Die Teuerung ist in einigen Stücken (Holz, Zucker, Kaffee) groß, in anderen gar nicht. So gebe ich für meinen Mietswagen monatlich 460 Florin = 76 Taler unsres Geldes. In Rom kostet er 60 Skudi wenigstens, die 90 Taler machen. Das Rindfleisch kostet 29 bis 30 Kreuzer = 2 Groschen unsres Geldes, und das Pfund ist größer als bei uns. Zucker werde ich aus Breslau verschreiben, Kaffee ebenso. Die Unterhaltung der Pferde ist teurer gegen Berlin, das Pferd kommt auf 13 bis 14 Taler monatlich. Im ganzen, denke ich, sollen wir auskommen. Holz ist unmäßig teuer, aber man verbraucht vermutlich auch weniger. Einmal ist der Winter weniger lang. Dann bewohnt man meist den zweiten Stock, der schon gewärmte Zimmer unter sich hat und überall doppelte Fenster und in den meisten Küchen Sparherde.

Mit dem Verkaufen der Meublen richtest Du es gewiß sehr gut ein. Bringst Du aber gar nichts mit? So z. B. gibt es eine Not hier. Man kann gar kein Porzellan haben, und Steingut ist schlecht. Die Fabrik hat keinen Vorrat, und die Bestellungen dauern jahrelang. Mir tut es äußerst leid, daß ich nicht wenigstens einige Dutzend sehr hübsche weiße Tassen von Berlin mitgebracht habe. Ich will hierüber vor Deiner Ankunft, da das Kind in so etwas viel weiser und klüger ist als ich, keine Anstalten machen, aber ich glaube, wir werden müssen Berliner Porzellan holen lassen. Es hat mich sehr lachen gemacht, daß Du sagst, Du hättest über die häuslichen Dinge jetzt mehr Entendement, wie ehemals. Du hattest immer sehr viel, mein liebes Seelchen, wenn Du mehr hättest jetzt, wäre es ordentlich, weil Du nun zwei Jahre allein hast leben müssen, ein Effekt meiner Abwesenheit. Ich will Dich gewiß ganz frei walten lassen. Es wird gar nicht leicht sein,

sich mit wenig hier einzurichten. Wenn Du nur den Verstand dazu machst und befiehlst, so will ich für das Herumgehen und Ausführen schon sorgen. Zu viel Anstalten mache ich gewiß vor Dir nicht, mein Liebes. Wenn es irgend geht, findest Du ein meubliertes Quartier. Ich kaufe dann nur das Indispensabelste, alles übrige machen wir zusammen. Ach! es wird so hübsch sein, viel zusammen zu tun; ich freue mich wie ein Kind darauf.

Der Kaiser ist noch immer nicht hier, und ich bin also auch noch nicht in Funktion getreten. Indes schreibe ich meine Depeschen und habe bis jetzt noch keinen Posttag versäumt. Wenn aber meine Geschäfte nicht zunähmen, so hätte ich eigentlich gar nichts zu tun. Meine Depesche kostet mich zwei Stunden am Abend vor dem Posttag, ehe ich zu Bett gehe, dann übergebe ich sie am andern Morgen Piquot, und er macht das übrige. Die deutschen Sachen sehe ich an, schreibe mit wenig Worten darauf, was darauf geschehen und geschrieben werden soll, und übergebe es Herrn v. Matholey und habe auch weiter nicht viel damit zu tun. Außer diesen beiden ist noch ein tauber Kanzlist zum Abschreiben. Dies ganze Personal aber kostet mich bloß 100 Dukaten.

Die guten, kleinen Mädchen, die sich auf die Reise zu mir freun. Aber Deutsch werden sie wieder nicht lernen. Noch gestern war ich in einer Musikgesellschaft, wo rund herum Italienisch gesprochen wurde. Wenn man erst weiß, daß sie nichts anderes reden, spricht es jeder mit ihnen. Sage, daß ich mich sehr freue, sie oft ins Theater mitzunehmen. Es ist hier eine ganz italienische Oper und dann ein Theater, das ihnen Freude machen wird, weil immer viel Spektakel, Pferde, Wasser und alle Elemente in Bewegung sind.

Ich werde die erste Zeit gar nicht von Euch wegkommen, Ihr Lieben. Erinnerst Du Dich wohl, süßes Kind, daß Du, als Du von Paris kamst, mich auch erinnern mußtest, daß ich gar nichts mehr tat, sondern immer bei Dir war? Wärst Du nur erst hier!

Wie der kleine Hermann nur aussehen mag. Von einem solchen neuen Geschöpf ist es durchaus unmöglich, sich einen Begriff zu machen. Theodor soll am 20. abends hier eintreffen.

Lebe innigst wohl, und komme bald. Gott! welch ein Augenblick, wo ich Dich zuerst wieder in meine Arme schließen werde.

Ewig, ewig Dein. H.

233. Caroline an Humboldt

Venedig, 9. Oktober 1810

Gestern abend bin ich glücklich hier angekommen, allerteuerstes Herz, und obgleich es Sonntag war, empfing ich auch glücklicherweise Deinen teuren, lieben Brief aus Wien vom 29. September. Ein so frisches Datum hat, wenn man so lange Zeit nicht in dem Fall gewesen ist, ein solches bekommen zu können, etwas sehr Rührendes. Ich bin den 2. von Florenz abgereist und denke übermorgen von hier nach Mestre zu gehen und den 11. weiter. So hoffe ich, den 18. bei Dir zu sein. Nur, meine süße Seele, ängstige Dich nicht, wenn ich auch einen Tag oder zwei später käme. Es gibt zu leicht einen Aufenthalt entweder mit dem Wagen oder mit den Kindern. Von Florenz hierher haben wir keinen Unfall mit dem Wagen gehabt, uns aber in den Plainen von Ferrara und Padua weidlich ennuyiert. Der Abschied von Rauch, der uns noch ein Stück hinter Florenz begleitet hat, hat mich sehr gerührt, und er war es bis zu Tränen.

Sollte ich in Klagenfurt kein Wort von Dir und keine Adresse finden, wohin ich in Wien fahren soll, so bitte ich Dich, vom 17. abends an einen sicheren Menschen am Tor auf mich warten zu lassen. Es ist besser, er wartet, als daß ich nicht wisse, wohin. Später wie abends 11 Uhr aber komme ich nicht, ich komme

nun auch, wann und wie es sei. Ich bringe reines Bettzeug mit, wenn es Dir etwa not daran tun sollte, in dem kleinen Bettsack, der sogleich aufgemacht werden kann. Adieu, geliebtes Leben, die Kinder grüßen aufs herzlichste und freun sich unbeschreiblich. Ich schließe Dich mit innigster Sehnsucht an mein Herz. Caroline.

Noch eins, Herzenskind! Hast Du wohl ein Kinderbett für Hermann gekauft? Es muß ungemein hoch und gut gemacht sein, damit man nichts mit ihm riskiere, denn es ist ein sehr unbändiger Junge.

234. Caroline an Humboldt

Udine, 12. Oktober 1810

Es geht gut mit der Reise vorwärts, mein liebes Herz, und ich habe schon wieder die Angst im Leibe, daß ich vor dem 17. ankomme und niemand am Tor von Wien finde, und nicht weiß wohin. Morgen nachmittag oder abend muß ich in Klagenfurt sein, von da bis Wien sind noch 19½ Posten, die fahre ich ganz bequem in zweiundeinhalb Tag, man könnte es in zwei, aber ich will mit den Kindern nichts forcieren. Ich gehe von hier über Villach, was den Weg abkürzt. Wie soll ich Dir sagen, mein liebes Herz, wie unendlich wir uns alle auf Dich und Theodor freun. Die Adel fragte, wem ich schreiben wollte? Ich sagte, Dir. „Salutate me lo mille e mille volte,“*) erwiderte sie. Man spricht hier herum schon ein barbarisches Italienisch, und die Kinder werden manchmal blaß und sehen sich verwundert an.

Adieu, geliebte Seele, ich umarme Dich und denke, wie süß es Dir sein wird, uns so nahe zu wissen.

*) „Grüß ihn mir tausend, tausend Mal.“

235. Caroline an Humboldt

Klagenfurt, 15. Oktober 1810

Meine Pläne, so schnell zu kommen, sind zu Wasser geworden, geliebtes Herz, denn ich habe in den holprichten Wegen des Tirols den linken Schwanenhals des Wagens gebrochen und habe sieben Posten mit einer untergelegten Stütze Schritt fahren müssen, um hierher zu kommen, weil früher in keinem Städtchen sich ein Wagenmacher fand, der ihn machen konnte. Ob ich noch heute werde fortkommen können, weiß ich nicht. Gott gebe nur, daß nachher nichts weiter vorfällt. Das Beste ist indes, daß wir alle wohl sind, und man muß sich also in Geduld über jenen Unfall trösten. Das Schmerzlichste dabei ist mir, daß es den süßen Augenblick des Wiedersehens verzögert. Gestern abend haben wir uns, die Kinder und ich, so lebhaft Deiner Abreise erinnert um Mitternacht. Hätte ich doch wenigstens um dieselbe Stunde wieder bei Dir sein können! Ci vuol pazienza!

Seit gestern ist es fürchterlich kalt, aber sehr klares Wetter. Deutschland hat uns mit Kälte und Langsamkeit empfangen. Das ist unausstehlich auf den Posten, und man gerät oft in Verzweiflung.

Eben kommt Nachricht vom Wagen. Man hofft, er wird um 4 Uhr fertig sein. Dann mach ich noch ein paar Posten heut abend.

Süßes Herz, ich breche hier ab und umarme Dich, bald, bald in Wahrheit. Ach, ich kann den Augenblick nicht erwarten.

236. Caroline an Humboldt

Freisach, 17. Oktober 1810.

Ich habe das Unglück gehabt, ein zweites Mal die Achse zu brechen (denn schon 30 Miglien vor Florenz brach ich sie, und ich wollte es Dir damals nur nicht sagen, um Dich nicht zu beunruhigen) und muß nun hier warten, bis sie fertig ist. Vermutlich komme ich morgen früh fort, ob aber sehr früh, ist ungewiß, denn alles ist hier auf die äußerste Langsamkeit eingerichtet. Keiner hat sich Schaden getan, alle Kinder sind wohl und munter, und es ist nur ein Aufenthalt in dem langersehnten Glück des Wiedersehens.

Vielleicht kann ich Sonnabend bei Dir sein, vielleicht freilich auch erst Sonntag. Nun kommt mir gewiß Theodor vor. Ich umarme ihn. Ich schließ Dich an mein Herz. Alle Kinder grüßen. Hermann hat vorgestern einen Augenzahn bekommen. Ich bin wohl und wir sehnen uns alle nach Dir.

Deine Caroline.

Sonntag, den 21. Oktober, fand die Ankunft in Wien statt, wo Theodor wenige Stunden zuvor eingetroffen war.

Namenverzeichnis

Agamemnon, Humboldts Übersetzung 9, 105, 113, 166, 204, 303, 330, 448.
d'Agincourt, französischer Kunsthistoriker 77, 115, 117.
Akerblad, schwedischer Archäolog 108, 124f., 131, 220, 303.
Albano 201, 203, 204, 210, 214, 225, 233, 242.
Alborghetti 206.
Albrecht, Prinz von Preußen 252, 273, 449, 455.
Alexander, Kaiser von Rußland 49, 168.
Altenstein, Karl Frhr. v. Stein zum, preußischer Staatsmann 313, 411f.
Amati, Abbate, Bibliothekar des Vatikans 104f., 122, 303.
Anastasio, Lohnkutscher 468, 478.
Ancillon, Johann Friedrich, preußischer Staatsmann 95.
Armellini, Lehrer der Humboldtschen Kinder 85, 94.
Arndt 97, 126.
Arnim, Achim v., Schriftsteller 101.
— Bettina v., geb. Brentano 9.
August, Herzog von Sachsen-Gotha 31.
— Prinz von Preußen 105, 425.
Auleben, Besitzung der Familie Dacheröden 16, 45, 60, 288, 299, 306, 319, 461, 472.

Bahn i. d. Neumark 291.
Bamberg 15.
Becker, Zacharias, Lehrer Carolines 31.
Berg, Frau v. 106, 334, 442, 455.
Berlin 16f., 69, 73, 74, 76, 78, 81, 86, 88, 89, 93, 97, 100, 105, 109, 115, 118, 121, 126, 128, 130, 294, 326, 331, 334, 336, 341, 344, 349, 355, 358, 371, 374, 377, 381, 390, 392, 399, 403, 405, 411, 415, 418, 419, 424, 426, 430, 432, 436, 438, 439, 441, 444, 448, 452, 454.
Bethmann, Schauspielerin 146.
— Gebrüder, Bankiers in Frankfurt a. M. 365.
Beulwitz, v., Hofrat, erster Gatte von Caroline v. Wolzogen 44, 304.
Beyme, Carl Friedrich v., Großkanzler 73, 76, 143, 240, 293, 411f.

Bielefeld, Frhr. v., Legationsrat 80.
Blankenhagen, russische Familie 465 f.
Bonaparte, Lucian, zweiter Bruder Napoleons 125, 256, 262, 315.
— Ludwig, König von Holland, dritter Bruder Napoleons 427, 440.
Bronstedt, Däne 411.
Brown, Baron 389.
Brumant, La 443.
Brun, Auguste, Tochter der Schriftstellerin 189.
— Friederike, dänische Schriftstellerin 92 f., 165, 189, 205, 395, 402.
— Ida, Tochter der Schriftstellerin 165, 362, 395, 402.
Buchholtz, Minister 119.
Burgörner, Besitzung der Familie Dacheröden 16, 218, 288, 296, 297, 318, 327, 346, 365, 400, 461.
Burgsdorff, Wilhelm v. 36, 80, 94, 101, 432.
Büsching, Johann Gustav, Professor der Altertumswissenschaften 129.

Canova, Antonio, Bildhauer 479.
Carl, Prinz von Mecklenburg-Strelitz 450, 452, 454.
— Prinz von Preußen, Sohn Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise 441.
Caroline Louise, Fürstin von Rudolstadt 43 ff., 50, 59 f., 135, 145, 191, 304 f., 471 ff., 475.
Cassé, Monsieur de 303.
Charlotte, Prinzessin von Preußen, Tochter Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise 441.
Cicognara, Graf v., italienischer Kunstschriftsteller 5.
Conitz i. Westpr. 290.

Dacheröden, Ernst v. (Bild, Sternbild), Bruder Carolines v. Humboldt 319, 321.
— v., Leutnant, Lehnsvetter Carolines v. Humboldt 292, 299, 300, 306.
— v., Vater Carolines v. Humboldt 14 f., 17, 30, 33, 35, 37, 51 f., 63, 118, 148, 157, 176, 202, 235, 284, 286, 288, 289, 293 f., 300, 306, 319, 321, 326, 344, 346.
Dalberg, Koadjutor 53.
Davout, Herzog von Auerstedt, Marschall 38, 52, 62.
Degérando, französischer philosophischer Schriftsteller 220, 230, 247, 272, 303, 443.
— Madame 220, 247, 303, 315.
Dessault, Madame, Gouvernante Carolines v. Humboldt 35, 297, 319.
Dietrichstein, Prinzessin 261.
Dominikus, Professor 320, 394.
Dohna, Graf Alexander zu, Minister des Innern 19, 46, 48, 75, 78 f., 86, 101, 109, 122, 135, 137, 143, 151, 156, 186, 204, 240 f., 261, 264, 293, 302, 312, 314, 328, 335, 352, 360 f., 374, 411 f., 419, 460.
Dönhoff, Graf 217.
Dunker, Sekretär Humboldts 16, 51 f., 148, 284, 288, 289, 301, 302, 305, 309, 320, 394.

Eberlein 348.
Eger 475.
Erfurt 15, 18, 20, 24, 27, 32, 37, 38, 45, 47, 49, 50, 61, 300, 301, 309, 316, 321.

Ernst, Prinz von Sachsen-Gotha 31, 233, 235, 248, 287, 357.

Ferdinand, Prinz von Preußen 81, 331, 420.
— Prinzessin 100, 343, 420.
Fernow, Karl Ludwig, Bibliothekar 23, 39, 42, 65, 97, 126, 249.
Fichte, Joh. Gottl., Philosoph 93, 167.
Finckenstein, Graf v., preußischer Gesandter in Wien 423.
Foligno 1.
Fondi 387.
Frankfurt a. O. 351 f.
Franz II., Kaiser von Österreich 140, 483.
Franzoni, Bildhauer 117.
Freienwalde a. O. 292.
Freisach 487.
Friedländer, Bankier 107, 152.
Friedrich II., König von Preußen 221.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 49, 55, 64, 73, 75 f., 86 f., 88, 96, 100 f., 102 f., 109, 119, 135, 137, 139, 144, 150, 152, 155, 161, 167, 173, 177, 183, 187, 190, 196, 200, 202, 208, 221, 225, 227, 241, 253, 263 ff., 273, 278, 280, 284 f., 293, 327, 329, 331 f., 349, 353, 371, 374, 376, 378, 381 f., 390, 393, 401, 403 f., 406, 408, 412, 415, 420, 422, 426, 429, 439, 440 f., 444 f., 448 ff., 452 f., 454 f., 456, 458, 460, 465, 468 ff., 479 f.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz 167, 171, 190, 217, 221, 262.

Gedike, Schulmann 457.
Gentz, Friedrich v., Publizist und Staatsmann 337, 474.
Georg, Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz 106, 144, 177, 182, 190, 199, 217, 221, 227, 252, 334, 357, 440 f., 443, 450 f., 458.
Gneisenau, August Graf Neithardt v., General 177.
Goethe, Wolfgang v. 20, 23, 29, 39, 40 f., 49, 53, 57, 60 f., 64 ff., 85, 89, 97, 145 f., 170, 177, 201, 229, 257, 271, 280, 296, 302, 307 f., 310, 312, 317, 320, 322, 326, 330, 333, 356, 359, 465, 475.
Goltz, Graf v. der, preußischer Minister 17, 33, 35, 39, 86, 101, 107, 108, 119 f., 122, 126, 129, 252, 331, 412, 418.
— Gräfin 126.
Görcke, Generalchirurg 160, 212, 440.
Grapengießer, Arzt 69, 82, 103, 109, 116, 292, 298, 436.
Graß 127.
Gros, Karl Heinrich, Professor 15.
Gumbinnen 244.
Günderode, Caroline v., Dichterin 9.

Haarbauer, Josef, Direktor des Medizinalkollegiums in Fulda 309.
Hagen, Geh. Finanzrat 75, 114, 188.
Halle a. S. 322, 459.
Haller, v., Nürnberger 411.
Hardenberg, Karl August, Fürst v., Staatskanzler 406, 411 ff., 415, 419, 422, 429, 432, 449, 460.
Hedemann, August v., Adjutant beim Prinzen Wilhelm 239, 301 f., 325, 336, 347, 366, 371, 373, 376, 389, 459.
Heim, Ernst Ludwig, Arzt 427, 439 f., 441 f.

Heinrich, Prinz, Bruder Friedrich Wilhelms III. 281.
Henning, Frau v. 229, 257.
Herz, Henriette 46, 156, 299, 319, 328, 332, 351, 370, 394, 427.
Hieronimi, Arzt 439 f.
Himmel, Friedrich Heinrich, Komponist 227.
Hirt, Aloys, Archäolog und Kunsthistoriker 325, 349.
Höffelin 443.
Holwede, v., Rittmeister, Humboldts Stiefbruder 107, 131, 184, 373, 436.
Homboldt, Leutnant v. 384.
Hufeland, Christ. Wilh., Hygieniker 171, 329, 427, 439.
Humboldt, Adelheid, Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt 13, 20, 47, 58, 85, 94, 118, 122, 133, 146, 175, 181, 207, 214, 220, 234, 238 f., 241, 246, 262, 267, 269, 287, 289, 366, 383, 394, 402, 422, 468, 485.
— Alexander v. 4, 52, 68, 70, 80, 85, 95, 107, 114, 129, 131, 145, 152, 153, 169, 172, 179, 203, 220, 239, 279, 302, 323 f., 325, 327, 347, 355, 384, 387, 432 f., 437, 445.
— Caroline v., Gemahlin Wilhelms v. Humboldt, Über die Liebe zu den Kindern 14.
Über den Tod 210.
Über Herkulanum und Pompeji 363 ff.
— Caroline v., Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt 3, 37, 93, 104, 118, 127, 131, 133, 167, 197, 203, 204, 205, 207, 233 f., 256, 270, 280, 303, 325, 336, 342 f., 362, 363, 366, 370, 387, 394, 395 f., 402, 409, 463 f., 477.
Humboldt, Gabriele v., Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt 3, 20, 27, 47, 57, 85, 104, 146, 175, 181, 203, 214, 220, 234, 239, 246, 287, 366, 402, 468.
— Gustav v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Humboldt 14, 33, 35 f., 58, 153, 272, 275, 429.
— Hermann v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Humboldt (Pupo) 154, 164, 169, 176, 177, 184, 188, 199, 217, 233, 256, 260, 273, 362, 367, 378 f., 383, 385, 387, 392, 402, 409, 410, 414, 425, 436, 448, 468, 484, 485, 487.
— Luise v., Tochter Wilhelms und Carolines v. Humboldt 153, 175, 199, 272, 275, 429.
— Theodor v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Humboldt 2, 10, 15, 16, 20, 24, 30, 32, 40, 42 f., 52, 57, 67, 71 f., 81 f., 87, 88, 91, 93, 95, 96, 98 f., 103, 105, 110, 118, 121, 123, 130, 131, 132 f., 135, 154, 157, 166, 169, 172, 176, 180, 197, 202 f., 217, 228, 237, 243, 259, 262, 294, 298, 341, 344 f., 351, 357, 360, 363, 365, 366, 372, 375, 381, 384, 388, 389, 392, 393, 396, 398, 403, 409, 414, 420, 422, 424, 425, 430, 436, 437, 448, 456, 468, 479, 484, 485, 487.
— Wilhelm v., Ansichten über das Leben 158.
Ernennung zum Geheimen Staatsrat 55.
Ernennung zum Staatsminister und Gesandten in Wien 418.
Liebe zur Individualität 162 f.
Über das Schöne des Todes 193, 227.

Humboldt, Wilhelm v.
Über den Genuß des Daseins 339 f.
Über den Schmerz 33, 265, 275.
Über den Tod der Königin Luise 439 ff.
Über die Ehe 80, 280, 317.
Über die Frauen 298, 340, 359 f.
Über die Plünderung Tegels durch die Franzosen 70 f., 95.
Über die Reue 223 f.
Über die Schulen 168, 172.
Über die Trauerzeremonien bei der Beisetzung der Königin Luise 448 ff.
Über Eigenleben 99, 141, 146, 149, 158 f., 339, 353.
Über Gentz 337 f.
Über Goethe 29, 40 f., 53, 60, 64.
Über Goethe und Napoleon 21.
Über Goethes Faust 22 f.
Über Goethes Pandora 53 f.
Über Goethes Wahlverwandtschaften 355.
Über Musik und Kunst 89, 111 f., 161 f.
Über Mystik 171.
Über Schiller 54.
Über Unsterblichkeit 216, 276.
Über Wehmut 430 f.
Über Weiblichkeit 13, 34, 49 f.
Über Zeller und seine Erziehungsinstitute 282 f.
Über Zukunftsaussichten 17, 86 ff., 198, 232, 375.
— Wilhelm v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Humboldt 26, 36, 67, 153, 178, 208, 210, 216, 230, 265, 272, 395, 429, 458.
Hymmen, v. 349, 356.
Iffland, August Wilhelm, Schauspieler und Dramatiker 66, 114, 151, 171, 327.
Ilgens, Karl David, Philolog und Schulmann 322 f.
Ingersleben, Kommandant von Küstrin 115.
Itzenplitz 93.
Jacobi, Friedrich Heinrich, Philosoph 6 ff., 11, 12, 24, 101.
Jagemann, Schauspielerin 66.
Josephine, Kaiserin, Gemahlin Napoleons I. 306.

Karl, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, Vater der Königin Luise 439.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar 40, 55.
Karl Ludwig Johann, Erzherzog von Österreich 137, 140.
Kästner 42.
Keferstein, Christian, Geognost 314.
Kettelhodt, v. 45, 472 f.
Khevenhüller, Graf v., österreichischer Gesandter 2.
Kircheisen, v., Justizminister 411.
Klagenfurt 486.
Kleemann 299.
Knebel, Karl Ludwig v., Schriftsteller 64.
Kniep, Christoph Heinrich, Professor, Maler 385.
Koch, Josef Anton, Maler 123, 287.
Koës, v., Däne 411.
Kohlrausch, Arzt 2, 3, 8, 37, 38, 42, 68, 84, 89, 92, 94, 102 f., 109, 123, 132 f., 140, 154, 164 f., 171, 176, 179, 187, 189, 194, 201, 326, 350, 379, 412.
Königsberg 134, 136, 140, 143,

147, 150, 153, 155, 157, 160, 165, 166, 170, 172, 176, 177 f., 181, 184, 186, 190, 191, 196, 198, 199, 205, 208, 211, 216, 221, 223, 226, 228, 230, 235, 239, 251, 258, 261, 273, 275, 279, 281, 284, 288.
Körner, Christian Gottfried, Freund Schillers 312, 330, 479.
Krusemarck, preußischer Gesandter in Paris 279.
Kunth, Erzieher Wilhelms und Alexanders v. Humboldt 18 f., 48, 60, 70, 72, 81 f., 121, 127, 128, 131, 200, 253, 281, 293, 294, 298, 303, 376, 392, 434.
— Adelheid 81 f., 298.
— Frau 82, 121, 298, 319, 460.

Labruzzi 92.
Laroche, Berta v. 74 f., 97, 110.
— Carl v. 9, 72, 74 f., 82 f., 88, 93, 95, 96 f., 105, 121, 123, 147, 154, 163, 165, 166, 169, 176, 180, 236, 274, 293, 319, 328, 335, 352, 357, 360, 370, 382, 384, 389, 394, 398, 403, 420, 430, 462, 479.
— Frau v. 83, 110, 360, 394.
— Hellmuth v. 130, 259, 373, 380, 384, 419, 425.
Lebzeltern, österreichischer Geschäftsträger 2, 96, 179, 189, 214, 221.
Lehndorff, Graf 128 f.
Lengefeld, Frau v. (chère mère) 43, 305, 472.
L'Estocq, General, Gouverneur von Berlin 109.
Levetzow, v. 126.
Link, Maler 411.
Louis, Prinz von Hessen-Homburg 44, 426.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen 44, 425.
Lucchesini, Graf v. 427.
Lucian s. Bonaparte.
Ludwig I., König von Bayern 7.
Luise, Königin von Preußen 49, 102, 106, 114, 141, 144, 155, 167, 171, 177 f., 183, 190, 200, 217, 221, 227, 236, 252, 273, 280, 285, 349 f., 353, 371 f., 393, 408, 426, 439 f., 443, 448 ff., 452 f., 454 f., 456, 458, 465, 467, 469 ff., 479.
— Prinzessin von Brandenburg-Schwedt (Prinzessin Ferdinand) 81, 100, 343.
— Prinzessin von Preußen, Gemahlin des Fürsten Anton Radziwill s. Radziwill.
— Prinzessin von Preußen, Tochter Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise 350, 449.
Lund, Däne 92.

Madeweis, Polizeirat 166.
Madras, spanischer Maler 83.
Maier, Arzt 363, 387.
Maltzahn, v., Hofmarschall 453, 469 f., 480.
Marianne, Prinzessin von Hessen-Homburg (Prinzessin Wilhelm) 135, 145, 155, 167, 171, 191, 304, 336, 451.
Marwitz, Alexander v. d., aus dem Hause Friedersdorf 102, 136.
Matholey, v. 483.
Memel 249.
Mendelssohn, Bankier 152.
Menzingen, Frau v. 481.
Miollis, französischer General 179, 214 f., 408.

Moltke, Frl. v., Hofdame 100.
Mongelas, Graf v., Minister 7.
Motherby, Johanna 239, 250, 276 f., 281, 291, 295, 302, 311, 318, 335, 344.
Mühlmann, v. 347.
Müller von Lilienstern, Baron 385.
München 6, 8.
Murat, Joachim, König von Neapel 77, 143, 190, 195, 279, 306, 331.

Nagler, Karl Ferdinand Friedrich v., Geheimer Staatsrat 411.
Napoleon I., Kaiser 21, 26, 32, 42, 66, 77, 189, 205, 272, 279 f.
Neapel 361, 363, 365, 367, 368, 369, 385.
Necker, französischer Minister 12.
Nicolai, Generalkommissar der apostolischen Kammer 3, 372.
Nicolovius, Alfred, Direktor im Kultusministerium 145 f., 312.
Niebuhr, Berthold Georg, im preußischen Staatsdienst 273.
Niemeyer, August Hermann, Theologe 314, 319.
Nürnberg 10.

Oehlenschläger, Adam Gottlob, dänischer Dichter 211.

Piquot, Gesandtschaftssekretär 478, 483.
Pius VII., Papst 35, 77, 124, 178, 189, 195, 243, 316.
Plamann, Pensionsinhaber in Berlin 71 f., 167, 373.
Prinzessin Ferdinand s. Luise, Prinzessin von Brandenburg-Schwedt.
Prinzessin Luise s. Radziwill.
— Wilhelm s. Marianne, Prinzessin von Hessen-Homburg.

Radziwill, Boguslav 425.
— Fürst Anton 135, 145, 166, 170, 217, 283.
— Fürstin (Prinzessin) Luise, geb. Prinzeß von Preußen 135, 144, 167, 221, 236, 282, 334, 336, 358, 372, 420, 424 f., 427, 451.
— Prinzessin Elisa 81, 262, 425.
Rahel, Levin-Varnhagen 80, 427.
Rauch, Christian, Bildhauer 3, 47, 68, 78, 108, 116 f., 122 f., 125, 138, 144, 152, 179, 189, 190, 197, 200, 202, 242, 246, 256, 270, 304, 348 f., 362, 369, 386, 402, 411, 444, 452 ff., 455, 464 f., 466 f., 469, 479 f., 484.
Recke, v., Präsident 20, 294.
— Frau v. 20, 63, 126.
Reil, Arzt 428.
Reinhard, französischer Minister 11.
— Pfarrer 320.
Rennenkampff, Alexander v. 36, 94, 165, 179, 189, 215, 226, 230, 258, 277, 426, 432.
— Gustav v. 92, 179, 189.
Riemer, Bibliothekar 40, 58, 65, 96.
Rom 2, 13, 26, 35, 41, 46, 57, 67, 76, 84, 92, 96, 104, 108, 116, 123, 124, 131, 132, 154, 164, 169, 175, 178, 180, 187, 194, 197, 219, 247, 256, 261, 267, 268, 270, 271, 278, 286, 289, 294, 295, 302, 305, 315, 319, 324, 329, 333, 348, 357, 388, 395, 397, 401, 408, 409, 410, 421, 422, 428, 435, 443, 456, 458, 464, 465, 468, 476, 477, 478.
Rook 357.

Roux, Jakob Wilhelm, Maler 250.
Rudet, General 195.
Rudolstadt 43, 304.

Sack, Oberkonsistorialrat 109, 152.
Salicetti 190.
Sartoris 126.
Scharnhorst, Gerh. Joh. David v., General, Minister 144, 182, 204, 412.
Schelling, Friedr. Wilh. Joh. v., Philosoph 9.
Schick, Gottlieb, Maler 146, 175, 181, 196, 203, 214.
Schilden, Kammerherr der Königin Luise 200, 227.
Schiller, Charlotte (Lolo) v., Gattin des Dichters 66, 271, 473 f.
— Ernst v., Sohn des Dichters 24.
— Friedrich v. 41, 54, 66, 233, 266, 312, 325, 330.
Schinkel, Karl Friedrich, Architekt 452, 454, 465.
Schlabrendorff, Graf v. 144, 179, 182, 243, 385.
Schlegel, Friedrich v., Philosoph 11, 170.
— Frau v., geb. Brendel Mendelssohn 12, 328.
Schleiermacher, Friedr. Daniel Ernst, Theologe 156, 200, 352.
Schlosser, Joh. Georg, Schriftsteller 146, 303, 307, 349, 429, 457, 466.
Schmalensee 227.
Schmettau, General v. 40.
Schoen, Heinrich Theodor v., Regierungspräsident 244, 246, 253, 445.
Scholtz 128 f., 136.
Schopenhauer, Johanna 24, 65 f., 97.
Schubart 92, 197.
Schuwaloff, russische Familie 466.
Schwarzburg 471.
Solms, Friederike, Prinzessin, Schwester der Königin Luise 251, 252, 282, 442, 475.
Stackelberg, v., Livländer 411.
Staegemann, Friedrich August v., Geheimer Staatsrat 384.
Staël, Frau v. 12, 84, 95, 205, 248, 296, 302, 356, 365.
Stark, Hofrat, Arzt in Weimar 39.
Stein, Heinr. Friedr. Karl Frhr. vom und zum, preußischer Staatsmann 10, 18 f., 39, 48.
— Sohn von Goethes Freundin Frau v. Stein 40, 229, 257.
Stelzer, Professor 168.
Stieglitz, Arzt 230.
Stolberg 146.
Stosch, Arzt 84.
Strogonoff 205.
Süvern, Johann Wilhelm, Professor 146, 313, 351.

Talma, Schauspieler 41.
Tauentzien, Generalleutnant 135.
Tegel 70 f., 87, 95, 113, 126, 251, 424 f., 434.
Temple, Chevalier 279.
—, Lady 92, 249, 267, 268, 269, 270, 271, 316.
Templesche Kinder 268, 269, 270, 279, 303, 317.
Thalebra, Dacheröden'sches Gut 67, 288, 299, 306, 315, 461.
Thorwaldsen, Bertel, Bildhauer 77 f., 92, 330, 347, 348, 398, 479.
Thurn und Taxis, Fürstin von 451.
Tilsit 245.
Torlonia, Bankier 101, 302, 316.

Truchseß, Gräfin, geb. Prinzessin v. Hohenzollern 235.
Tschirschwitz, Pächter von Tegel 70.

Udine 485.
Uhden, preußischer Gesandter in Rom 62, 77, 89, 100, 120, 125, 131, 146, 150, 222, 259, 293, 383.

Vay, Gräfin 233.
Veit, Dorothea, geb. Mendelssohn 328.
— Philipp, Maler 12.
Venedig 4f., 484.
Vera, italienischer Agent 3.
Visconti, Archäolog 117, 325, 349.
Voß 101.
— Gräfin, Oberhofmeisterin der Königin Luise 38, 135, 236, 273, 285, 440, 454.
— Gräfin, Tochter der Frau v. Berg 106, 358, 455.

Weimar, 53, 58, 62, 307, 320f.
Welcker, Friedr. Gottlieb, Altertumsforscher 169, 175, 189, 271, 369.
Werner, Zacharias, dramatischer Dichter 60f., 82, 85, 295f., 303, 307, 319, 349, 389, 429, 466.
Wieland, Christoph Martin, Dichter und Schriftsteller 39.
Wien 478, 481.
Wildenbruch, v., Name der Kinder des Prinzen Louis Ferdinand 81, 425.
Wilhelm, Prinz, Bruder Friedrich Wilhelms III. 135, 191, 239, 281, 301, 460.
Willich, Frau v. 156.
Winterfeldt, v., Minister 46.
Wittenberg 63.
Wittgenstein, Fürst 38.
Wolf, Bildhauer 455.
— Professor der Philologie 39, 79, 105, 113, 166, 313, 332.
Wolzogen, Adolph v., Sohn Wilhelms und Carolines v. Wolzogen 24, 94, 321.
—, Caroline v. 20, 23, 29, 39f., 42, 49, 53f., 62, 64, 66, 207, 218, 230, 257, 266f., 271, 307f., 309ff., 317f., 320, 322, 326, 330, 347, 351, 382, 434, 473f.
— Wilhelm v. 230, 307, 325.

Zeller, Karl August, Pädagoge 282, 284.
Zelter, Karl Friedrich, Komponist 111f., 161, 428.
Zimmermann, Kammerdiener des Herrn v. Dacheröden 306, 309, 320.
Zoëga, Altertumsforscher 3, 77f., 89, 92f., 104, 114, 116, 124f., 178, 197.
— Laura 197.

Berichtigung.

Seite 301 in der Anmerkung ist zu lesen: Friedrich Wilhelms III. statt Friedrich Wilhelms IV.

Buch- und Kunstdruckerei F. E. Haag in Melle i. H.

LG.
H9196w
133681
and
Author Humboldt, Wilhelm von. Humboldt, C.F. von
Title Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, hrsg. von Anna von Sydow. Vol 2
NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

Gedruckt mit Mitteln der Zürcher-Hilfskasse